

Helge Landmann/Hartmut Bock (†)

Liebe ist mehr

Zwiegespräch mit einem Verstorbenen über das Werk des Philosophen und Denkers Hans Blüher

Christiane Bense gewidmet, die über mehr als 25 Jahre als Ideenspenderin und Unterstützerin für verschiedene gemeinnützige Initiativen wirkt.

Die Arbeit baut auf einer Vorlage ihres Vaters auf, die sich in dessen Nachlass befand.

Vorwort	1
Natur im Spiegel des Denkens – ein Zwiegespräch	4
I. Immanuel Kant und die philosophierende Physik	6
II. Das physikalische Weltbild und die kritische Philosophie	20
III. Die Achse der Natur	34
IV. Das archetypische Potential	45
V. Philosophie in Aktion	59
VI. Vom transzendentalen Ort der Liebe	79
VII. Die Begründung der Ethik im reinen Ereignis	97
VIII. Quaternität als halber Weg zum Universum	117
VIV. Politik der Liebe als Gebot	120
Zur Triebkraft	135

Vorwort

Jüngst ließ mich ein Zeitungsbeitrag aufhorchen in dem mitgeteilt wurde, dass US-Forscher im Fachblatt Scientific Reports davon berichten, sie hätten ein bisher unbekanntes Netzwerk entdeckt, das den gesamten Organismus durchzieht. Es gehöre zum sogenannten Interstitium, dem Zwischengewebe, das unter der Haut liegt, aber auch Lunge, Verdauungstrakt und Harnwege auskleidet. Das Interstitium steht zudem in Verbindung mit Blutgefäßen, Lymphsystem und Muskelgewebe. Die neu entdeckte Struktur als Organ anzusehen wäre möglich, würde aber im Moment zu weit führen.¹

Nun gibt es heute viele solcher Meldungen und man könnte darüber zur Tagesordnung übergehen. Andererseits weiß die Geschichte zu berichten, dass sich Entdeckungen nicht gleichmäßig über die Zeit verteilen. In Umbruchzeiten häufen sie sich. Da erscheinen sie zuweilen wie Blüten an den Bäumen und Sträuchern, die herrliche Früchte zu tragen versprechen.

Die Früchte unserer Tage werden aber recht häufig vergällt, noch ehe man sie im eigentlichen Sinne erkannt, gewürdigt oder gar genossen hat, und so wird auch das gerade erst gefundene Zwischengewebe, das sich netzartig im gesamten Körper verteilt, sehr schnell mit der Ausbreitung und Therapie von Krebs in Verbindung gebracht, ausgehend freilich von dem noch immer geltenden Paradigma, dass Krebs eine gefährliche, sich weltweit auf dem Vormarsch befindliche Krankheit sei und bekämpft werden müsse. Doch, ist dem tatsächlich so oder haben wir es in diesem Fall, wie in so vielen vergleichbaren, mit ausgeprägter Symptomenschele zu tun? Denn unser Körper ist doch nicht „dumm“ und unsere inneren Abwehrkräfte sind doch nicht auf Selbstzerstörung aus, sondern auf Selbstheilung. Wenn ein Symptom pathophysiognomisch etwas aufmerksamer betrachtet wird, liefert es nämlich in den allermeisten Fällen erheblichen Zugewinn an Einsichten und damit eher den Einstieg in den Prozess der Heilung, als selbst zum Problem zu werden. Es „wegzusalben“ oder „wegzuoperieren“ oder zu bestrahlen wäre also wirklich nur die letzte Option.

Warum aber sollte uns ein Netz von sogenanntem Zwischengewebe so viel mehr bedeuten, als irgendein anderes Stabilisierungssystem? Weshalb sollte Gewebeflüssigkeit, die darin bewegt wird, mehr sein als eben ein Transportmittel?

Wir könnten uns bei der Behandlung dieser Fragen einmal aus den Talniederungen der Einzelwissenschaften aufmachen in die Höhenlagen einer wissenschaftlichen und philosophischen Gesamtschau. Dann würde vielleicht deutlich, dass ein System, welches räumlich die verschiedensten Körperorgane verbindet und auskleidet, fast zwangsläufig auch deren Informationsaustausch dient. Wenn man schließlich einen Schwerpunkt dieses Netzwerkes suchte, würde man mit Sicherheit im Solarplexus fündig, jenem autonomen, lichtempfindlichen Nervengeflecht zwischen Brustkorb und Magengrube, dessen Bedeutung in der Schulmedizin noch immer unterschätzt wird.

Die Forschung hat mit den Untersuchungen Gerald W. Pollacks zum Verhalten von Wasser, insbesondere an sogenannten Ausschlusszonen – das sind Zonen im Grenzbereich zu hydrophilen Inhaltstoffen bzw. Gefäßwandungen – zudem differenzierte Ladungsträgeranordnungen ausgemacht.² Wasser und viele Körperflüssigkeiten sind mithin in der Lage, Informationen über längere Zeiträume zu speichern und weiterzuleiten, was im konkreten Fall eine intensive Wechselwirkung mit den sympathischen und parasympathischen Nervenfasern des Solar plexus ermöglichen würde.

Dieser Part der Speicherung mag insbesondere energetische Impulse betreffen, die nicht sofort über Nervenbahnen ins Gehirn geleitet werden, die damit jedoch den etwas langsamer an- und

¹ Sächsische Zeitung 04.04.2018

² Pollack, Gerald W.: Wasser – Viel mehr als H₂O, 2015

abschwellenden Emotionen aus den Körperorganen einen Platz bieten. Dieser Prozess wird durch die Bezeichnung „Bauchgefühl“ von alters her mit dem Magenraum in Verbindung gebracht.

Hans Blüher hat in seinem 1949 veröffentlichten Hauptwerk „Achse der Natur“ die Philosophie der Nachkriegszeit herausgefordert, indem er nach umfangreicher Betrachtung objektiver, subjektiver und transzendentaler Wirkungsebenen des Denkens auch ein „Organ der Liebe“ für gegeben ansah. Er war allerdings nicht in der Lage und wohl auch nicht gewillt, dieses biologisch zu verorten, sondern behandelte es lediglich transzendental.³ In seinen Darlegungen suchte er folglich dem nach Plato kaum noch „philosophisch“ aufgegriffenen Thema „Liebe“ unter Berücksichtigung über unsere Erfahrung hinausgehender Aspekte eine neue Wichtung zu geben. Diesem Weg ist von etablierter Seite später nicht weiter gefolgt worden, wohl weil es in der Angelegenheit „Liebe“ so viele Assoziationen und Spielarten gibt, vom Sex über die Liebe zur Sache bis hin zum Hohelied der Liebe und der Heiligenverehrung. Es mag aber auch andere Gründe gegeben haben. Martin Lichtmesz zitiert in einem Autorenportrait⁴ den Nachruf eines Zeitgenossen auf den glühenden Subjektivisten Blüher: „Als er im Frühjahr 1955 unerwartet verstarb“, steht darin, „betrauerten ihn alle ehrlichen Nonkonformisten. ‚Denn er war unser‘, kann [aber, d. Autor] gottlob keine Gruppe oder Richtung Hans Blüher nachsagen, der sich sein Leben rechtschaffene Mühe gab, ein Ärgernis zu sein.“ Wenn man den Körper als Spiegel der Seele betrachtet⁵, dann erklärt sein Tod durch Leberzirrhose, dass Zorn und Wut seiner unermüdlichen Aufklärungsarbeit und Mahnung ein jähes Ende setzten...

Einem kühlen Denker und Rationalisten, der von seinen Fachkollegen ernst genommen werden wollte, hätte die Befassung mit Blühers Erbe schnell die Reputation gekostet, obgleich dies der literarischen Meisterschaft und philosophischen Gedankendichte des Autors in all seinen Werken kaum gerecht wird. Der Kirche andererseits lag ebenfalls nicht daran, an der Wiederentdeckung der Liebe in ihren verschiedenen Ausdrucksweisen mitzuwirken, schon gar nicht veranlasst durch Blüher. Es hätte ihr eine unendliche Zahl von Klarstellungen vormaliger Verbiegungen abverlangt.

Hartmut Bock, Theologe und Pfarrer der evangelischen Kirche in der DDR, hat 1959 dennoch diesen Versuch unternommen.⁶ Ihm ist es gelungen, Blüher von Attributen der Übersteigerung zu befreien, andererseits aber als innovativen Denker in Fortführung der Philosophie Kants und Schopenhauers sachlich zu würdigen. Seine mehr als hundertseitige Abhandlung zum Hauptwerk Blühers fand aber wohl zeitbedingt keinen Abnehmer, weder an einem Lehrstuhl der Philosophie noch an solchem der Theologie. Sie verlor sich schließlich in einem nicht weiter beachteten, schriftlichen Nachlass.

Bock geht mit Blüher sehr weit in die Urgründe des Transzendentalen und steht genau dort vor der Begründung der Nichtbegründsbedürftigkeit des Göttlichen in der Liebe. Dabei bleibt er bescheiden, erwägt diesen Zusammenhang auch nicht als ultima ratio, tastet sich nur sanft an das Thema heran.

In der oben angeführten Forschung zu einem neuen „Zwischengewebe“ haben derartige Gedanken natürlich keinen Platz gefunden. Sie sind einerseits noch zu jung und andererseits auch von einem ganz anderen, empirischen Forschungsrahmen bestimmt.

Die folgende Arbeit soll dazu dienen, den Entwurf Bocks zu einer kritischen Philosophie (Natur im Spiegel des Denkens) in einem fiktiven Wechselgespräch auf ihre allgemeine, in Bezug auf die Liebe aber auf ihre reale Tragfähigkeit zu überprüfen. Denn eines gibt es überraschend oft: hassartiger Verdruss, als Gegenstück zur Liebe, gebiert bzw. manifestiert Krebs und andere schwer destruktive Erkrankungen. Insofern ist die therapeutische Grundrichtung des US-amerikanischen Reports in einer

³ Hans Blüher: Achse der Natur

⁴ Martin Lichtmesz: <https://sezession.de/2679/autorenportrait-hans-blueher>

⁵ Louise Hay: Heile Deinen Körper, 1996

⁶ Hartmut Bock: Natur im Spiegel des Denkens (unveröffentlicht)

Zeit unendlich vieler lokaler Kriegseignisse, Scharmützel, Terrorakte, familiärer und partnerschaftlicher Streitfällen nahe liegend und weiterführend. Nur, dass eine engmaschige Gewebestruktur, die dem „Hass“ Nährboden liefert⁷ und dort vermeintlich auch bekämpfen lässt, auf der anderen Seite wahrscheinlich gleichermaßen dazu da ist, hochemotionalen, wie hochgeistigen Qualitäten der „Liebe“ Platz zu bieten. Wäre es deshalb nicht vorteilhafter in „Liebe“ zu investieren, als in die Unterdrückung von „Hass“?

Und noch eine weitere Beobachtung soll dieses Wechselgespräch begleiten: Jedes Leben, das immerfort beschleunigt, beginnt zu polarisieren. Die durch die Dialektik bekannten Gegensätze verweigern sich in diesem Falle der Auflösung. Sie verlieren ihr in mancher Hinsicht irritierendes Licht- und Schattenspiel, welches in einer sinnlich übertragenen Art so etwas wie Frühling und Herbst darstellt. Wir können dieser unnatürlichen Polarisierung weiter tatenlos zusehen und heizen so, wie viele andere, sachlich wie bildhaft die Atmosphäre auf, bis es Blitze regnet. Wir könnten uns aber auch bemühen, das eigene Tempo zu verringern und durch die Anwendung wichtiger Grundprinzipien der Dialektik Konflikte zu lösen bzw. das friedliche Zusammenleben zu befördern. Wir arbeiten dann nach dem Gesetz der Energieerhaltung gewaltfrei und mit „Liebe“. In der Regel bekommen wir solche sogar zurück.

Eines ist sicher, wir haben es bei der „Liebe“ mit einem Phänomen zu tun, das ob als Licht, Gott oder anderweitig im Universum auftretend, irdische wie transzendente Schauplätze kennt. Wir werden in einem lebensechten wie philosophischen Diskurs aber auch damit umgehen müssen, die Kehrseite „Hass“ anzuschauen, die aus der Tradition heraus mit Dunkelheit oder Teufel in Verbindung gebracht wird. Beide Kategorien sind ähnlich wichtig, denn für ein Leben zählt die Summe der Erkenntnisse, nicht die Art ihres Erwerbs. Uns Menschen bleibt insofern z.B. die Wahl, ob wir in Aktionen der Völker- und Naturvernichtung den kollektiven Supergau anstreben oder aber privat und häuslich die Höhen und Tiefen, das Licht und den Schatten der Leidenschaften leben, so fein dosiert, dass resultierende „Blitzschläge“ lediglich elektrisierende Hautreizungen verursachen.

In seiner „Achse der Natur“ hat Blüher den Kontext unseres Gedankenaustausches über die Natur geliefert, suchen wir mit Hartmut Bock unseren Text, um aus der gegenwärtigen Phase wissenschaftlicher Sprachverwirrung herauszufinden, in der jedes Fachgebiet der Wissenschaft seine eigenen begrifflichen Auslegungen aber oft genug keinen Zusammenhang miteinander kennt.

Es wird dem ungedulden Leser möglicherweise schwer fallen, die Gedankenwelt der Philosophie als Teil der Wissenschaft zu verstehen. Aber genau darin liegt das Problem. Die Philosophie hatte früher einen hohen Stellenwert bei der Naturbetrachtung und war lebensnah. Unterdessen ist sie leider immer mehr der Naturwissenschaft gewichen, die in ihren Einzeldisziplinen nur noch wenig oder keine Philosophie besitzt. Wie in einem Streichelzoo werden die letzten Persönlichkeiten der Gattung „Philosoph“ vorgeführt. Es scheint an der Zeit, die klare Sprache dieser Königin der Wissenschaften verstehen zu lernen, um unsere aus den Fugen geratene Welt versöhnlicher und liebevoller werden zu lassen.

⁷ Man denke hier durchaus auch an die Erde, mit ihrem verästelten System der Grundwasserleiter, welches durch Raubbau und Misswirtschaft immer weiter zerstört wird, bis jede Quelle versiegt. Hier drängt sich eine Analogie geradezu auf und würde einen wesentlichen Grund für die hassgeladenen Auseinandersetzungen im Nahen und Mittleren Osten liefern.

Natur im Spiegel des Denkens – ein Zwiegespräch

Hartmut Bock (B): Philosophie war in ihrer Morgenblüte in der griechischen Antike eine Sache, die das Herz erwärmte und Entdeckerfreuden genießen ließ: die Jugend begeisterte sich daran, den Dingen auf die Spur zu kommen, und die Alten wetteiferten mit der Jugend im Suchen der Wahrheit. Wer weise war wie Sokrates, wollte nur helfend lehren, eigener Erkenntnis zum Durchbruch verhelfen; wie die Hebamme der jungen Mutter zur Geburt ihres Kindes. Welche Liebe zur Sache wie zum Menschen, gepaart mit nüchterner Redlichkeit des Denkens und funkelnder Eleganz der Rede, leuchtet in den platonischen Dialogen auf! Philosophie hatte damals eine unmittelbare Nähe zum Leben, wie sie sonst nur die Religion aufzuweisen hat. Beide verloren sich freilich mit dem Ausgang der Antike in hoffnungslosem Skeptizismus und im mystischen Dunkel menschlicher Erlösungssehnsucht, bis das junge Christentum die Freude an der Durchdringung des Lebens und Denkens mit den Kräften eines tief im Weltengrund verankerten Geschehens von neuem und ganz anders noch weckte und schenkte.

Helge Landmann (L): Ist es mit der Philosophie nicht ebenso wie mit dem Lauf aller Dinge? Es gibt ein Auf und Ab – in seiner großen gesellschaftlichen Dynamik zuweilen befördert, manchmal aber auch gebremst. Eben nicht in der Idealform einer Sinuskurve. Und was wäre die Welt ohne die Gewalt zuckender Blitze, die aus mehreren Nebenarmen gespeist scheinen, die sich in der Regel zum Himmel hin in einem Hauptstrom vereinigen? Wäre sie nicht fade und langweilig? Ist der Nimbus eines Zarathustras mit seinen eruptiven Lichtblitzen nicht ein Sinnbild für die zuckende Wechselwirkung von Harmonie und Dissonanz?

B: Die gewaltige Bewegung bezog auch die Philosophie in ihr Kraft- und Spannungsfeld mit ein, ohne ihr allerdings den alten vollen Klang noch einmal zu geben. Denn einst war die Philosophie und Religion nahe benachbart, nun aber wurde sie von ihr benutzt, um die Weisheit der Offenbarung Gottes im Fleisch als vernünftig zu erweisen. Das ganze Mittelalter hindurch war sie so zu einem Schattendasein verurteilt; der Blick auf die Natur, aus dem sie einst in reicher Fülle Anregung und Anleitung geschöpft hatte, war ihr versperrt durch die geforderte alleinige Ausrichtung auf die Heilstatsachen der Offenbarung. Wie verhängnisvoll sich diese Absperrung des Denkens von der Natur und ihrer unmittelbaren Erfahrung ausgewirkt hat, wissen wir heute nur zu gut. Nicht allein die Fehler kirchlicher Bevormundung der Forschung in der Frühzeit der modernen Wissenschaft, sondern auch die in ihren Ausläufern bis heute fortdauernde Feindschaft zwischen Religion und Wissenschaft rühren aus dieser Abschnürung des Denkens und der Forschung von dem nährenden und tragenden Mutterboden der Natur.

Inzwischen ist jedoch einiges geschehen: Die aufkommende Wissenschaft hat sich vor dreihundert und mehr Jahren in einem Akte geistiger Befreiung den Weg zu den Quellen, zu den Gegebenheiten der Natur erkämpft. In der Wende zum siebzehnten Jahrhundert war es das bahnbrechende Genie Galileo Galileis, das die europäische Gelehrtenwelt unermüdlich dazu rief, doch endlich die Natur selbst wieder zu befragen, nachdem man so lange nur in den Werken der Alten nachgeschlagen; doch endlich der Erfahrung zu trauen, die von der Natur selbst herrührte, statt aus dem armen Hirn herauszupressen, wie die Natur eingerichtet sein müsste. Die Erfindung des Fernrohres kam ihm zur Hilfe, das Experiment, in dem die Natur gezwungen wird, sich zu den Sätzen der Wissenschaft zu bekennen oder sie zu verwerfen, war neu in seiner fundamentalen Bedeutung erkannt. So war die Natur wieder das, worin allein sie fruchtbar werden kann: nicht nur Gegenstand der Forschung und des Denkens, sondern Quelle und Ursprung aller Erkenntnisvorgänge und Erfahrung, Lehrmeisterin

und Richterin aller Wissenschaft. Damit aber bekam auch die Philosophie ihr echtes Gegenüber zurück; denn die Ergebnisse der Forschung wollten gedeutet sein, (und aller Forschung lag doch schon irgendwelche Philosophie zugrunde, was ja der eigentliche Grund gewesen ist, weshalb die Kirche so in Abwehrhaltung ging, und nicht die freie Forschung als solche). Physik schrie wieder nach Philosophie, ganz anders als die Kirche es je getan hatte.

L: Verlangt man der Kirche hier nicht allzu viel ab? Im Sinne der Dialektik war sie nicht Gegenspielerin sondern Verwandte der Philosophie. Und jene „Heilstat der Offenbarung“, durch Propheten mehrfach schon geschehen, ist sie nicht legitimer Gegenstrom zu jenem Strome, der Rinnsale des Geistes in Himmelssphären bündelt?

Wir wissen aus Lebenserfahrung, dass nahestehende Ordnungen gleicher Polung abstoßend aufeinander wirken. Es ist der „Kitt“ der Notwendigkeit, der sie dennoch zueinander führt. Der Wille „Abstoßung“ diskursiv zu begleiten – ständig im Gespräch zu bleiben – passt da nicht eigentlich ins Bild. Man kann übergroße Anziehung wie Abstoßung bestenfalls durch Zwischenschichten dämpfen. Und, dass die Physik nach der Philosophie geschrien habe, das dürfte gleichfalls überzogen sein, denn diese existierte gerade mal als zartes Pflänzchen wieder und suchte bei der Schwester in der Wissenschaft nach einer Stütze.

B: Man kann nicht sagen, dass dieses neue Verhältnis immer zum Besten gewesen wäre. In großen Zügen: neben Galilei, der die Natur befragte, in ihrer Erfahrung sie reden lässt, steht René Descartes, der Vater der neuzeitlichen Philosophie, der genau im anderen Polgebiet einsetzt und nur das als vertrauenswürdig und sicher ansieht, was im Denken sich abspielt und in den eigentlichen Zuständigkeitsbereich des Menschen fällt. Neben dem Empirismus der Physik steht der Rationalismus der Philosophie. Dieser wird auf dem Kontinent weiterentwickelt durch Spinoza, Leibnitz und Wolff, aber der Antrieb der empirischen Forschung ist so mächtig, dass auch sie ihre philosophischen Vertreter findet, vor allem in den englischen Empiristen Locke und Hume, die dem Problem nachdenken, wie denn der Rohstoff sinnlicher Erfahrung zu einem geordneten Bild der Welt verarbeitet wird. Diese beiden Grundlinien der Philosophie vereinigen sich in dem Genius Immanuel Kants zu einem einheitlichen Weltbild, in dem beides, Erfahrung und Denken, in ihren Grundfunktionen erkannt sind und ihren transzendentalen Ort zugewiesen bekommen. Unmittelbar darauf bricht jedoch dieses bis dahin so fruchtbare Gespräch auseinander in die Wolken-Philosophie des Idealismus auf der einen und die naiv-realistische mechanische Physik des neunzehnten Jahrhunderts auf der anderen Seite. Der sogenannte Idealismus kletterte auf der Leiter der Spekulation umher, ohne sich um die handfesten Tatsachen der physikalischen Forschung zu kümmern; und die klassische Physik betrachtete die Philosophie, soweit sie ihr dienstbar, lediglich als Instrument „zur Verbreitung wissenschaftlicher Kenntnisse“ oder vielmehr weltanschaulichen Unfugs.

L: Das scheint die gemachte Annahme über das generelle Verhältnis von Physik und Philosophie nur zu bestätigen. Wenn sie funktioniert, ist die kritische Philosophie „Anregerin“ und „Zuchtmeisterin“ der empirischen Wissenschaft in einem. Faustisch wollen wir alle wissen, „was die Welt im Innersten zusammenhält“. Andererseits sollte gerade die Philosophie nicht ausscheren aus dem Wertekanon von Ethik und Moral, denn sonst verliert sie ihren guten Boden. Und wenn sie nur auf den Ergebnissen einer Fachdisziplin fußen und keine praktischen Belege abfordern würde, sie wäre nur ein Hirngespinnst. Insofern könnte man ihre Funktion eher mit der Nabelschnur vergleichen, die zwei verschiedene Existenzen über eine Zeit ganz universell verbindet.

B: Seit Beginn unseres Jahrhunderts ist darin nun eine Wende eingetreten. Es war nicht die Philosophie, die von neuem Kontakt mit der Naturwissenschaft suchte oder gar sich durch Akte des Aufbegehrens und der Selbstbestimmung von der Vormundschaft der Naturwissenschaften befreite, sondern die Physik selbst geriet in Widersprüche und war gezwungen, die philosophischen Grund-

lagen ihres Systems zu überprüfen. Hier wird die alte Erfahrung von neuem gemacht, dass das Denken aus sich heraus nicht zu fruchtbarer Erneuerung kommen kann; ohne sinnliche Anschauung, aus der es sich nährt, bleibt es leer. Im Zeitalter der Wissenschaft heißt das aber: ohne die Erfahrung der experimentell zu erforschenden Natur. Umgekehrt aber gilt auch: die naturwissenschaftliche Erfahrung ohne die klärende und erhellende Begrifflichkeit des Denkens, ohne eingehende Prüfung der philosophischen Fundamente, auf denen sie ruht, gleicht einem blinden Fenster, durch das man nichts sieht, gleicht dem Manne, der mit der Stange im Nebel umherfährt. Und da sind wir auf einer Stufe, im Stadium der modernen Wissenschaft, wieder bei dem alten Problem angelangt, das es neu zu durchdenken und womöglich zu klären gilt: Wie stimmt die Natur mit dem Denken überein, wie kann das Denken die Natur durchdringen und erhellen mit dem begründeten Anspruch, wirklich „etwas“ zu erkennen und sich nicht bloß im Gehäuse des eigenen Begriffsvermögens zu drehen? – Die Natur im Spiegel des Denkens; das Denken als Spiegel der Natur!

I. Immanuel Kant und die philosophierende Physik

B: Schon die Denker des Altertums waren dem Problem auf die Spur gekommen. Freilich kann man damals von eigentlicher Tatsachenforschung im Sinne der modernen Wissenschaft noch nicht sprechen. Darum bleibt alles in vergleichsweise größerer Naivität, in größerer Nähe zum Leben und Lebensganzen, das man im Mythos zu umspannen suchte. So findet sich bei Plato jene im strengen Sinne realistische Grundauffassung, dass alles was ist, sein Dasein objektiver Wirklichkeit und wirkender Kräfte verdanke. Nicht nur das wahrnehmende Bewusstsein sei gezeugt und geprägt von den Dingen der Natur, die der Seele vorgehalten werden, bis sie begreift und in den Begriffen ihrer habhaft wird, sondern auch die Einzeldinge selbst seien nichts als massenweise Ausprägungen eines hinter den Dingen als wirkende Kraft stehenden Urrealen, dem Typus oder Archetyp der mancherlei Einzeldinge, die eben darin ihren festen Halt im raschen Wechsel individuellen Lebens haben. Neben diesem ganz der Natur hingeebenen Denken prägt sich in Platons großem Schüler Aristoteles der andere, mehr nominalistische Standpunkt aus, der im Denken selbst seinen Ausgang nimmt und versucht, durch Namensgebung und begriffliche Bezeichnung Ordnung in das Chaos der Natur zu bringen, sie mit einem festen Begriffssystem, einer wissenschaftlichen Nomenklatur zu überziehen, um auf diese Weise ihrer habhaft zu werden und sie zu beherrschen. Diese Denkart traut der Ratio eine aktive Rolle zu und meint, die Natur mit den Gesetzen des Denkens zu durchdringen und zu ordnen.

L: Ist es nicht paradox, Aristoteles, der philosophische Denker, wird bei logischer Fortführung seiner Herangehensweise zum Beförderer des reinen Materialismus?! Man kann ihm dabei schon abnehmen, dass er eine chaotische Welt begrifflich fassen und ordnen wollte. Indem er alles in den Bereich eines wahrnehmenden Bewusstseins stellt, brauchte er allerdings auch Namen und Ansprechbarkeiten. Offenbar hatte er aber noch keine richtige Vorstellung davon, wie Bewusstsein zustande kommt, dass nämlich Begrifflichkeiten aus der „realen“ mit Vorlagen einer „imaginären“ Welt verglichen werden. Platons „Dinge der Natur, die der Seele vorgehalten werden“ treffen es dabei relativ gut. Dieser Vorgang spielt sich aus anthropologischer Sicht offenbar zwischen den Hemisphären des Großhirns ab. Es bedarf also immer verschiedener Ist- und Sollwerte, um sich ablaufender Vorgänge bewusst zu werden. So wie aber die Istwerte veränderlich sind, so sind es über größere Zeitspannen auch die Sollwerte. Natur ist in ihrer Gesamtheit nicht statisch. Erst die Einäugigkeit des Aristoteles führte zu jenem Rationalismus, der auch heute noch die Wissenschaft bisweilen wie eine Krankheit überfällt und ihr die Perspektive des Bewusstseins nimmt.

B: In diesem Rationalismus ist die mittelalterliche Kirche – auch in ihrem Verhältnis zur Natur – festgefahren. Es wäre reizvoll, sich auszumalen, wie die Geschichte der Kirche und ihr Verhältnis zur aufkommenden Wissenschaft sich gestaltet hätte, wäre nicht der etwas trockene Aristoteles durch die

Araber zuerst aus der verschütteten Antike nach Europa gebracht worden, sondern sein so viel tieferer Lehrer Plato... die Wirkungen Platos, in der Renaissance, als die flüchtigen Byzantiner ihn in Italien zu neuem Leben erweckten, lassen jedenfalls darauf schließen, dass das scholastische Vertrauen in die Kräfte der Vernunft kaum so sehr hätte überwiegen können, dass man den Blick durchs Fernrohr Galileis ablehnte, weil „nicht sein kann, was nicht sein darf“. „Zum Sehen geboren, zum Schauen bestellt“, wie es Plato genauso wie seinem großen Geistesverwandten eigen war, hätte man sicher unbefangen, wenn nicht gar mit großer Freude sich dem neuen und so ganz Erstaunlichen hingeben können. So aber kostete es einen harten Kampf, das Denken aus den abstrakten Bereichen der blossen Vernunft herauszulösen, den Blick auf die Natur selbst zu richten und der Erfahrung zuzutrauen, was sie leisten kann. Die beginnende Naturwissenschaft brach mit dem dogmatischen Monopol der Philosophie des Aristoteles, und man kann mit einem gewissen Recht dies als eine der Wirkungen Platos auf die Neuzeit betrachten, obwohl natürlich die empirische Forschung als solche und die technischen Erfindungen der ersten wissenschaftlichen Instrumente die Hauptanstöße gaben und den Blick der Forscher gebieterisch und unwiderruflich von den Büchern weg auf die Natur hin lenkten.

L: Nun war Aristoteles andererseits der wichtigste Vordenker moderner Wissenschaftssystematik. Viele noch heute gültige Begriffe und Methoden in der Wissenschaft wurden von ihm, seinen unmittelbaren Schülern und Parteigängern, denen an festen Strukturen, Maßen und Gewichten gelegen war, eingeführt. Verlockende Einfachheit für schwache Geister!

B: Die Philosophie stand aber damit vor ihrer großen Aufgabe in der Neuzeit: Das Verhältnis von Natur und Denken neu zu erforschen. Die antike Naivität war dahin, seitdem Descartes den Zweifel zum Hauptprinzip der Philosophie erhob und die englischen Empiristen, besonders Hume, alle Sicherheit des Wissens bestritten hatten. René Descartes, selbst Physiker und Mathematiker von Format, setzte in seinen „Betrachtungen über die Grundlagen der Philosophie“ auseinander, wie sehr der Mensch getäuscht wird in alledem, das seine Sinne wahrnehmen, und „weshalb wir an allen, besonders aber den materiellen Dingen zweifeln können.“ Dieser umfassende Zweifel hat aber den positiven Sinn, „den Verstand von den Sinnen abzulenken“ und zu bewirken, „dass wir an dem, was wir schließlich als wahr erkennen, nie wieder zweifeln können.“⁸ Es geht also um Sicherheit und Zuverlässigkeit des Wissens. Diese aber findet Descartes bekanntlich in der unumstößlichen Tatsache, dass ich zweifle, also denke, also bin: cogito, ergo sum. Damit war das rationalistische Prinzip in moderner Weise erneut klar formuliert und für mindestens ein Jahrhundert die Richtung des Denkens auf dem europäischen Kontinent gewiesen. Es war, wenn auch noch nicht in klarer Bestimmtheit erkannt, so doch wenigstens mit sicherem Griff festgehalten, dass Sicherheit des Wissens nur im Denken, nicht aber in der Natur, wie sie von den Sinnen wahrgenommen wird, gegeben ist.

L: Im Grunde gibt es an einer kritisch überprüfenden Sicht nichts auszusetzen. Gefühlsmäßig aber sträubt sich jedem doch das Haar, wenn alle ihm angeborenen Sinne nur zur Täuschung beitragen sollten. Hier scheint die Ausgewogenheit der Betrachtung zu fehlen. Offensichtlich formulierte an dieser Stelle der zu abstrakter Subjektivität neigende Mathematiker ein Programm wider der Objektivität.

B: War somit der eine, der subjektive Pol des Naturzusammenhanges, auch am Beginn der Neuzeit mit einem fast instinktiven Wissen um seine Bedeutung fixiert, so war doch andererseits die empirische Forschung nicht aufzuhalten, die zunächst einmal ihren Weg unbekümmert um philosophische Spitzfindigkeiten in einem glänzenden Aufstieg nahm. Dem Vater der modernen Naturwissenschaft, Galileo Galilei, folgt, im Jahr nach dessen Tod geboren, der große Isaac Newton, der mit Hilfe der Grundgesetze der Mechanik und des von ihm entdeckten Gravitationsgesetzes die Forschung zum

⁸ René Descartes: Übersichten zur ersten Betrachtung (Reclam 2887 S. 19)

vollendeten System eines mechanistischen Weltbildes erhob. Diese Gesetze und Zusammenhänge alle waren aber unmittelbar aus der Natur und wären dem reinen Denken niemals aufgegangen. Und wenn schon, so wären sie doch niemals zum gesicherten Besitz geworden, wenn die Erfahrung sie nicht bestätigt hätte. Spekulation bleibt leer, solange die Erfahrung ihre Zustimmung verweigert! Von Sicherheit des Wissens aus bloßem cogitare heraus kann keine Rede sein. Erfahrung allein ist die Quelle aller Erkenntnis und Richterin über wahr oder falsch. Der Triumph des Empirismus schien besiegelt.

Aber die philosophische Besinnung, die die empirische Methode in der Wissenschaft auslöste, führte zu gleichen, wenn nicht noch radikaleren Endergebnissen. Locke und Hume führten einen konsequenten Empirismus auch in die Philosophie ein, und da zeigte sich, dass, was dem Naturforscher genügen kann, dem Philosophen erneut zum Problem werden muss. Wenn alles Wissen aus der Erfahrung stammt, dann müssen auch unsere Begriffe, d.h. unser gesamtes Denken, von Erfahrung abhängig sein. Begriffe sind, so lautet die empiristische These, durch tausendfach wiederholtes Anschauen der Gegenstände der Erfahrung und durch generationenlange Gewöhnung und Übereinkunft gebildet und als solche reine Konvention. So weit so gut. Aber wenn dies das einzige Element ist, aus dem Begriffe sich bilden, dann unterliegt auch das Denken dem Relativismus der Erfahrung, und die von Descartes in einem vorläufigen und noch ganz unbestimmten Sinne festgehaltene Sicherheit des Wissens wenigstens im Vorgang des Denkens muss ebenfalls über Bord geworfen werden, und es bleibt überhaupt nichts Gewisses bestehen.

L: Es scheint ja gerade der Vorteil eines dipolaren Prozesses, dass er sich immer wieder selbst hinterfragt. Insofern wirkt das Festhalten an unabänderlichen Gewissheiten anachronistisch. Auf der anderen Seite sind auch die Bezeichnungen „fest“ und „beweglich“ ein dialektisches Gegensatzpaar. Wenn also Erfahrung in seiner Ganzheit relativ ist, dann sollte es gedanklich eben etwas geben, was dieser Erfahrung als fester Ruhepol gegenübersteht.

B: Es ist gerade in der Erfahrung immer wieder bestätigt worden: Erfahrung selbst kann Sicherheit und Zuverlässigkeit des Wissens nicht geben, denn jede neue Erfahrungstatsache kann eine ältere modifizieren oder ganz aufheben, jede alte Erfahrung gilt nur, solange man keine andere, bessere gefunden hat. Eines war freilich gegenüber dem Rationalismus Descartes' gewonnen: Begriffe stammen aus der Natur, sind dem Denken gegeben aus der Anschauung der realen Außenwelt: ein mehr realistischer Standpunkt setzt sich durch. Aber – das sah Hume deutlich genug und lieferte damit Kant die Problemstellung, die dieser zu lösen berufen war – wer das Denken auf die Erfahrung der Natur gründet, gibt es völligem Skeptizismus preis und macht eigentlich Wissenschaft unmöglich. Denn wenn der Begriff der Wissenschaft streng genommen werden soll, so muss er doch besagen: dies ist notwendigerweise so und kann gar nicht anders sein. Erfahrung aber sagt immer nur: soweit wir bisher erkannt haben, verhalten sich die Dinge unter bestimmten Voraussetzungen so oder so; es kann aber jederzeit eine neue Erfahrung uns eines Besseren belehren.

Wenn Descartes sagte, dass man „besonders an den materiellen Dingen zweifeln könne – natürlich nur solange unser Wissen nicht festere Grundlagen hat als bisher“, so nahmen die Empiristen den umgekehrten Standpunkt ein und erklärten die Erfahrung als sichere, sicher vorauszusetzende Quelle der Erkenntnis, ohne damit freilich wirklich sicheres Wissen zu erzielen, sondern höchstens eines für den Hausgebrauch des gesunden Menschenverstandes, wie er in der empirischen Forschung gute Dienste tut, aber in der Philosophie nur Unheil anrichtet. Was ist, sagt Einstein, der gesunde Menschenverstand anderes als die Summe der Vorurteile, die wir uns bis zu unserem achtzehnten Lebensjahr angeeignet haben? Auf den gesunden Menschenverstand hatte sich ja bekanntlich auch Luther noch berufen, als er von den kühnen Ideen des Kopernikus hörte: „Der Narr, kann er denn seine Augen nicht brauchen!“ So enden beide Versuche, der Empirismus sowohl wie der Rationalismus im vollendeten Skeptizismus (wobei man dem Rationalismus die größere philosophische Prägnanz, dem

Empirismus aber die größere Nähe zur Natur zubilligen kann). Die Zeit war reif für die Fragen Immanuel Kants: Wie ist Wissenschaft überhaupt möglich? Und: wie ist Natur überhaupt möglich? In beiden Fragen hat Kant Entscheidendes geleistet und die erste nahezu gelöst. Der Versuch, sie zu beantworten, konnte damals noch nicht gelingen und musste vertagt werden, bis die Physik aufs Neue in Schwierigkeiten geriet und die Philosophie zu ihrer Beantwortung reizte.

Wie ist Wissenschaft überhaupt möglich? Schon Plato hatte die Frage gesehen und war ihrer Beantwortung nahe gewesen; aber er musste es aufgeben, weil eine eigentliche Wissenschaft im modernen Sinne, die sie im Ernst hätte stellen können, noch nicht vorhanden war. Nun aber, nachdem die Erfindung wissenschaftlicher Instrumente den Gesichtskreis der Forschung über den bloßen Augenschein hinaus erweitert hatte, war es so weit: Newton hatte ein mechanistisches Weltbild aufgestellt, um dessen philosophische Haltbarkeit er sich als Physiker nicht weiter kümmern brauchte. Die Philosophen aber mussten es umso mehr. Der empirische Forscher hat ein gutes Recht, die Natur einfach so zu nehmen, wie er sie sieht. Der Philosoph aber müht sich um die Frage, wem denn nun eigentlich bei der Sache zu trauen sei: dem gesunden Menschenverstand, der von sich aus die Natur begreift und Ordnung in sie hineinbringt, oder der Erfahrung, die dem Verstande ein durch die Sinne vermitteltes Abbild der Natur verschafft?

Aber auf beiden Seiten stellt sich ein unvermeidliches Problem: Welche von beiden möglichen Quellen des Wissens garantiert die absolute und notwendige Verlässlichkeit? Vernunft sichert zwar die logische absolute Zuverlässigkeit, trifft aber die gegebenen Inhalte der Natur entweder gar nicht oder nur mit sehr unsicherem Griff. Erfahrung aber ist nicht anders als durch Wahrnehmung der Sinne möglich. Hier aber bleibt die Frage offen: Woher weiß man denn, dass diese Sinne auch wirklich zuverlässig melden, was ihnen von der Natur anvertraut wird? Hatte denn nicht Descartes vor solcher Zuversicht mit Recht gewarnt und oft genug gezweifelt, dass sie am Ende nur Gaukelspiel mit uns treiben, uns zu täuschen und eine Wirklichkeit vorzuflunkern, die außerhalb der Sinneswahrnehmung gar nicht besteht? Fragen, die ein echtes Dilemma enthalten, weil jeweils von dem Standpunkt aus, den man bezieht, bei ernstem Nachdenken die Hindernisse unüberwindlich erscheinen müssen, zu irgendeinem gesicherten Ergebnis fundierten Wissens zu gelangen. Doch immer, wenn das Verhältnis von Natur und Denken hoffnungslos gestört erscheint, findet die Natur auch ihren Meister, der Licht ins Dunkel bringt und die Beziehung zwischen beiden ordnet. In diesem Falle hieß er Immanuel Kant aus Königsberg.

L: Ist Kants Philosophie nicht gerade ein ewiges sich im Kreise drehen und selbst verwirren bis am Ende keiner mehr weiß, wo der Ausgangspunkt der Betrachtung gewesen ist? Seine verschachtelten Sätze füllen allzu oft doch ganze Seiten. Hatte er zu einem solchen gigantischen Werk tatsächlich die sachlichen Voraussetzungen?

B: Herkommend aus der rationalistischen Schule der festländischen Tradition, begeisterte ihn die auf Erfahrung beruhende Konzeption der Newtonschen Himmelsmechanik. Jedoch konnte ihm der Hume'sche Skeptizismus mit seiner Auflösung allen verbürgten Wissens nicht gefallen, noch weniger, auf einen so schwankenden Grund eine so weit reichende und geniale Theorie aufzubauen. Newtons durch Erfahrung der Natur abgelassenes Weltbild schwebte buchstäblich in der Luft. Woher aber die Sicherheit des Wissens nehmen, wenn doch Erfahrung so großes zu leisten vermag? Es gehört zu den genialen Zügen der kantischen Philosophie, dass sie sich, obwohl im Rationalismus geschult, dennoch den empirischen Standpunkt zueigen machte und den Realismus der Naturwissenschaft anerkannte. Sollen sie Recht haben, die Empiriker, wenn sie die Natur als Quelle allen Wissens und aller Erkenntnis ansehen. Er müsste aber nicht Kant gewesen sein, wenn er nicht in voller Anerkennung des anderen Standpunktes seinen ursprünglichen unvermindert festgehalten hätte, und eben dies bringt ihn ganz dicht an die Beantwortung der aufgestellten Fragestellung heran.

L: Quasi aus einer Wolke heraus, in die ihm keiner so recht folgen wollte oder konnte, verkündete er nun seine dualistische Wahrheit oder sollte ich besser sagen auf Dialektik gestützte Wahrheit!

B: Das Wahrheitsmoment, das allen Rationalismus zugrunde liegt, ist seit den Tagen der alten Griechen bekannt. Dieses bewunderungswürdige Volk war es, das zuerst herausbekam, dass es wirklich sicheres und verbürgtes Wissen gibt, das durch keine noch so anders lautende Erfahrung umgestoßen werden kann: Die Sätze der reinen Mathematik und Geometrie sind weiter nichts als die auf die Ebene der reinen Anschauung übertragenen Prinzipien der Logik, die – als reines Denkprodukt in sich selbst schlüssig – aller Erfahrung vorgegeben und darum auch in ihr erhalten sind, jedenfalls unabhängig von aller Erfahrung sicheres Wissen verbürgen. Es ist eben nichts mit jenem Dilemma des Entweder-Oder, was denn nun eigentlich Quelle des Wissens sei: Erfahrung oder reines Denken; Kants kühne Antwort war: keines von beiden, sondern beide zusammen, eines nicht ohne das andere. Aber hatte man das nicht immer schon gewusst oder doch stillschweigend vorausgesetzt? Ganz gewiss, denn der Vorgang, auf dem alle Erfahrung und alles Denken beruht, umfasst stets beides, den Gegenstand der Erfahrung und seine Aufnahme im Empfinden und Denken. Kant aber war es, der das Gesetz dieses Zusammenwirkens entdeckte, und die erste Formulierung dieses Gesetzes lautet: Begriffe ohne Anschauung sind leer, Anschauung ohne Begriffe blind. Erst wo die Anschauung der gegebenen Welt und die Begriffe der gedachten Welt bzw. des Denkens sich decken oder vielmehr sich gegenseitig durchdringen, kann von Erkenntnis überhaupt die Rede sein.

Mit anderen Worten: beides muss als gleichermaßen zur Sache gehörig betrachtet werden: die gegebene Welt, wie sie durch die Sinne ins Bewusstsein dringt, und das Denken, das sich der Welt bemächtigt. Das heißt: sowohl der radikale Zweifel des Descartes wie auch die radikale Skepsis des Hume hatten ihren Sinn gehabt und zu dem Ergebnis geführt, dass beide anerkannt wurden: die Gegebenheit der empirischen Objekte und die Notwendigkeit verstehenden Begreifens, also Objekt und Subjekt des Erkenntnisvorganges. Beides freilich nun nicht mehr bloß empirisch verstanden – das hatte man allzu lange getan und war damit dem Problem nicht beigegeben – sondern sozusagen um eine ganze Dimension höher, nämlich – wie Kant sich ausdrückt – „transzendental“, das heißt „den Bau der Welt betreffend“ und nicht bloß einzelne Vorgänge in der Welt. Wie kam es aber, dass Kant diese große Entdeckung glückte? Wie immer bei einer genialen Konzeption war das meiste davon materialiter schon bekannt gewesen, und insofern gab es „nichts neues“. Das Gesetz aber, das die einzelnen bekannten Probleme und Fragen zu einem sinnvollen Ganzen verbindet, dieses Gesetz zu finden, ist das eigentlich Neue, das mit Recht den Namen einer kopernikanischen Wende verdient.

L: Dieser kühne Bogen, der damals geschlagen wurde, scheint heute gar nicht mehr im Bewusstsein zu sein. Doch bevor wir uns einer „transzendentalen“ Dimension widmen, vielleicht auch die vorsichtige Frage, wie steht es bezüglich des notwendigen Gegenübers mit unseren „Sinnen“? Sind „Hören“, „Sehen“, „Fühlen“, „Schmecken“, „Riechen“ bei sehr vielen Menschen durch eine über rund 200 Jahre wirkende technische Entwicklung nicht schon so abgestumpft, dass sie bestenfalls rudimentär einsatzfähig werden? Und andererseits, können wir den technischen Apparaten trauen, die uns zur Verstärkung und Erweiterung unserer Sinneserfahrung dienen, aber immer nur in einer sehr engen Bandbreite und ohne den notwendigen Zusammenhang untereinander herzustellen? Entstehen dadurch nicht Zerrbilder? Welcher „Empirik“ stehen wir unter diesen Voraussetzungen nach Kant gegenüber?

B: Kant entdeckte, dass aller Erfahrung der gegebenen Welt stets einige Elemente beigegeben sind, die nicht aus der Erfahrung stammen können, weil sie aller Erfahrung vorgegeben sind und unabhängig von ihr existieren. Sind sie aber nicht in der Erfahrung gegeben, so können sie nicht objektiven Ursprungs sein, sondern stellen eine subjektive Mitgift und Voraussetzung der Erfahrung dar. In der „transzendentalen Ästhetik“ führt Kant den Nachweis, dass die „reinen Anschauungsformen“ Raum

und Zeit solch subjektive Elemente einer möglichen Erfahrung sind; und in der „transzendentalen Logik“ führt er denselben Nachweis für die „reinen Verstandesbegriffe“, die so genannten „Kategorien“. Mit beiden großen Entdeckungen ist Kant bis zum heutigen Tage zwar vielfach angezweifelt und noch öfter überhaupt nicht verstanden worden, aber eine wirklich schlüssige Widerlegung Kants hat noch niemand geliefert, sodass man sich bis zu deren Erscheinen getrost an Kant halten dürfen und wahrlich besser beraten sein wird als bei schwächeren Geistern, die dort nicht gestanden haben, wo Kant seine Entdeckungen machte.

Kants transzendentales Raumexperiment lautet: Man denke sich einen relativen Raum, ein Zimmer etwa, und entferne aus diesem Raum alle Gegenstände, zuletzt alle Wände, Decke und Fußboden, sogar die Luft schaffe man aus ihm fort, eines bleibt immer übrig: der Raum als solcher, der absolute Raum unserer Vorstellung, der Raum als leere Form unserer Anschauung. Man kann das Experiment auch so durchführen: man denke sich einen völlig leeren Raum oder vielmehr die Abwesenheit jeglichen Raumes. Denkbar wäre es immerhin, auf den Begriff „Raum“ zu verzichten. Aber ich kann es nicht verhindern, dass sobald nur irgendein Gegenstand begegnet, dieser sofort räumlich „erscheint“. Kant würde sagen: erscheinen muss und gar keine andere Möglichkeit hat. Denken kann ich mir durchaus Dinge, die keinen Raum einnehmen, mathematische Symbole, bloße Ideen, Gedankengebilde, aber sobald ich eine sinnliche Erfahrung machen oder mir auch nur etwas Wahrnehmbares vorstellen will, muss es in der (an sich leeren) Form des Raumes (und der Zeit) geschehen. Das heißt nicht, dass der anschauende Verstand die Dinge erst räumlich ausgedehnt und zeitlich abfolgend mache, sondern heißt nur, dass Raum und Zeit einen transzendentalen Ort im Subjekt haben. Während die gegebenen Dinge der Erfahrung ihrerseits einen ganz bestimmten relativen Raum einnehmen, was man daran merkt, dass man nicht zwei Dinge an demselben Ort unterbringen kann, gehört der absolute Raum, der Raum als solcher nicht ins Objekt, sondern zum Subjekt der Erkenntnis. Das meint Kant, wenn er sagt, Raum und Zeit seien Anschauungsformen a priori.

L: Man kann sich eigentlich nicht vorstellen, dass dieser Logik etwas entgegen zu setzen wäre. Ein deutscher Professor hat es dennoch versucht.⁹ Mit dem seltsamen Gedanken, dass die Fixsterne ja noch da wären und diese den Raum „aufspannten“. Es scheint, hier wird mit großen Begrifflichkeiten nach einer Bedeutung gesucht, die durch einen Verstand nicht gegeben ist, der sich in den falschen Sphären bewegt.

B: Die einzige „Widerlegung“ Kants ist die dogmatische Behauptung der Empiristen, Anschauungsformen a priori könne es gar nicht geben, weil die Natur nach wie vor einzige Quelle der Erfahrung sei. Das aber heißt nicht, Kant widerlegt zu haben, sondern nur, ihn mutwillig nicht verstehen zu wollen und aus purem Eigensinn auf einem vor-kantischen Standpunkt zu beharren. Nun taucht jedoch in der modernen Physik ein ernstzunehmender Gegner der Theorie Kants auf. Allen voran meint Albert Einstein, Kant habe doch mit seiner Entdeckung nicht Recht, die Relativitätstheorie habe ihn widerlegt. Einstein fasst diese schwierige Theorie in prägnanter Kürze in zwei Sätzen zusammen, die einen deutlichen Bezug auf Immanuel Kant verraten: „Der Kernpunkt ist dies: Früher nahm man an, wenn durch irgendein Wunder alle materiellen Dinge plötzlich verschwänden, würden Raum und Zeit übrig bleiben. Nach der Relativitätstheorie würden indessen mit den Dingen auch Raum und Zeit verschwinden.“¹⁰ Man hat es auch so gesagt: dass der Fixsternhimmel und überhaupt die materiellen Massen der Spiralnebel den Raum eigentlich erst schaffen bzw. „aufspannen“. Allein, hier liegt ein Missverständnis vor, das nicht nur Kant bei weitem nicht widerlegt, sondern im Gegenteil die Notwendigkeit einer klaren transzendentalen Orientierung demonstriert, die eben gerade Immanuel Kant

⁹ Hans Blüher: Parerga zur Achse der Natur, 1952, S. 24

¹⁰ Albert Einstein: Interview „New York Times“ 3.4.1921

ermöglicht hat. Ist diese Grundorientierung einmal gewonnen, lassen sich viele Missverständnisse vermeiden oder beseitigen.

L: Hier wird leider sehr deutlich, dass Naturwissenschaftler und Philosophen sich in ihren Wortbildungen nicht mehr verstehen. Einstein kann mit den „reinen Verstandesbegriffen“ oder „Kategorien“ Kants offenbar nichts anfangen und stellt sie in eine empirische Begriffswelt, wo sie nicht hingehören.

B: Auf ein einfaches Schema gebracht (das nicht ohne weiteres mit „der Wirklichkeit“ identifiziert werden darf), muss man den Begriff „Raum“ – und allen anderen reinen Anschauungs- und Denkbegriffen gleichermaßen – einen gewissermaßen dreifach in die Tiefendimension hinein gestaffelten „transzendentalen Ort“ zuweisen: Kant spricht 1. Von dem absoluten Raum der reinen Anschauungsform und weist ihm seinen Ort im transzendentalen Subjekt an. Er spricht 2. Von dem relativen Raum, den alle empirischen Objekte einnehmen, sofern sie der Erfahrung gegeben sind, Ihr transzendentaler Ort ist das „Feld der Erfahrung“. Nicht Kant, wohl aber der naive Realismus der Naturwissenschaft spricht 3. Vom „Raume an sich selbst“ als einer objektiv gegebenen Größe, sozusagen einem überdimensionalen „Behälter“, „in“ dem sich alle empirischen Vorgänge abspielen. Einstein versichert uns, dieser Raum, das objektive „an sich“ des Raumes sei durch die Relativitätstheorie gegenstandslos geworden, der Raum sei vielmehr bloß in und mit der Erfahrung gegeben, d.h. in und mit der physikalischen Erfahrung. Dies aber hat Immanuel Kant niemals angetastet, dass die Dinge im Raum räumlich erscheinen und wir bestimmte physikalische-empirische Feststellungen an ihnen treffen können. Er hat aber eines sehr klar gesagt, was nunmehr auch die Physik auf ihre Weise bestätigt, nämlich: dass es einen objektiven „Raum an sich“ nicht gibt, sondern dass die Dinge immer nur in einem relativen Raum erscheinen und in diesem Sinne vielleicht auch rein empirisch gesehen den Raum „aufspannen“.

L: Der Standpunkt des Philosophen nach 2. und jener Standpunkt der sich philosophisch gebenden Naturwissenschaft nach 3. sind demnach einem Sachverhalt zuzuordnen. Heißt das nicht, die Philosophie, als „Krone“ beider Wissenschaften, hat im fortgeschrittenen Stadium der Auseinanderentwicklung selbst für die Besten ihres spezifischen Faches an notwendiger Verständlichkeit verloren, gerade weil sie der Vernunft den Weg zu bahnen sucht?! Denn: Verstand und Vernunft sind eben nicht dasselbe?

B: Das Erstaunliche ist nur: wie konnte es überhaupt zu solch einer durch nichts bewiesenen Fiktion eines objektiven Raumes an sich als dem Behälter aller empirischen Geschehnisse kommen? Die Antwort ist einfach genug: Da Sir Isaak Newton, wie alle Menschen, die subjektiv bedingte Vorstellungsform des absoluten Raumes mit sich herumtrug, projizierte er sie naiver Weise in den empirischen Raum hinaus, dem seine Forschungen galten, sodass versehentlich ins (transzendente) Objekt geriet, was allein im Subjekt seinen transzendentalen Ort hat. Das ist aber Herrn Newton gar nicht zu verübeln, denn wir alle unterliegen demselben Zwange, solange wir nicht, von Kant aufgeklärt, über die wahre Natur dieser Dinge Bescheid wissen. Als Newton seine Himmelsmechanik schuf und dabei auch sein klassisches Relativitätsprinzip formulierte, war er sich übrigens völlig darüber im Klaren, dass es einen absolut ruhenden Punkt im All, von dem aus alle Bewegungen absolut gemessen werden konnten, nicht gibt. Trotzdem hielt er in klarem Wissen um die empirische Unhaltbarkeit dieser Fiktion an einem absolut im objektiven Sinne vorhandenem Raume fest, weil dieser Raum für ihn Sinnbild oder Symbol für die Allgegenwart Gottes war. Ärgerlich an dieser Sache ist nur, dass die materialistisch-mechanistischen Epigonen auch heute noch das, was für Newton klarerweise eine bloße Hilfskonstruktion war, für das „ens realissimum“, die objektivste Objektivität halten, während sowohl die Philosophie wie auch neuerdings die Physik sich über deren wahre Natur völlig im Klaren sind.

Die Physik freilich bleibt – indem sie der empirischen Forschung ganz verhaftet ist – auf halben Wege stehen und belässt Raum und Zeit in einem philosophisch unklaren Schwebezustand im „Felde der Erfahrung“, weil ja Raum und Zeit – physikalisch gesehen – wirklich nur im Zusammenhang mit den Dingen notwendig erscheinen. Kant jedoch hat ganze Arbeit geleistet, indem er klar sagte, warum die Dinge notwendig im Raum und in der Zeit erscheinen müssen. Er zerstört den „transzendentalen Schein“, der uns vorgaukelt, Raum und Zeit seien das objektive „an sich“ des Weltgebäudes, in dem sich alle Erfahrung ereigne. Was Newton Symbol (aber eben nur Symbol) für die Allgegenwart Gottes war und was den mechanistischen Epigonen zu einem ganze Gebäude handfester Behauptungen metaphysisch-weltanschaulicher Art über das objektive „an-sich-Sein“ der „Welt“ entartet, wird von Kant aller mythischen und metaphysischen Objektivität entkleidet und ins transzendente Subjekt zurückgeführt, aus dem es sich ins Wolkenkuckucksheim verstiegen hatte und in dem es allein seinen richtigen Ort hat, ohne die erstaunlichsten Verwirrungen anzurichten.

L: Hat hier die Verlockung ein wenig transzendental daherzureden die Naturwissenschaft verführt? Hat sie dabei den ganzen Kant und seinen Ruhm vergessen gemacht hinter eigenen, schwülstig daher kommenden Geschwätz philosophierenden Irrtums?

B: Hätte Kant nur dieses entdeckt und für alle Zukunft geklärt, so wäre sein Ruhm zwar erheblich, aber seine Arbeit doch nur halb gewesen. Bei seiner philosophischen Forschung stößt er jedoch darauf, dass nicht nur der sinnlichen Anschauung ein subjektives Element der Erfahrung a priori beigemischt ist, sondern dass auch der Verstand das Seine tut, um Erfahrung überhaupt zustande zu bringen. Die Empiristen sagten: Begriffe stammen allemal aus der Erfahrung und stellen weiter nichts dar als die Anpassung des Intellekts an die gegebenen Dinge der Erfahrung. Dies trifft auf die allermeisten, nämlich die empirischen Begriffe in gewissen Sinne auch wirklich zu. Aber Kant entdeckte, dass es unter der Vielzahl der Begriffe auch einige wenige gibt, die gar nicht aus der Erfahrung stammen können, sondern wie die reinen Anschauungsformen aller Erfahrung vorausgehen und vom Subjekt her vorgegeben sind.

L: Vielleicht sollte man auch mit den Begriffen Verstand und Vernunft, Intellekt und Geist sorgsamer umgehen, wenn man nicht weiß, dass das eine dem transzendentalen Objekt, das andere dem transzendentalen Subjekt zugehört, einer „Prüfebene“, durch die eben erst ein Bewusstsein möglich erscheint? Interessant wäre zudem die Frage, wo die Begriffe dieser Prüfebene, abgesehen von ihrer rein philosophischen Verortung liegen, ob sie genetisch fixiert sind oder eine andere universelle Verankerung besitzen. Die Annahme, dass möglicherweise die rechte oder linke Hirnhälfte darauf zurückgreift, sagt noch nichts über die Art ihrer Lokalisation in einer empirisch fassbaren Welt.

B: Kant entwickelt das Schema der reinen Verstandesbegriffe in seiner „transzendentalen logischen Analytik“. Aber wichtiger als dieses in seinem Anspruch auf Geschlossenheit problematische Gebäude ist der Nachweis, dass diese reinen Begriffe ihren Sitz wirklich im Subjekt haben, den Hans Blüher¹¹ geführt hat. Man denke sich, so argumentiert er, eine beliebige Reihe empirischer Begriffe, die durch gesteigerte Subsumtion ihren Umfang erweitern, dabei aber an anschaulichem Gehalte verlieren, zum Beispiel in der aufsteigenden Reihe: Hund – Säugetier – Wirbeltier – Tier – Lebewesen. Man wird bemerken, dass sich mit all diesen Begriffen immer noch ein anschauliches Moment, wenn auch stark verflüchtigt, verbinden lässt. Ich kann aber diese Erweiterung nicht unbegrenzt fortsetzen, denn bei weiterer Steigerung der Allgemeinheit des Begriffs, etwa Lebewesen – Seiendes, tritt ein sehr spürbarer Bruch ein. Mit dem Begriff „Seiendes“ setzt plötzlich jede anschauliche Vorstellung aus, aber nicht weil der sozusagen empirische Verdünnungsgrad ein solches Ausmaß erreicht hat, dass die anschauliche Vorstellung aussetzt,¹² sondern weil wir aus der Rubrik der empirischen in die Kategorie

¹¹ Hans Blüher: Achse der Natur, S. 210 ff

¹² hier liefert der Autor unbewusst das Argument für die Wirksamkeit mentaler Regulationsprinzipien

der reinen Verstandesbegriffe hineingeraten sind, die gar nicht aus der Erfahrung stammen können, weil ihnen von vorn herein jeglicher anschaulicher Inhalt fehlt. Sie liegen vielmehr aller möglicher Erfahrung als die Voraussetzungen des reinen Denkens zugrunde, im vorliegenden Falle die Kategorie der Substanz.

Ähnlich steht es mit der anderen großen Haupt-Kategorie, der Kausalität, die so viel Verwirrung angerichtet hat und die nach Schopenhauer nichts anderes ist als „Materie von innen gesehen“, also Substanz im Zusammenhang eines Kausal-Kontinuums. Wo aber hat dieser, der Kausalzusammenhang der Naturvorgänge, seinen transzendentalen Ort? Die Physiker finden ihn natürlich in den gegebenen Dingen, den physikalischen Körpern im „Felde der Erfahrung“. Sie sind es gewöhnt, dass sich die Dinge in ihrem Verhalten nach dem Kausalgesetz richten und nehmen es infolgedessen als objektiv gegebenes „Naturgesetz“ hin, das uns noch dazu erlaubt, bei entsprechender Anordnung eines Experiments dessen Ausgang genau vorauszusagen. Als aber bei den Bewegungen und Veränderungen der atomaren Elementarteilchen sich jegliche Berechnung und Beobachtung der Einzelvorgänge als unmöglich erwies, da waren etliche Physiker bereit, das Kausalgesetz überhaupt für ungültig zu erklären oder doch wenigstens es auf den Anwendungsbereich der klassischen Physik zu beschränken.

L: Man könnte meinen, dass dieser Grundwiderspruch uns von der großen Vielfalt und Schönheit der Welt abzuschneiden droht, weil diese sich im schlichten Kausalitätsverständnis einer mechanistisch denkenden Wissenschaft und in ihren technischen Anwendungen nicht wieder findet. Und tatsächlich merzen wir ja gesellschaftlich alles aus, was uns nicht nützlich erscheint, verunglimpfen das, was wir nicht erklären können und überschwemmen das natürliche Dasein mit Produkten, die so manipulativ wirken, dass sich nur sehr wenige Individuen dagegen behaupten können. Wer hat überhaupt noch die Freiheitsgrade, am Schein dieser haltlosen Entwicklung zu kratzen? Will dies überhaupt jemand? Eine im Einzelkämpferdasein und in reinen Anschauungsformen verharrende Philosophie ist gegen die in Heeresstärke aufmarschierende Gewalt der von Mensch und Technik geschaffenen Tatsachen machtlos.

B: Allein, hier liegt ein ganz ähnliches Missverständnis vor, wie bei den reinen Anschauungsformen Raum und Zeit. Was dem Physiker und dem gesunden Menschenverstande im Felde der Erfahrung erscheint, muss philosophisch daraufhin untersucht werden, ob wirklich alle Elemente dessen, was da begegnet, in der Erfahrung gegeben sind oder ob ihnen nicht Elemente beigemischt sind, die einen objektiven oder subjektiven transzendentalen Ort haben, von dem aus sie in das Feld der Erfahrung einwirken und dann dort erscheinen. Die Physiker halten naiver Weise das in der Erfahrung Gegebene für in allen seinen Elementen „objektiv“, aber natürlich nur empirisch, gegeben. Die kritische Philosophie Immanuel Kants belehrt sie aber darüber, dass auch hier der Intellekt einen trügerischen Schein vorgaukelt, der uns als empirisch-objektiv nicht nur, sondern darüber hinaus gar als zum transzendentalen Objekt gehörig annehmen lässt, was in Wahrheit vom Subjekt jeglicher Erfahrung beigegeben wird.

L: Heißt das eventuell, dass jedwede Erfahrung, die wir objektiv zu machen meinen, auch eine Vorbestimmtheit durch das transzendente Subjekt erfährt?

B: Schopenhauer macht darauf aufmerksam, welche Verwunderung und Überraschung der Intellekt erfährt, wenn ihm Zaubertricks vorgeführt werden, bei denen das Kausalgesetz scheinbar außer Kraft gesetzt wird. Natürlich kann man das mit Hume auch aus der Gewohnheit erklären, nach der gewöhnlich jede Wirkung eine bestimmte Ursache habe. Es wäre aber dagegen anzufragen, ob man es dann vielleicht dem Intellekt auch abgewöhnen könne, nach den Ursachen zu forschen und Wirkungen auf eine gesetzte Ursache zu fordern. Darauf aber beruht ja schlechterdings alle wissenschaftliche Forschung, und das Kausalgesetz aufgeben oder auch nur auf empirische

Gewöhnung zurückführen, heißt überhaupt alle Wissenschaft aufgeben. Kant aber beantwortet seine Frage: wie ist die Wissenschaft möglich? denkbar einfach – wenn es auch schwierig ist, sich in die Denklage zu versetzen – indem er sagt: das transzendente Subjekt trägt die entscheidenden konstitutiven Elemente aller Erfahrung und damit der wissenschaftlichen Forschung in das Feld der Erfahrung hinaus, findet sie dort natürlich wieder und freut sich über die klare Ordnung, die die Natur doch aufweist. Aber es ist eine Ordnung, die nicht ohne das Subjekt, nicht „an sich selbst“ besteht und nur naiv abgelesen zu werden braucht, sondern eine an der das Subjekt entscheidend mitbeteiligt ist. Das aber, was aus einem Zusammenwirken des (transzendenten) Subjekts und den gegebenen Dingen auf dem Felde der Erfahrung besteht, sollte man nicht länger in ein metaphysisches Jenseits verlegen, um daraus weltanschauliches Kapital zu schlagen oder aber an aller Wissenschaft irre zu werden.

L: Kann es sein, dass Kant „Gott“, den er in seiner Betrachtung zur Rolle der Wissenschaft nicht namentlich dabei haben wollte, über die Hintertür wieder eingeführt hat? Nennt er nun „transzendentes Subjekt“, was vorher „Gott“ hieß und will er damit möglicherweise verhindern, was auch damals kaum noch zu verhindern war, dass sich die Wissenschaft quasi im Selbstlauf zu einer die althergebrachten Begriffe „Seele“ und „Geist“ kaltstellenden Institution entwickelt. „Gott“ in der herkömmlichen Lesart war aufgeklärtem Menschenverstand nur noch schwer zu vermitteln. Er brauchte einen neuen Platz. Nachfolger von Kant, wie z.B. Fichte, suchten ihn schließlich auch im individuellen „Ich“. Das klingt doch sehr nach diesem Subjekt, welches die „entscheidenden konstitutiven Elemente ... in das Feld der Erfahrung hinaus [trägt] und [sich] freut über die klare Ordnung, die die Natur doch aufweist“. Wenn dem aber so wäre, dann hätte Kant philosophisch vorausgesehen, welche Gefahr eine sich aus dem Kanon der alten „Künste“ absondernde Wissenschaft läuft, das „irdisch Objektive“ vor alles Funktionelle und Mentale zu stellen. Kausales und die Anerkennung der Wirkung von Körper, Seele und Geist bedürfen doch letztlich einander.

B: Inzwischen ist wohl auch die Physik wieder zur Gültigkeit des Kausalprinzips zurückgekehrt. Denn die Heisenbergsche Unschärferelation hat ja nur die vielleicht endgültige Grenze im Kleinen für die Beobachtungs- und Messbarkeit der atomaren Teilchenbewegung aufgezeigt und dargetan, dass die Unsicherheit rapide zunimmt, wenn man statt mit Hunderttausenden mit einzelnen Atomteilchen Beobachtungen und Messungen anstellt. Auf breiterem Anwendungsbereich aber ergeben sich zuverlässige statistische Durchschnittswerte, mit denen in der klassischen Physik genau nach dem „klassischen“ Kausalitätsprinzip zu verfahren ist. Der Streit um die angebliche Akausalität oder Indeterminiertheit der Einzelteilchenbewegung, entspringt lediglich als Trugschluss einer Missachtung der Kantschen Entdeckung, dass die Kausalität eine Forderung des Verstandes a priori ist, nicht aber aus der gegebenen Welt der Objekte als solcher entnommen, nicht aus der Erfahrung abgelesen werden kann. Auch ist hier eine Verwechslung kausaler Vorgänge mit dem Kausalprinzip als solchem im Spiel. Aber auch wenn ich nicht exakt vorausberechnen kann, welches Wetter morgen sein wird, so werden die Regentropfen doch genau nach dem Gesetz von Ursache und Wirkung fallen, wird der Wind die Birke nach eben jenem Gesetz zur Seite Biegen. Dass beim Atomzerfall der genaue Augenblick unbestimmt bleibt und nicht zu berechnen ist, „hebt weder die Tatsache auf, dass die individuellen Prozesse in der Welt des Atoms objektive Realität besitzen, noch befreit es uns von der Aufgabe, das exakte Gesetz für den Ablauf dieser Prozesse zu ergründen.“¹³

L: Auch diese Antwort befriedigt nicht ganz, sieht sie doch erneut nur die Engstirnigkeit einiger Wissenschaftler und Philosophen in der Interpretation von Ergebnissen eigener und fremder Forschung. Der viel weiter gehenden Frage nach einer wirklich universellen, alle Aspekte des Daseins einschließenden Weltsicht, die das Kausalprinzip zwingend fordern würde, geht sie aus dem Weg.

¹³ Wl. Jewg. Lwow in „A. Einstein, Leben und Werk“, S. 154

Wo es Bestimmtes gibt, wird es aber natürlich auch Unbestimmtes geben und das im Kleinen wie im Großen, in der empirisch fassbaren wie in der transzendentalen Welt.¹⁴

B: Es muss freilich zugegeben werden, dass es Kant nicht gegeben war, seine großen Entdeckungen in einer Form darzustellen, die ihrer Bedeutung annähernd gleichgekommen wäre. Darum ist bis zum heutigen Tage sein Werk nicht zu der Auswirkung gelangt, die ihm gebührt. Vielleicht bringt erst die moderne Physik Kant über den engeren Bereich der Philosophie hinaus zur Geltung. Zudem hat Kant seine Arbeit belastet mit dem Bemühen, ein vollendetes System zu liefern, und dieser Versuch ist jedenfalls misslungen, und er musste ihn selbst als unvollendet aufgeben. So ist es die Grundaufgabe aller Kant-Kritik, die Spreu vom Weizen zu sondern und von den gültigen und unwiderlegbaren Ergebnissen seiner Forscherarbeit das zu trennen, worin er in der Freude der Entdeckung zu weit gegangen ist. Schopenhauer hat als Großleistung Kants mit Recht gerühmt seine transzendente Ästhetik und Logik, eben jene Apriorität der reinen Anschauungsformen Raum und Zeit und der reinen Verstandesbegriffe, unter denen die Kategorien der Substanz und der Kausalität hervorragen.

Andererseits aber trägt gerade Schopenhauer die Hauptschuld daran, dass Kant bis heute zumindest bei den Physikern missverstanden und in seiner wahren Bedeutung verkannt wird. Angezogen durch die hohe Sprachschönheit Schopenhauers werden die meisten Physiker unserer Tage Kant wohl nur durch die Schopenhauersche Brille gelesen haben, und das macht, bei allen Verdiensten, die er sich um Kant erworben hat, diesen doch eigentlich recht ungenießbar. Bei allem Scharfsinn, mit dem Schopenhauer das Entscheidende bei Kant herausgreift, missversteht er ihn doch im Ganzen: Er mystifiziert Kants „Ding an sich“ und sucht es als geheimnisvolles Urprinzip der Welt irgendwo im metaphysischen Jenseits oder „Hinter“ aller Erfahrung. Er ist stolz und glücklich, es im „Willen“ gefunden zu haben, wogegen Kant sich heftig verwahrt hätte. Was meint Kant mit dem „Ding an sich“?

Moderne Darsteller der Relativitätstheorie erklären, das größte Hindernis zu ihrem Verständnis sei die Mystifizierung ihrer einfachen Grundgedanken, die jeder verstehen könne, die aber als so schwierig hingestellt werden, dass es aussichtslos sei, sie begreifen zu wollen. In Wirklichkeit sei es eine ganz harmlose Angelegenheit. Ihre einzige wirkliche Schwierigkeit bestehe darin, dass sie eingefleischte Denkgewohnheiten umwirft, das man im Denken selbst umlernen muss; und das tut man natürlich am allerwenigsten gern, denn man hat dabei das Gefühl, als würde einem der Boden unter den Füßen weggezogen, eben jener Boden, auf dem man doch steht. Aber gerade das ist ja die eigentliche Aufgabe der Philosophie: die Grundlagen zu prüfen, von denen her man zu denken gewohnt ist. Diese Aufgabe aber hat Kant in mustergültiger Weise angegriffen und in gewissen Stücken auch wirklich gelöst.

L: Auch wenn Schopenhauer den „Willen“ so hervorkehrt, ist er als Agnostiker doch mehr als besorgt darum, „Gott“ nicht so einfach fallenzulassen. Sein „Hinter“ oder „Jenseits“ taugt als neue Kategorie recht wenig, sucht allerdings eine sonst klaffende Lücke in der weltanschaulichen Betrachtung zu schließen. Das „Ding an sich“ mit einer irgendwie gerichteten Energie (Willen) zu verbinden, ist da sicher gar nicht so abwegig. Es gibt einer schwer einzuordnenden Struktur einen bekannten Namen.

B: Was also ist das „Ding an sich“? Kant meint etwas höchst einfaches, kein geheimnisvolles Urprinzip oder dergleichen, sondern die ganz realen Dinge unserer alltäglichen Erfahrung, also Bäume, Hunde, Häuser, Berge; jedoch so, wie sie an sich selbst sein mögen, d.h. unabhängig von ihrer Erscheinung in der Erfahrung. Es leuchtet ein, dass man von diesen Dingen, wie sie an sich selbst sein mögen, überhaupt nichts sagen kann, denn sie sind ja nicht an sich selbst, sondern immer nur in der Erfahrung gegeben. Warum aber macht Kant dann so viel Wesens um dieses „Ding an sich“, wenn er es nur zu dem einen Zwecke zitiert, festzustellen, dass es jeder positiven Aussage entzogen ist? Er tut es, weil er

¹⁴ Stand der Wissenschaft ist, dass es im atomaren Bereich vor der Messung keine objektive Realität gibt.

den naiven Realismus zerstören will, der die empirischen Gegebenheiten so nimmt, als wären sie Dinge, die an sich selbst, d.h. außerhalb der Erfahrung, genau so sind, wie sie mir in der Erfahrung erscheinen. Dieser naive Realismus aber richtet, wie wir gesehen haben, jene Verwirrung an, die für objektiv gegeben, vielleicht sogar „hintergründig objektiv“ gegeben hält, was in Wahrheit zum transzendentalen Subjekt gehört. Das meint Kant, wenn er sagt, die Welt sei nicht Ding an sich, sondern „Erscheinung“, d.h. nur insofern sie mir in der Erfahrung erscheint, überhaupt zugänglich.

L: Die Formulierung „das Ding an sich‘ liege jenseits aller Erfahrung und könne deshalb nicht erkannt werden“, die Schopenhauer Kant zuschreibt, wäre damit eigentlich obsolet. Denn Kant sagt ja nur, dass dieses „Ding an sich“ jeder positiven Aussage entzogen ist. Über irgendwelche „Erfahrbarkeiten“ desselben äußert er sich nicht. Grundmuster, durch Willensenergie gebildet, sind sicher nicht das, was wir landläufig als Sache „erkennen“. Wir können über dieselbe aber auf Umwegen „erfahren“. Weil es Grundmuster sind, die eine ureigene, wertungsfreie Spezifik besitzen, lassen sich allerdings tatsächlich keine positiven noch negativen Aussagen daran knüpfen. Diese Dinge sind, wie sie sind! Schopenhauer brauchte hier Kant nicht korrigieren. Er hat aber zweifelsfrei mit seinem „Willen“ einen neuen Aspekt bzw. Baustein der philosophischen Betrachtung beigesteuert. Wenn er von diesem „Willen“ mit Bezug auf die Welt letztlich von „blind“ und „vernunftlos“ spricht und eher davon ausgeht, das Individuen „in sich“ diesen Willen erfahren, dann schwenkt er übrigens auf die Bahn von Fichte ein und das Kant’sche transzendente Subjekt. Letzteres ist zwar nicht an einen konkreten Raum gebunden, es kann aber auch im „Ich“ erfahrbar werden.

B: Man darf Kant nicht verdächtigen, er löse die gegebene Erfahrungswelt überhaupt auf in bloßem Schein und ließe nur das Subjekt allein bestehen, wie das Schopenhauer trotz Kants „Widerlegung des Idealismus“ leider getan hat. Kant nimmt vielmehr einen ganz und gar empiristischen und realistischen Standpunkt ein und sagt, dass mir Dinge gegeben sein müssen, wenn ich sie erfahren soll. Aber er fügt diesem realistischen Standpunkt sofort den anderen hinzu (der seine eigentliche Entdeckung ausmacht): Erfahrung besteht nicht nur aus dem, was erscheint, sondern ganz ebenso aus dem, was „erfährt“. Erfahrung hat nicht nur eine, sondern zwei Komponenten, nicht nur Dinge, die erscheinen, sondern auch Sinne und Verstand, die erfahren. Nun, das hat man im Grunde immer gewusst, aber Immanuel Kant entdeckt, dass der Vorgang kein einseitiger ist, dass sich weder das gegebene Ding (empirisches Objekt) noch das wahrnehmbare Verstehen (Subjekt) passiv verhält, wie das beim rationalistischen Standpunkt einerseits und beim empiristischen andererseits naiverweise angenommen wurde, sondern das beide am Erscheinungs- und Erkenntnisvorgang der Erfahrung beteiligt sind.

L: Ist es nicht vielleicht sogar so, dass es neben dem immateriellen „Schein“ und der „sinnlichen Wahrnehmung“ einen vom Verstand gewählten „Aneignungsweg“ gibt? Dass damit aber nicht nur zwei, sondern sogar drei Komponenten das theoretische Feld zwischen Subjekt und empirischen Objekt bestimmen. Ohne Frage beeinflussen diese Komponenten sich gegenseitig und lassen das Feld sich morphologisch in unterschiedlicher Weise ausbilden. Im Regelfall läuft der „Aneignungsweg“ vom Objekt zum Subjekt. Blüher nennt diesen Verlauf „Stromrichtung“.¹⁵ Er meint auch, dass die „Wirklichkeit ... einen Druck in Stromrichtung“ ausüben würde. „Ideologien“ hingegen wirkten entgegen der Stromrichtung und brächten immer wieder nur Verwirrungen. Im Grundsatz kann man dieser Feststellung zustimmen. Und wie wir die ablaufenden Vorgänge auch definieren, längst hat sich in der Natur die schon an anderer Stelle angesprochene Dreigliedrigkeit in Geist, Seele und Körper oder umgekehrt Körper, Seele und Geist etabliert. „Seele“ ist in diesem Kontext oftmals der durch Handlungsstränge einer anderen Dimension beeinflusste Aneignungsweg. Sie kann deshalb

¹⁵ Hans Blüher: Parerga zur Achse der Natur, S. 44

nach dem Tode nicht so einfach verschwinden, weil viele dieser in der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft eingebundenen Handlungsstränge weiterbestehen.

B: Der naiv-realistische Standpunkt bedarf vielleicht keiner besonderen Rechtfertigung, jedenfalls hat sich Kant damit nicht aufgehalten, und Blüher bemerkt, dass das ja auch leicht einzusehen sei, dass es ohne die materiellen Dinge in der Welt auch kein wahrnehmendes Bewusstsein gäbe, weil es sonst nichts gäbe, wogegen man mit einem noch so mittelmäßigen Kopf stoßen könnte. Aber einzusehen, dass es ohne den verstehenden Intellekt auch die Welt der Erscheinungen nicht geben könne, dazu gehöre schon ein heller und philosophisch geschulter Kopf. Dies aber ist es, was Kant entdeckte: das erkennende Subjekt trägt selbst erheblich bei zur Erkenntnis der gegebenen empirischen Objekte, es zwingt nämlich die Dinge, so zu erscheinen, dass sie wahrgenommen und verstanden werden können; genauer gesagt: sie können nur dann erscheinen, wenn sie den subjektiven Bedingungen entsprechen, an die jede Erfahrung geknüpft ist.

In einem anschaulichen, philosophisch freilich missverständlichen Sinne, kann man es sich auch so klar machen: alle möglichen Wahrnehmungen sind an unsere fünf Sinne, an die Struktur dieser unserer Aufnahme-Organen gebunden, die uns den Kontakt mit der Außenwelt vermitteln. Ein Taub-Blinder ohne Geschmacks-, Geruchs- und vor allem Tastempfindung würde von der Außenwelt überhaupt nichts wahrnehmen und zu einer vollkommen solipsistischen Philosophie verurteilt sein, wenn er überhaupt eine haben könnte. Meine Sinne können aber immer nur die Eindrücke vermitteln, die auf ihre subjektive Beschaffenheit abgestimmt sind. Das aber sind Radiowellen ebenso wenig wie ultraviolette Strahlen. Mit Hilfe technischer Apparaturen zwingt aber der Intellekt die objektiven Gegebenheiten, den Sinnen so zu erscheinen, dass sie mit normalen Sinnen wahrgenommen und verstanden werden können. Das Missverständliche einer solchen Veranschaulichung liegt nur darin, dass hier von empirischen Vorgängen die Rede ist, während Kant es im transzendentalen Sinne meint, also um eine ganze Dimension höher.

L: Die transzendente Ebene ist sicher noch einmal eine ganz andere. Kant hat sich aber nicht nur mit dieser „höheren Dimension“ beschäftigt.

B: In diese höhere Dimension aber führt die Antwort auf Kants Frage: Wie ist Naturwissenschaft überhaupt möglich? Exakte Wissenschaft im Sinne des reinen Wissens der Mathematik und Geometrie stammt nicht aus der Natur und nicht aus der Erfahrung, sondern allein aus dem Denken. Deshalb allein sind ihre Gesetze unverbrüchlich gültig, denn es sind die Gesetze des Verstandes selber, der in sich selbst nicht irren kann, es sei denn, dass das Denken überhaupt aufhöre und sinnlos würde. Diese reinen Verstandesgesetze aber lassen sich auf die Natur anwenden, die Natur fügt sich ihnen, was jeder exakt konstruierte Brückenbogen beweist. Und von daher kommt Kant zu seiner anderen, noch erstaunlicheren Frage: Wie ist Natur überhaupt möglich? Wie kommt es, dass sich die Natur den Gesetzen des Denkens fügt oder doch wenigstens anpasst? Man muss den tiefen Sinn dieser Frage verstanden haben, es ist eine Frage der transzendentalen Orientierung: Macht sich die Technik mit ihrer Beherrschung der Natur nun eigentlich objektive „Natur“-gesetze zunutze (die ins transzendente Objekt gehören) oder nicht bloß die subjektiv bedingten Gesetze strenger Logik und Arithmetik?

Kants Antwort lautet: Darum ist die Natur dem Denken und seinen Gesetzen so gehorsam, weil der Verstand selbst am Bau der Natur beteiligt ist, weil nicht nur die gegebenen Dinge mein Bewusstsein berühren und dort ihre Spuren im Denken hinterlassen, sondern weil umgekehrt auch das Denken seine Gesetze hinaus in die Natur trägt und die Natur zwingt, sich diesen Gesetzen zu unterwerfen. Das klingt freilich immer wieder verwunderlich, ja geradezu abenteuerlich. Aber: dass ich den Holzgehalt eines Baumes nach der aus reinem Denken gewonnenen Formel vom Rauminhalt des Kegelstumpfes messen kann, liegt nicht daran, dass der Verstand diese Formel empirisch an den

natürlichen Unebenheiten absah und „idealisierte“, sondern es liegt daran – auch wenn das dem naiven Realismus eine Zumutung bedeutet – dass mir jeder Baum notwendigerweise als eine einen relativen Raum in Form eines Kegelstumpfes einnehmende Größe erscheinen muss; d.h. der Verstand zwingt die Natur in diese Formel, der Baum als solcher „weiß“ weder etwas von der Konstruktion eines Kegelstumpfes noch von seiner geometrischen Formel. Er hat damit überhaupt nichts zu tun. Aber der Verstand hat damit zu tun, und durch ihn auch die Natur.

L: Es wirkt gefährlich, das Denken mit „Unterwerfung“ der Natur in Verbindung zu bringen. Und sicher ist dies auch so nicht gemeint, hat aber, da „Denken“ und „transzendentes Denken“ nicht klar voneinander geschieden und auch die Begriffe der „Natur“ und „transzendente Natur“ wahllos durcheinander gebracht wurden,¹⁶ immer wieder auch zur Selbstüberschätzung des Menschen und zum Raubbau an der uns alle umgebenden Natur geführt. Ein transzendentes Denken vorauszusetzen, heißt andererseits, Raum und Zeit erst einmal zu vergessen und sich darauf einzulassen, dass dessen Wirken „überall und immerdar“ zu finden sei. Daran anknüpfend bedingt ein solches Wirken: überall und immerdar gibt es auch ähnliche Formeln, Muster, Strukturen, auf die das transzendente Denken und die transzendente Natur aufbauen. Insofern ist auch eine Beeinflussung durch Körper-, Form- oder Strukturresonanz zwischen den Dimensionen zweifellos möglich.

B: [andererseits], dass mir alle Dinge in der Natur in einer zeitlichen Abfolge nacheinander erscheinen, liegt nicht daran, dass die Welt wie ein Fluss alle Dinge, die in ihm schwimmen, gleichmäßig mitnimmt, sondern das Denken, das an eine sinnliche Anschauung gebunden ist, ist notwendigerweise auch an eine zeitliche Abfolge der „Dinge“ gebunden und zwingt alle „Dinge“, ihm in einer solchen zu erscheinen. Dasselbe ließe sich auch mit den reinen Verstandesbegriffen zeigen. Kausalität und Substanz: Die ursächlichen Zusammenhänge sind nicht in den „Dingen an sich selbst“ gegeben, jedenfalls könnten wir darüber nichts sagen, sondern das Denken stellt unweigerlich eine kausale Verknüpfung zwischen den einzelnen Erscheinungen her. Auch habe ich gar nicht die Möglichkeit, mir die Dinge anders als „seiend“ und „gewirkt“ und „wirkend“ vorzustellen. Dies alles aber trägt der Verstand in die Natur hinein, jedenfalls ordnet er so das Feld der Erfahrung, und daher rührt dann die wunderbare Ordnung, die die Natur immer wieder aufweist, wobei wir „Natur“ jetzt endlich in einem umfassenderen und prägnanteren Sinne verstehen, nämlich nicht nur im bisherigen und gewöhnlichen Sinne der uns umgebenden Außenwelt, sondern im Sinne des „Umgreifenden“ (Jaspers), das die empirischen Objekte und das transzendente Subjekt zu einer einzigen umfassenden Natur vereinigt. So allein erklärt sich, wie Wissenschaft nicht nur, sondern auch Natur überhaupt möglich ist.

Der naive Leser mag denken: wo bleibt denn da die reale Welt, wenn ich selber es bin, der an ihrem Bau mitbeteiligt bin, wenn die Ordnung, die ich in ihr entdecke, eigentlich aus mir selber stammt, wenn das, was ich da sehe, gar nicht bloß „Natur“, sondern immer schon Natur plus Verstand ist? So verständlich diese Frage ist, sie rührt doch nur daher, dass wir den naiven Realismus, der der alltäglichen Erfahrung zugrunde liegt, für unverbrüchlich halten, für so unverbrüchlich, wie die Zeitgenossen des Kopernikus und Galilei es hielten, dass den Augen zu trauen sein müsse, die doch die Sonne sehr deutlich auf- und untergehen sehen. Die Frage ist nur, ob dieser naive Realismus, der sich im Alltagsdenken auch heute noch trefflich bewährt, den letzten Anforderungen gewachsen ist. Und das ist er philosophisch schon seit zweihundert Jahren nicht mehr. Heute aber, im Zeitalter der Atomphysik ist er geradezu wissenschaftlich unhaltbar geworden.¹⁷

¹⁶ Hans Blüher: Parerga zur Achse der Natur, S. 9 warnt eingehend vor einer solchen Fehlbetrachtung

¹⁷ Die Bemerkung Bocks stammt aus dem Jahr 1959. Die Fortentwicklung zu unserer heutigen, virtuellen Welt mit ihren vielfältigen Täuschungen lässt keinen Zweifel an der Richtigkeit der Situationseinschätzung.

Freilich: wenn es so ist, wie Kant sagt, dass das Subjekt am Bau der objektiven Welt entscheidend mitbeteiligt ist, so ist die an eine Einschränkung gebunden, die Kant scharfsinnig ja auch gemacht hat und darin gewissermaßen sogar den eigentlichen Sinn seines Werkes erblickt hat: Alles was unter entscheidender Beteiligung des Subjektes über die Welt, sofern sie Erfahrung wird, gesagt werden kann, bezieht sich nur auf die Welt und die einzelnen Dinge, sofern sie Erscheinung ist und in ihrer Erscheinung erfahrbar wird, also auf das „Feld der Erfahrung“, nicht aber auf die Dinge, wie sie außerhalb und unabhängig von unserer Erfahrung „an sich selbst“ sein mögen, worüber sich überhaupt nichts sagen lässt, weil dies jenseits aller möglichen Erfahrung (aber nicht „im Jenseits“) liegt.

L: Wahrscheinlich ist diese Aussage etwas zu relativieren. In der guten Arzt-Patienten-Beziehung stoßen wir auf eine Konstellation in der der Arzt ganz sicher nicht jenseits aller möglichen Erfahrung steht. Er steht aber auch nicht in der Erfahrung „an sich selbst“. Er ist vielmehr Mittler zwischen Erfahrungswelten irdischer Natur. Wenn er individuell therapiert, Heisenbergs Unschärferelation aber nicht aus dem Auge verliert, so wird er seinen Krankheitsbefund statistisch absichern, allerdings nur insoweit, wie es zum Abgleich von Mitbeteiligungswirkungen (von ihm und durch die Gesellschaft) notwendig ist. Es ist deshalb immer ratsam 5-7 unabhängige Symptome der Krankheitserscheinung aufzunehmen. Ein Kleinwenig gerät er dadurch von der Ebene der aufnehmbaren Erscheinung in die Ebene der strukturellen Bedingtheiten am Rande eines möglichen transzendentalen „Dinges an sich“.

B: Kant hat ... zweierlei entscheidende Erkenntnisse für immer gesichert: 1. Erfahrung ist wirklich die maßgebende Quelle und Richterin aller wissenschaftlichen Forschung, wobei allerdings zur Erfahrung auch das gehört, was das erfahrende Subjekt dazu an konstitutiven Elementen beisteuert. 2. Wo von Erfahrung die Rede ist, haben wir es niemals naiver Weise mit den Dingen an sich selbst zu tun, sondern immer nur mit den Dingen in ihrer Erscheinung. Damit aber hat Kant aller unredlichen „Metaphysik“ das Fundament für immer entzogen und Wissenschaft in philosophischer Strenge eigentlich erst begründet. Wer heute noch von „wissenschaftlicher Weltanschauung“ redet und subjektiv begründetes exaktes Wissen auf eine objektive „Welt an sich“ unabhängig vom verstehenden Bewusstsein überträgt, zeigt nur, dass es ihm mit Wissenschaft jedenfalls nicht ernst ist. Er hat anderes im Sinne und kann eine klare transzendente Orientierung nicht brauchen. Kant hat nach der Seite des transzendentalen Objektes hin die Tore weit aufgerissen und wollte um jeden Preis vermeiden, dass die so deutlich hervortretenden Gebiete des „Nichtwissens“ mit voreiligen Fiktionen und naseweisen „Weltanschauungen“ zugestopft und billig verkleistert würden, damit der Mensch in seinem Nachdenken nicht weiter von ihnen beunruhigt würde. Die Philosophie allein hat dies leider nicht vermocht. Aber auch hier ist ihr die Physik unseres (des 20.) Jahrhunderts zu Hilfe gekommen.

L: Ohne Zweifel ist sie das. Nur hat die Philosophie mit der gigantischen Akkumulation des Finanzkapitals in einer globalen Welt und der dadurch möglichen „wissenschaftlich-technischen“ Entwicklung nicht schritthalten können.

II. Das physikalische Weltbild und die kritische Philosophie

B: Die moderne Physik wird bestimmt von zwei Theorien, die das bisherige mechanische Weltbild auf einen Bereich der mittleren Größen beschränken und die zu Unrecht verobjektivierte „Naturgesetzlichkeit“ von der jeweils infrage stehenden empirischen Größenordnung abhängig machen. Im Bereiche der atomaren Mikro-Welt wurde im Planckschen Wirkungsquantum eine elementare Naturkonstante entdeckt, unterhalb deren ein Energiebetrag nicht mehr vorkommt; und im Bereiche der galaktischen Makro-Welt hielt die ebenso konstante elementare Lichtgeschwindigkeit die Physiker in Atem, bis Albert Einstein in der speziellen Relativitätstheorie eine Lösung dieses schwierigen Problems auf unerwartete und völlig überraschende Weise fand. Beide, die Quanten- und die

Relativitätstheorie, haben aufgehört, bloß Hypothesen zu sein und bilden nicht nur die Grundpfeiler des modernen wissenschaftlichen Weltbildes, sondern sie liefern auch allenthalben in der empirischen Einzelforschung die exaktesten zuverlässigsten Ergebnisse, sodass sich die Praktiker um die theoretischen Probleme beider Theorien gar nicht mehr kümmern, sondern mit ihren Formeln rechnen und damit die besten Resultate erzielen.

L: Öffnen diese, nun vor auch schon wieder einhundert Jahren eingeführten physikalischen Konstanten wirklich Freiräume für die allgemeine Wissenschaft oder zwingen diese sie, in ihren teilweise willkürlichen Abgrenzungen einzelner Arbeitsgebiete, eventuell noch stärker ein? Jedermann auffallend ist doch, wie selten es Forschern oder Autoren wissenschaftlicher Fachliteratur bis heute gelingt, sich über gemeinsame Sprachregelungen einzuordnen in einem neuen, schlüssigerem Weltbild, vielleicht auch erst einmal bestehende Barrieren zum unmittelbaren Nachbarn zu überbrücken. Das hält diese Experten freilich nicht davon ab, zwischenzeitlich in noch entlegene Einzelvorstellungswelten zu entrücken oder in technische Anwendungsgebiete, wie z.B. der Biophysik. Hier beteiligen sie sich u.a. am Klonen genetischen Materials zur Herstellung identischer menschlicher Embryonen, die für alle kreuzgefährlich werden können, da die Konsequenzen innerhalb von Raum und Zeit überhaupt nicht absehbar sind.¹⁸

B: Die Physik hat das Problem von Raum und Zeit ebenso wie das von Substanz und Kausalität noch einmal aufgerollt. Der kritischen Philosophie fehlten bislang noch die empirischen Nachweise für die Gültigkeit ihrer Thesen. Und da für den Durchschnittsverstand eben erst das als Beweis zählt, was gemessen und gewogen werden kann, und die Philosophie allenfalls mit Gedankenexperimenten aufwarten konnte, so zählte das natürlich nicht, und man hielt in Wissenschaft und „Weltanschauung“ mit zäher Energie an dem alten naiven Realismus fest, nach dem die Natur eben das ist, was man sieht, wenn man das Fenster aufmacht, durchs Fernrohr oder durch das Mikroskop schaut. Es ist beinahe eine Ironie der Geschichte, dass dieser naive Realismus sich mit eben den wissenschaftlichen Methoden, die er für absolut zuverlässig hielt – und die es auf ihre Weise, nämlich empirisch natürlich auch sind – ad absurdum führte, sich so hoffnungslos ins Gestrüpp unauflösbarer Widersprüche verstrickte, dass nur ein genialer Kopf vom Schlage Albert Einsteins in der Lage war, den Fehler als in den Voraussetzungen liegend, die man bisher als selbstverständlich hingenommen hatte, zu entdecken und die gesamte Physik auf eine neue Grundlage zu stellen.

L: Man könnte meinen, der Prozess selbst ist bis heute nicht abgeschlossen und hat im Grunde nur wenig an der Bereitschaft der Allgemeinheit verändert, sich einer differenzierteren Wahrnehmung des gesamten Daseins zu befleißigen. Hier wirkt offenbar so etwas wie das Newtonsche Trägheitsgesetz auf einer neurologischen Ebene nach, die ihrerseits nun vermeintlich anderen Gesetzmäßigkeiten folgt.

B: Der geschichtliche Werdegang der empirischen Forschung ist interessant genug, kann aber hier nur angedeutet werden. Newtons Himmelsmechanik ging von der fiktiven Annahme aus, dass sich die Himmelskörper „im“ Raum bewegten und das man diese Bewegung nicht nur relativ zueinander, sondern doch auch absolut im Verhältnis zu „dem“ (ruhend gedachten) Raum messen können. Von daher bereitete die Vorstellung eines „leeren“ Raumes Schwierigkeiten, und man nahm seine Zuflucht zu einer weiteren Fiktion, nämlich der Annahme eines „Äthermeeres“, in dem die Planeten ihre Bahn ziehen wie die Schiffe ihren Weg durch den Ozean. Aber wie man mit Hilfe einer Logleine, die man auswirft, und der Schnelligkeit, mit der die „Knoten“ sich abhaspeln, die Geschwindigkeit

¹⁸ <https://www.welt.de/gesundheit/article116231480/Forscher-klonen-erstmal-menschliches-Leben.html>

eines Schiffes (natürlich nur relativ gegenüber dem Wasser) feststellen kann, so müsste man, wenn es einen Äther gibt, auch die gegenüber einem Äthermeer absolute Geschwindigkeit der Erde im Raum feststellen können (und nicht nur relativ zur Sonne oder anderen Planeten).

Die Versuche sind gemacht worden. Michelson und Morley warfen bei ihrem berühmten Versuch im Potsdamer Observatorium als „Log“ einen Lichtstrahl achterwärts der Erde ins Äthermeer hinaus mit dem verblüffenden Ergebnis, dass sich die relativ zur Sonne gemessenen Geschwindigkeit von 30 km/s im Verhältnis zu den Raum erfüllend gedachten Äthermeer, überhaupt nicht feststellen ließ. Das „Lichtlog“ behielt seine Geschwindigkeit von 300 000 km/s bei, völlig unberührt davon, ob es mit oder gegen die Fahrtrichtung der Erde ausgesandt wurde. Das Dilemma, in dem sich die Physik befand, war beängstigend: entweder hatte Kopernikus unrecht und die Erde bewegte sich „absolut“ überhaupt nicht, oder aber die Vorstellung vom Äthermeer musste endgültig aufgegeben werden. Man entschied sich zunächst für das Letztere; aber damit war das Problem noch nicht gelöst, denn der physikalisch-empirisch (gemeinte) Begriff des Äthers war ja nur eine Verlegenheitslösung für das philosophisch schwierige Problem des Raumbegriffes.

Die weitere Entwicklung der physikalischen Problematik muss hier als bekannt vorausgesetzt werden, denn hier geht es ja nur um die Ergebnisse und ihre Auswirkungen auf das physikalische Weltbild und seine philosophischen Grundlagen. Natürlich versuchte man, einen Fehler in der Beobachtung, in den Messungen zu finden, aber all das vereitelten die empirisch völlig exakten Ergebnisse, die immer dieselben blieben: an der universellen Lichtkonstante änderte sich nichts. Nun lag der Schluss nahe, diese Lichtkonstante als ein wirkliches, nämlich objektiv in der Sache begründetes „Naturgesetz“ anzusehen. Aber es bedurfte dazu eines genialen Kopfes, denn diese Annahme stand mit einer ganzen Reihe bisher für unverbrüchlich und „objektiv“ gehaltener „Naturgesetze“ in eklatantem Widerspruch. Das Dilemma lautete jetzt noch anders, radikaler: entweder unsere Messungen der Lichtgeschwindigkeit und alles, was damit zusammenhängt, sind falsch oder aber die (philosophischen) Grundlagen unsers gesamten klassischen Wissenschaftsgebäudes müssen revidiert werden. Die Genialität Albert Einsteins besteht darin, dass er es wagte, an den elementarsten Grundlagen der Wissenschaft zu zweifeln und dafür lieber den empirisch einwandfreien Messungen zu trauen, deren Ergebnisse im Widerspruch zu aller bisherigen Theorie standen.

L: Damit hatte er sich tatsächlich weit herausgelehnt. Man fragt sich automatisch, wie ihm das gelingen konnte und man wird sehr schnell fündig in einer Zeit, die einer geistigen Wende bzw. dem Abbruch der mechanistischen Fundamente seiner Selbstbegründung sehr nahe stand. Der Jugendstil mit seinen dynamischen an der Natur angelehnten Formen, mag dafür ein eingängiges Bild abgeben. Vor diesem Hintergrund ist sicher auch der erste Weltkrieg kein marginales Ereignis, denn er bricht mit Brachialgewalt etwas ab, was zu den herrlichsten Blüten des vorangegangenen Jahrhunderts führte. Man denke neben der Physik, der Medizin, der Reformpädagogik, der Architektur besonders auch an die Malerei, welche aus den starren Bahnen des naiven Realismus ausbricht und sich in freien im- und expressionistischen Darstellungsweisen übt. Selbst der Konstruktivismus kann in diesem Spiel der neuen Möglichkeiten zunächst als Option angesehen werden, wenngleich dieser später natürlich auch vorzugsweise den Kräften einer auf Funktionalität, rasche technische Umsetzung und damit Kapitalakkumulation setzenden Kriegsmaschinerie in die Hände spielte und der Finanzwirtschaft ein unabdingbares Primat vor jedweder anderer Wirtschafts-, Kultur- und Sozialpolitik verschaffte. Auch die Wissenschaft wurde in deren Sinne benutzt.

B: Die Ergebnisse dieser Revolution im naturwissenschaftlichen Denken sind bekannt: 1. Eine absolute Bewegung eines Körpers „im“ Raum festzustellen, ist unmöglich, weil es diesen absoluten Raum überhaupt nicht gibt. 2. Die universelle Lichtkonstante ist deshalb eine so gleich bleibende

Größe, unabhängig vom Bewegungszustand der lichtempfangenden oder – aussendenden Körper, weil auch die Zeit keine absolut messbare Größe ist, sondern immer nur relativ zu einem Bezugssystem überhaupt wahrgenommen werden kann. 3. Auch die Masse eines Körpers ist keine feststehende absolute Größe, sondern in hohem Grade veränderlich je nach dem Bewegungszustand des Systems, dem ein Körper angehört. Käme 4. noch hinzu, dass durch die Entdeckung der anderen Grenzkonstante, der Elementarquanten, auch die Kausalität als ein „objektives Naturgesetz“ fragwürdig geworden ist.

L: Es kommt ja noch hinzu, dass die Lichtgeschwindigkeit unter dem Einfluss der Gravitation keine Konstante ist.

B: Physikalisch – gewissermaßen vom naiv-realistischen Begriffsschema her gedacht – sieht das so aus: Wird die Bewegung eines Systems der Lichtgeschwindigkeit weitgehend angenähert, so verlangsamt sich die Zeit, alle Uhren gehen langsamer, der Raum verdichtet sich, d.h. ein Metermaß etwa schrumpft ganz gehörig zusammen, und die Masse der Körper nimmt gewaltig zu, so sehr zu, dass die Erreichung der vollen Lichtgeschwindigkeit unmöglich wird, es sei denn, dass sich Masse selbst in Licht und Energie verwandelt. Im Mikrokosmos der Atome aber heißt das: Was im Großen, d.h. bei Anhäufung von Milliarden von Atomen nach unverbrüchlicher Naturgesetzlichkeit aussieht, wird, je weniger Elementarteilchen man vor sich hat, immer willkürlicher und unregelmäßiger, bis man beim einzelnen Elektron überhaupt nur noch entweder Ort oder Impuls, aber niemals beides zugleich, also niemals eine exakte Feststellung seines „wirklichen“ Verhaltens treffen kann. All diese verblüffenden Ergebnisse wirken in hohem Grade verwirrend, noch dazu wenn man sie mit so paradoxen Anschauungsbeispielen belastet, wie das etwa Einstein tat, wenn er seinen Zeitgenossen erzählte: Schösse man von einem Zwillingsspaar den einen Bruder mit annähernd Lichtgeschwindigkeit in den Weltraum und ließe ihn nach zehn Erdenjahren zurückkehren, so wäre der Weltraumschiffer inzwischen nur etwa 5 Jahre gealtert.

L: Wenn die Erklärungen so richtig wären, dann hätte eine medizinische Denkart, wie etwa die der Homöopathie, ja beste Chancen erklärt zu werden. Denn gerade die geht ja davon aus, dass der Ort einer Heilreaktion innerhalb des Körpers nicht bestimmbar ist, wenn ein Wirkungsquantum der zu einer individuellen Symptomatik passenden Arznei als Impuls verabreicht worden ist. Innerhalb des „Universums Mensch“, aber auch bei Tieren und Pflanzen, verbreitet sich dieser Impuls über „Abdrücke“ sehr schnell innerhalb des Gesamtsystems. Kann es also folglich sein, dass uns nicht – wie bisher gedacht – Hahnemann, sondern die Physik vor und nach Planck, Einstein oder Heisenberg narrt?

B: Diese Verwirrung stammt aber nicht daher, dass etwa der Physik nicht zu trauen sei oder aber unsere Sinnesorgane uns täuschen, sodass wir der strengeren Wissenschaft den Laufpass geben müssten, wenn sie uns so Unmögliches zumutet, vielmehr sind es allein die Unklarheiten des Denkens und eine fehlerhafte (transzendente) Orientierung, die uns solche Schwierigkeiten bereiten. Hier überkreuzen sich einfach zwei verschiedene Begriffsschemata und Denkhaltungen von jeweils ganz verschiedenen Denkvoraussetzungen her. Die Physik geht auch weiterhin – jedenfalls in den mittleren Bereichen der klassischen Physik und auch dort, wo sie die völlig unanschaulichen Vorgänge in den extremen Grenzbereichen in die normale Alltagssprache „übersetzt“ – mit dem Begriffsschema des naiven Realismus einher, der die Dinge so nimmt wie sie „sind“, während dies doch „eigentlich“ nun auch physikalisch unmöglich geworden ist.

Mit anderen Worten wir tun auch weiterhin so, als wäre Zeit etwas objektiv Gegebenes, das man absolut nehmen könnte, um dann zu so widersinnigen Feststellungen zu kommen, dass einer, der „zehn Jahre“ woanders war, „inzwischen“ nur „fünf Jahre“ gealtert ist. Hier sind Begriffe wie „fünf“, „zehn“, „Jahre“, „inzwischen“ stets in einem naiven Sinn absolut genommen und sollen doch

demonstrieren, dass es dieses Absolute gar nicht gibt. Die Schwierigkeit der Denklage liegt darin, dass unsere klassisch naiven Vorstellungen immer das Absolute bereits enthalten, dem die moderne Physik so heftig widerstreitet. In Begriffen wie „Geschwindigkeit“ steckt eben unbewusst der Begriff eines absoluten Raumes, nämlich einer bestimmten (nicht nur empirisch feststellbaren!) Strecke, und ebenso der einer absoluten Zeit, nämlich der, die man (nicht nur empirisch, sondern „überhaupt“) braucht, um diese Strecke zurückzulegen.

Die Physik kann aus diesem Dilemma des Denkens gar nicht herausführen, denn das ist eine philosophische Aufgabe. Die Physik aber hat diese Aufgabe heute zur dringenden Notwendigkeit gemacht, und Kant hat hier das Entscheidende bereits getan. Er würde wohl fein und verhalten lächeln, wenn er von unseren Denknöten hörte und sagen: so ungefähr habe ich mir das gedacht. Wenn Herr Einstein sagt: gäbe es keine Dinge im Raum, so gäbe es auch den Raum nicht, und nicht die Zeit, so gedenke ich mich mit ihm hierüber nicht zu streiten; dass der Raum und die Zeit nicht „an sich selbst“ Bestehendes sind, also nicht objektiv und absolut, unabhängig von den Erscheinungen Gegebenes, sondern nur etwas mit den Erscheinungen selbst Gesetztes und Vorhandenes. Einig sind wir uns also gegen den naiven Realismus, der meinte, die Welt sei „im“ Raume wie in einem Behälter aufgehoben, und wenn man alle Sterne aus dem Raume und alle möglichen Welten aus ihm entferne, so bliebe doch der Raum als objektive Größe übrig. Darin also stimme ich, Immanuel Kant, euch Physikern zu.

Nur über eines müssen wir uns noch besprechen: Ihr meint, der Raum und die Zeit seien durch die Dinge, also doch empirisch gegeben, und das widerlege auch meine Auffassung, dass er eigentlich nur als leere Form im Subjekt vorhanden sei. Aber darüber können wir uns schnell einigen, wenn ihr ein kleines exercitium logicum mitmachen wollt. „Reine Form der sinnlichen Anschauung“ habe ich Raum und Zeit genannt. Aber reine Formen haben es an sich, dass sie völlig leer an Inhalt und sinnlicher Anschauung sind. Ich wüsste von dieser leeren Form, die aller möglichen Anschauung vorgegeben ist und zugrunde liegt, überhaupt nichts, wären mir nicht Dinge und Erfahrungen gegeben, an denen ich diese Voraussetzung aller möglichen Erfahrung feststellen könnte. Es müssen also Dinge, die mir erscheinen, eben vermöge der leeren Form meiner Anschauungsmöglichkeiten, notwendig in räumlicher Ausdehnung und zeitlicher Abfolge erscheinen, anders nämlich könnten sie gar nicht wahrgenommen werden.

Ich will mich darüber mit euch Physikern nicht streiten: In eurer Forschung und der naiven Alltagssprache könnt ihr ruhig auch weiterhin feststellen, dass die Dinge im Raum räumlich „sind“, wenn ihr nur darauf verzichtet, dass Raum an sich selbst „etwas“ sei, auch ohne das Dinge in ihm erscheinen. „Worin“ nämlich die Dinge erscheinen, wenn nicht im „Raum an sich selbst“, das ist eine physikalisch nicht zu beantwortende Frage, sondern eine Frage der Philosophie. Der „Behälter“ aber, in dem sich alle Dinge abspielen, ist weder empirisch feststellbarer, noch gar ein transzendental-objektiver, keine noch so gekrümmte „Überkugel“, sondern dieser „Behälter“, der euch narrt, und den ihr nun wenigstens aus der Hinterwelt der Fiktionen in das Feld der Erfahrungen vorverlegt habt, ist einfach die subjektive Form und Möglichkeit aller Erfahrung, das subjektive „Behältnis“ aller sinnlichen Anschauung, allerdings von transzendentaler Struktur und mit einem transzendentalen „Ort“.

L: Das war ja nun etwas schwerer verdauliche Kost und einem Gelehrten wie Kant wirklich kongenial in seiner Wolkigkeit. Dort wo die Abstraktionen des menschlichen Geistes sich so weit erstrecken, mag es nicht verwundern, dass Spekulation ihren freien Lauf nehmen. Allerdings lehrt die Geschichte auch, dass die einfachsten Dinge oft besonders schwierig zu erklären sind. Insofern soll wirklich anerkannt sein, dass „Raum“ eine leere transzendente Struktur im Subjekt ist. Es gibt ihn nicht ohne Dinge, wie es „Gott“ nicht gibt ohne das „Ich“.

B: Des Weiteren würde Kant vielleicht folgendermaßen argumentieren: Wenn Herr Einstein mit wahrlich paradox zu nennenden Beispielen seine mathematischen Berechnungen erläutert, nach denen die Zeit gar nicht überall gleichmäßig verläuft, wie sich das doch eigentlich gehört, sondern je „langsamer“, je „schneller“ sich ein Ding im All fortbewegt, so kann ich nur schmunzeln, wenn ihr euch über solche Ungereimtheiten aufhaltet, die doch allem gesunden Menschenverstand widerstreiten. Aber ich gedenke nicht, Herrn Einstein zu widerlegen, noch auch nur, ihm in sein Gebiet der theoretischen Physik, das er mit vollendeter Meisterschaft beherrscht, hineinzupfuschen. Ich nehme ihm seine Ergebnisse ab, denn physikalische Messungen und Berechnungen verbürgen einfach die Realität der Welt. Aber ich lade euch wieder zu einem kleinen exercitium logicum ein; denn eben das hat die Physik empirisch einwandfrei bewiesen, dass die Zeit ebenfalls nichts „an sich selbst Seiendes“ sein kann, sondern immer nur mit und an den Dingen und gar ihrem Bewegungszustand gegebenes. Aus dem Wolkenhimmel unbewiesener Behauptungen habt ihr also auch die Zeit zurückgeholt auf das empirisch kontrollierbare „Feld der Erfahrung“.

Aber warum wollt ihr nicht noch einen Schritt weitergehen und einen physikalisch so fragwürdigen Begriff wie „Zeit“, von dem man doch immer noch gezwungen ist zu sagen, dass sie „ist“ und an den Dingen festgestellt werden kann, was doch „eigentlich“ gar keinen Sinn mehr hat, oder jedenfalls nur einen physikalisch-vorläufigen, aber keinen exakten, absoluten; warum wollt ihr das nicht endlich doch ins Subjekt verlegen, wo es hingehört als die leere Form unserer Vorstellung vom Ablauf der Dinge, die eben darum gar nicht anders als in zeitlicher Abfolge erscheinen können? Keine Angst: wahrnehmbar, physikalisch messbar wird sie erst, wenn Dinge erscheinen, wenn ein Herz schlägt, ein Sonnenumlauf sich vollendet, sie ist also im vollen, physikalischen Sinne „real“. Aber kann man sich etwa vorstellen, dass gewisse Dinge nicht in zeitlicher Abfolge geschehen? Vorstellen schon, aber sobald sie erscheinen, ist es aus damit. Aber es mag auch hier genügen, dass wir uns wenigstens einig sind darin, dass Zeit kein objektiver Fluss der Dinge ist mit Anfang und Ende und vielleicht gar mit darauf folgender oder vorhergehender „Ewigkeit“, sondern dass dies alles als Vorstellungsform dem Subjekt angehört und eben darum auch an den Dingen wahrgenommen wird und erscheint.

L: Ich möchte den Gedanken von vorhin aufgreifen und fasse für mich zusammen: „Raum“ und „Zeit“ sind Kategorien, die leere Vorstellungsformen des Subjekts bleiben ohne den dinglichen Bezug. Eine andere Welt erzeugt dabei andere Bezüge und auch eine völlig andere Raum-Zeit-Wirkung.

B: Aber auch Kants Kategorienlehre, die nachweist, dass der Intellekt zur Erfahrung auch die reinen Verstandesbegriffe, vor allem Substanz und Kausalität, beisteuert, wird in der modernen Physik merkwürdig aktuell: in der festgestellten Massenzunahme bewegter Körper bei hohen Geschwindigkeiten. Materie wird „schwerer“, je schneller sie sich bewegt, eine für die klassische Physik geradezu unmögliche Feststellung. Wenn wir recht zu sehen vermögen, wird hier die Kategorie der Substanz berührt, von der Kant ebenfalls erklärt, dass sie nichts an sich selbst Seiendes „ist“, sondern aller möglichen Erfahrung als reiner Denkbegriff vorausgeht und eben darum in aller Erfahrung anzutreffen ist. Auch hier scheint sich experimentell zu bestätigen, was philosophisch schon länger bekannt war: Dinge, materielle Körper, „sind“ nicht dies oder das unabhängig von ihrer Erfahrung in der Erscheinung, sondern sind allemal nur, was sie „sind“, in der Erscheinung ihrer Erfahrung, zu der das Subjekt jedes Mal stillschweigend und ganz selbstverständlich entscheidende konstitutive Elemente beisteuert. Das der Physiker in seiner Forschung die Dinge trotzdem als „Dinge an sich selbst“ betrachtet und behandelt, ist nur natürlich. Eine andere Möglichkeit der Betrachtung im wissenschaftlichen Experiment haben wir gar nicht. Aber der Philosoph kann sich damit nicht zufrieden geben, sondern muss versuchen, „hinter“ oder in diesem Fall recht eigentlich „vor“ bzw. „unter“ die Dinge zu kommen. Das aber muss auch der theoretische Physiker dort, wo seine Forschung in philosophische Bereiche hineinragt.

L: Es wird ja gern von der Naturwissenschaft versucht, die Dinge objektiver darzustellen, als sie wirklich sind. Das gibt ihr eine höhere Rangstellung, stellt ihre Beweiskraft nicht immer vor die Frage, was denn von all dem Vorgetragenen im Lichte völliger Unabhängigkeit bestehen könnte. Letztlich hebt es auch den Vortragenden selbst, der sich bei dieser vermeintlichen „Objektivität“, d. h. Unabhängigkeit der Beurteilung, besondere Anerkennung verdient zu haben meint. Das damit Polarisierungen einhergehen, die es schwer machen, eine kritische Philosophie zu etablieren, ist nahe liegend.

B: Wir fassen zusammen, worin sich eine merkwürdige Übereinstimmung zwischen der kritischen Philosophie Immanuel Kants und den Ergebnissen der modernen Physik unseres Erachtens zeigt: Die klassische Physik und die mit ihr in einer Denkhaltung verschwisterten weltanschaulichen Konstruktionen waren gezwungen, obwohl keinerlei Beweise hierfür vorhanden waren, Raum und Zeit, Materie und Energie als Dinge vorauszusetzen, die in einem absoluten Sinne objektiv vorhanden und gegeben seien, unabhängig von aller subjektiven Erfahrung; als Dinge, die ewigen Bestand der Welt garantieren und es lediglich dem Vorwitz des kleinen Menschenwesen gestatten, einen gewissen Einblick in die ewiggültigen Gesetze ihres objektiven Bestandes zu tun. Dieses Trugbild ist zerronnen.

Die Physik wies mit empirischen Mitteln nach, dass weder Raum noch Zeit „an sich“ gegeben seien und bestehen und dass auch „Kraft und Stoff“ nicht ewig seiend unveränderlich in objektiven Gegebenheit beruhen und Raum und Zeit erfüllen, sondern dass dies alles nur miteinander, relativ aufeinander bezogen und unlöslich voneinander gegeben sei. Auf diese Weise wurde der naive Realismus und weltanschauliche Materialismus gezwungen, sich auf eine so dürftige Position zurückzuziehen: die einzige Voraussetzung, an die eine materialistische Ideologie gebunden sei, sei die, dass es eine objektive Wirklichkeit gebe. Das wird natürlich niemand bestreiten wollen, und also ist die ideologische Naivität in alle Ewigkeit gerettet. Aber damit scheidet sie natürlich aus der philosophischen Diskussion aus.

L: Warum sollte man eine „objektive Wirklichkeit“ nicht bestreiten, wo man doch an keiner Stelle eine „absolute Objektivität“ feststellen kann und sich die Naturwissenschaft bestenfalls auf Maßgaben und Standards geeinigt hat, die relative Unabhängigkeit versprechen? Oder meint man mit objektiver Wirklichkeit nur die subjektive Wirklichkeit der Objekte? In einem Paradigma, das auf Konventionen basiert, eine „objektive Wirklichkeit“ zu suchen, ist nicht nur philosophisch mehr als unangemessen.

B: In der Physik [aber] spricht man heute von einem vierdimensionalen Raum-Zeit-Kontinuum, in dem die Zeit eine vierte, freilich völlig unanschauliche Koordinate einnehme, die nur noch durch mathematische Symbole ausgedrückt werden können. Mit anderen Worten: das neue Weltbild hat die naive Einfachheit des alten klassischen verloren und ist völlig unanschaulich geworden. Die Physik hat die Grenzen jeder möglichen Erfahrung – freilich anders als die kritische Philosophie, eben mit physikalischen Methoden – erreicht und lehnt es heutzutage ab, über den Bereich der Erfahrung hinauszugehen und für wissenschaftliche Tatsache auszugeben, was experimentell nicht nachprüfbar oder sogar widerlegt worden ist. Während man in der klassischen Physik und benachbarten Weltanschauungen unbesorgt voraussetzte und damit umging, als wäre es bewiesen, dass die Naturgesetze, wie wir sie in dem klassischen Anwendungs- und Erfahrungsbereich der mittleren Werte erforschten, auch jenseits dieser Grenzen gelten müssten, ist man heutzutage nicht nur äußerst bescheiden darin geworden, sondern hat es überhaupt aufgegeben, aus uns zugänglichen Erfahrungen logische Schlüsse zu ziehen auf Anwendungsbereiche, die jenseits jeder möglichen Erfahrung liegen.

L: Grenzt das nicht wieder in typisch menschlicher Weise ein? Was wird unter einem solchen Diktum z.B. aus der schon im Altertum bekannten Ähnlichkeitsregel? Wir wissen doch, dass Analogien nicht 1:1 sondern über Resonanzen, die auf verschiedene Art entstehen können, wirken.

B: Physikalisch ausgedrückt liegen diese Grenzen jeder möglichen Erfahrung jenseits der Lichtgeschwindigkeit, die das absolut erreichbare Maximum jeder möglichen Bewegung materieller Körper bzw. der Ausbreitung der Energie im Raum darstellt, und auf der anderen Seite jenseits des elementaren Wirkungsquantums, unterhalb dessen nicht nur jede Beobachtung unmöglich wird, sondern bei dem überhaupt die Grenze aller möglichen Erfahrung im Kleinsten liegen. Dies alles konnte Kant allerdings noch nicht wissen, und er kann es infolgedessen in diesem naturwissenschaftlichen Sinne auch nicht gemeint haben, wenn er aus rein philosophischer Erkenntnis feststellt, dass die Welt außerhalb möglicher Erfahrung, also die „Welt an sich“ und die Dinge in der Welt „an sich“ grundsätzlich und für immer aller Erkenntnis verschlossen bleiben und dass nicht nur philosophische Bescheidenheit, sondern zugleich auch nüchterne wissenschaftliche Redlichkeit darin liegt, nichts über Dinge zu fabulieren – etwa die „Ewigkeit der Materie“ – über die es niemals Erfahrung geben kann, sondern sich in Fleiß und Treue auf das zu beschränken, was „in“ der Erfahrung gegeben ist.

Dass die Physik Kant darin nachfolgt, kann nur den verwundern, der es immer noch nicht lassen kann, aus den unbewussten Forderungen und Voraussetzungen des Verstandes heraus Dinge zu konstruieren, denen er „objektive Gültigkeit“ beilegt, ohne sie im geringsten beweisen zu können. Es bleibt nur zu klären übrig, welche Beziehungen denn nun bestehen zwischen den in der Erfahrung gegebenen Dingen und dem wahrnehmbaren Subjekt. Hier scheint zwischen der Physik und der kritischen Philosophie noch ein Widerspruch zu bestehen, der sich aber, wie schon oben angedeutet, mit einem Gespräch zwischen Philosophie und Physik aufklären lässt, sofern die Physiker nur ein wenig Gespür für philosophische Probleme mitbringen. Wir gehen dabei wieder aus von dem anschaulichen Beispiel der Raum-Zeit-Beziehung. Die mechanistische Auffassung sah Raum und Zeit an als den „Behälter“, „in“ dem sich alle materiellen Körper befinden und in der Abfolge der Zeit verändern. Diese Ansicht ist falsch, ist wissenschaftlich widerlegt und beruht, wie wir sahen, auf dem Trugschluss, der ins Objekt verlegt, was rechtens dem Subjekt angehört.

L: Nun sagt die Zuordnung zum „Objekt“ oder „Subjekt“ meines Erachtens nichts darüber aus, welchen Gesetzen diese Bereiche unterliegen. Ich gehe davon aus, dass sie in einer Welt auch ein und demselben Gesetz zu folgen haben. Freilich aber mit anderem Vorzeichen. Nur dadurch, kommen das „Objekt“ und „Subjekt“ in Interaktion und mithin zu Bewusstsein. Ganz natürlich erscheint es doch, dass Dinge, die wir beurteilen und aktivieren wollen, im Subjekt einer Art „Werkzeug-“ bzw. Formenarchiv bedürfen, anhand dessen rückgekoppelt wird und das von klein auf. Nahe liegt auch, dass sich dieses mit der rechten Hirnhälfte beschreibt. Hier befindet sich doch nach vielen Indizien der symbol- und musterhaft verschlüsselte Kontext unseres Handelns.¹⁹

B: Verlegt man [aber] nun mit Kant den „Behälter“ Raum und Zeit ins Subjekt der Erkenntnis, so wird klar, warum mir alle Dinge, die mir in der Erfahrung gegeben sind, „im“ Raum und „in“ der Zeit erscheinen müssen: weil sie anders in dem „Behälter“ des subjektiven Wahrnehmens und Verstehens gar keine Aufnahme finden könnten. Was fälschlicherweise verobjektiviert war, findet nun seine Berechtigung und aufklärende Deutung: Deshalb hielt man so lange an der Meinung des gesunden Menschenverstandes fest, dass doch dem Raum- und Zeitbegriff etwas Objektives entsprechen müsse, weil das Subjekt dauernd diese Vorstellung auf die Dinge überträgt, an denen sie ihm erscheinen, sodass es versucht ist, ihren eigentlichen Ort hinter oder über den Dingen zu suchen, statt bei sich

¹⁹ Die Hirnforschung hat hierfür erste elementare Ansätze geliefert. Ein verwaschener Begriff von allem, was sich „Bewusstsein“ heißt, führt allerdings gerade wieder dazu philosophisch zu verwirren.

selbst. In einem bloßen Gedankenspiel könnte man sich natürlich fragen, ob nicht doch Raum und Zeit den Dingen auch außerhalb der Erfahrung zukommen könnten und ob der Forderung des gesunden Menschenverstandes nicht doch etwas „objektiv Reales“ entspräche – vielleicht hat der gesunde Menschenverstand in diesem rein fiktiven Sinne sogar recht! – aber solange wir nüchtern und redlich forschen wollen, müssen wir uns einfach an das Gegebene halten, und da ist es eine logische Unmöglichkeit, dass uns etwas anders als in der Erfahrung gegeben sein könnte.

L: Der gesunde Menschenverstand als Maß aller Dinge hat ja schon oft in der Geschichte versagt. Im Gegensatz zur Vernunft die einen Bezug zum Subjekt hat, ist dieser als Gegenpart im transzendentalen Objekt verortet. Er unterliegt damit der Fehlbarkeit aller Erscheinungen, die allein durch empirische Erfahrung zu gewinnen sind. „Raum“ und „Zeit“ hier abzulegen hieße, sie als übergreifende und allumfassende Kategorien unbrauchbar zu machen. Sie wären dann vielmehr Objekte der Spekulation.

B: Wenn aber nun die philosophisch gewiss unvorbelastete experimentelle Physik uns zwingt, Raum und Zeit als objektive und absolute Größen fahren zu lassen, dann wird es allerdings höchste Zeit, dass wir uns im Denken umstellen, unsere Vorstellungen den mathematisch exakten Ergebnissen der physikalischen Forschungen anzupassen und nicht länger in vorwissenschaftlichen Denkformen verharren, wenn anders wir überhaupt Anspruch auf ein wissenschaftliches Weltbild erheben wollen. Wie schwierig das ist, haben wir freilich schon verschiedentlich gestreift: Kommen wir doch nicht umhin, alles was uns begegnet in eben jenem Schema zu erfassen, das unser Intellekt für diesen Zweck bereitstellt. Physikalisch heißt das: Wir sind genötigt, alle jene Vorgänge, die in den extremen Bereichen der Natur alle Anschaulichkeit weit hinter sich lassen und nur noch in den mageren Symbolen der Mathematik ihren Ausdruck finden, eben doch mit dem „normalen Menschenverstand“ „klassisch“ darzustellen und zu beschreiben. Das „Umdenken“ erfordert ja nicht die intellektuelle Selbstaufgabe und den Verzicht auf jegliches Denken, im Gegenteil: es verlangt nur, dass wir uns über die Vorgänge selbst kritisch aufklären lassen und sie nicht mehr naiv hinnehmen.

Diesen Dienst aber tut uns die Philosophie, wenn sie uns darüber aufklärt, dass das Subjekt nur leere Formen, nichts als leere Formen bereitstellt, die als solche jeglichen positiven Inhalts entbehren. Positiven Gehalt gewinnt unsere Vorstellung erst, wenn ihr Dinge in der Erfahrung begegnen oder erscheinen, auf welche die leeren Formen allerdings sofort und unvermeidlich, notwendige Anwendungen finden. Die kritische Philosophie aber orientiert uns – und das ist der entscheidende Hilfsgriff – wohin ein jedes gehört: die leere Form der Erfahrung ins Subjekt, ihr Gegenstand aber ins „Feld der Erfahrung“, in dem die Dinge erscheinen.

L: Was ja so viel heißt, wie ins Objekt. Fragt sich nur, wo eigentlich das philosophische Denken zuhause ist? Sehr wahrscheinlich in jenem Übergangsbereich zwischen transzendentalen Subjekt und Objekt. Gute, kritische Philosophie bedient sich dabei der klaren Sprache der Logik aus dem Feld der leeren Formen, die das Subjekt bereithält. Insofern ist es eine naturgegebene Sache, dass nur dort, wo die Gegenspieler Objekt und Subjekt mit dem notwendigen Respekt aufeinandertreffen, bei einer Art „Durchdringung“ wirklich die Lösungen von Problemen möglich machen, die einen Zugewinn an optionalen Wissen verschaffen. Manches davon ist gar nicht so schwer zu verstehen.

B: Eines freilich haben wir in diesem Zusammenhang noch nicht deutlich genug gesehen und müssen es jetzt nachholen. Wenn der Laie etwas von einem vierdimensionalen Raum-Zeit-Kontinuum hört, überfällt ihn leicht ein Gruseln, weil er sich darunter nichts vorstellen kann und mystisches Dunkel wittert, das ihm Unbehagen bereitet. Ebenso mag es ihm gehen, wenn er Worte wie „transzendental“ oder gar „transzendentes Kontinuum“ hört. Aber wie so oft ist das mystische Dunkel nur von Leuten gemacht, die nichts von der Sache verstehen und deshalb meinen, weil sie nichts verstünden, sei es überhaupt unverständlich und niemand brauche sich darum zu bemühen. Dieser gefährliche

Feind aller Wissenschaft und allen Denkens, der die Voreingenommenheit der Leute zu einer Waffe gegen die Wahrheit missbraucht, ist aber durch einige einfache Überlegungen jederzeit leicht zu verjagen, vorausgesetzt, dass man überhaupt mitdenken will. Ein vierdimensionales Raum-Zeit-Kontinuum durchfliegt zum Beispiel jedes Flugzeug auf einer x-beliebigen Route. Es macht nämlich Gebrauch von den drei Raum-Koordinaten Breite, Höhe und Tiefe und benötigt zu seinem Fluge außerdem eine vierte Koordinate, nämlich die Zeit zwischen Abflug und Ankunft. Das ist das ganze Geheimnis. In jedem Eisenbahnfahrplan haben wir die maßgeblichen zwei Koordinaten auch brav angegeben, nämlich die Entfernung (den Schienenstrang im Raum als eine Raumdimension) und die Fahrzeit. Mehr bedarf es nicht.

Zugegeben: ein Koordinatensystem lässt sich anschaulich nicht über drei Dimensionen hinaus darstellen. Aber die Mathematik, die ja an Anschauung nicht gebunden ist, kann zu den drei räumlichen Koordinaten x , y , z ohne jede Schwierigkeit eine vierte, die Zeitkoordinate t , ja noch mehr in beliebiger Anzahl hinzufügen. Und nun erklären die Physiker, nichts anderes werde von uns verlangt, als dass wir uns von der naiven Vorstellung freimachten, die Welt könne nur das sein, was wir mit unseren fünf Sinnen begreifen, Sie sei erheblich viel mehr, aber jedenfalls nichts außergewöhnlich Geheimnisvolles. Man füge dem anschaulichen Raum der fünf Sinne eine vierte Koordinate hinzu, erhebe also das naiv Angesehene um eine ganze Dimension in einen höheren Rang, und man hat entscheidende Einsichten gewonnen für das, was die Physik uns über den Bau der Welt zu sagen hat.

L: Wahrscheinlich nicht viel mehr als das, was uns auch Baron Münchhausen schon zu sagen suchte, dass die Welt ein Tollhaus sei, es käme nur drauf an, es glaubhaft vorzuführen.

B: Sie sagt etwa dieses: dass der „Raum“ durch die in ihm befindliche Massen- und Energieanhäufungen „gekrümmt“ sei und dass ein Lichtstrahl, der in gerader Richtung ausgesandt wird, nach unendlich langer „Zeit“ wieder an seinem Ausgangsort ankommt, weil die Welt in sich gekrümmt, unendlich und doch begrenzt sei. Sie sagt noch ganz andere interessante Dinge, die hier nicht weiter erörtert werden brauchen. Wichtig an diesen Aussagen ist hier nur eines: sie machen es von vornherein klar, dass dies alles sozusagen nur uneigentlich so „ist“, dass die Welt eigentlich überhaupt nicht anschaulich darstellbar sondern höchstens mathematisch abstrakt beschreibbar ist, dass man dies aber ungestraft ins Anschaulich-Alltägliche „übersetzen“ kann, wenn man sich nur des Vorganges der Übersetzung klar bewusst bleibt und nicht die subjektiven Möglichkeiten, sich die Dinge anschaulich vorzustellen mit dem objektiven „Sein“ der Dinge verwechselt.

L: Mit dem Erfolg, dass dieserart Erörterungen den ohnehin recht schwierigen Weg zur Philosophie ein weiteres Stück verbauen. Wenn man schon aufeinander zu rückt in den Wissenschaftsgebieten, wäre es doch ratsam, sich über die Sprache und Methoden als wichtigste Werkzeuge vorab zu verständigen.

B: Was wir an der kritischen Philosophie Immanuel Kants zu zeigen versucht haben, ist zunächst auch nicht mehr, als nur das Handwerkszeug, die unbedingt notwendige theoretische Voraussetzung redlicher philosophischer Forschung, um über diese redliche Einzelforschung hinaus nun einen Schritt zu tun, der einer geistigen Befreiung gleichkommt und gar nichts von mystischem Dunkel an sich hat. Kant hat mit ungeheurer Denkenergie eine Sache bloßgelegt, in der vor ihm freilich alle im Dunkeln tappten: die wirkliche Beziehung zwischen dem Subjekt der Erfahrung und den möglichen Inhalten einer jeden in der Erfahrung gegebenen Erscheinung. Hinter seine Ergebnisse können wir nicht mehr zurück, wohl aber gibt es eine positive Weiterführung seiner Gedanken. Es ist in der Philosophie ganz ähnlich wie in der Physik auch: im Einzelnen mögen sich die Ergebnisse der Forschung noch so sehr widersprechen, der rote Faden sicheren Fortschreitens in der Erkenntnis zieht sich überall hindurch und leuchtet an manchen Stellen in faszinierender Helligkeit auf, und zwar dort am hellsten, wo die Widersprüche vorher am tiefsten gewesen sind, bis das Genie kam, das sie zu deuten wusste. So ist

Newtons Weltbild durch Einsteins kosmopolitische Theorien nicht widerlegt, wohl aber auf eine neue Ebene erhoben. Ebenso wenig aber kann Kant in den gültigen Ergebnissen seiner Forschung widerlegt werden, wohl aber können sich neue und tiefere Einsichten zeigen, die das, was er erkannte, um eine ganze Rangstufe erhöhen.

L: Ein interessanter Einstieg in eine Theorie, wonach es der Zuspitzungen und Polarisierungen geradezu bedarf, um im Funkenfluge möglicher Entladungen jene sonderbaren Geister, Seher, Genien „anzusprechen“, die selbst kaum wissen wie ihnen doch geschieht.

B: Auch diese Rangerhöhung selbst ist nichts Neues, sondern hat sich verschiedentlich vollzogen. So hat Oswald Spengler wohl überzeugend nachgewiesen, dass die Wissenschaft der Griechen im Grunde nur das zweidimensionale Kontinuum der euklidischen Geometrie im Ernst der Betrachtung für wert hielt und alle räumliche Geometrie immer auf die Struktur der Fläche zurückzuführen bestrebt war, was zweifellos mit einer statischen Seelenverfassung und dem geschlossen-flächenhaften Weltbild zusammenhing, von dem sie stillschweigend ausgingen. Von daher stellt schon der spätmittelalterliche Durchbruch zum dreidimensionalen Denken der „faustischen Seele“ mit ihrer Raum-Dynamik, die schließlich zu so entscheidenden Entdeckungen wie der der Kugelgestalt der Erde führte, eine wirkliche Rangerhöhung um eine ganze Dimension dar. Wenn nunmehr das dreidimensionale Kontinuum, auf dessen Voraussetzung noch Newtons geniale Konzeption ruhte, wiederum um eine Dimension zu einem vierdimensionalen Raum-Zeit-Kontinuum erhöht wird, so kündigt sich darin wohl das „Ende der Neuzeit“ und ein völlig neues Weltbild an, in dem jedoch alles Frühere sehr wohl enthalten ist.

L: Vorausgesetzt es finden sich genügend viele helle Köpfe, die diese Dimension erfassen können.

B: So zwingt nun gerade die moderne Physik dazu, die von Kant erforschte Beziehung zwischen den Objekten möglicher Erfahrung und den subjektiven Bedingungen der Erfahrung ebenfalls, jedoch um eine philosophische Rangstufe zu erhöhen, d.h. diese Erkenntnisse dem modernen Weltbild einzuverleiben als einen unveräußerlichen Bestandteil. Schon Goethe hatte ein sicheres Gespür dafür, dass Kants kritische Philosophie einer Fortsetzung und Vertiefung bedarf, wenn er an Kant bemängelt: er kommt nicht zum Objekt! Seine Philosophie lässt, wohl nicht am Gedanken, aber an der Natur gemessen, die Dimension der Tiefe vermissen. Hierin nun liegt das Hauptverdienst Hans Blühers, des jüngst verstorbenen Berliner Philosophen.²⁰ Er verleiht der Philosophie Immanuel Kants einen Rang, die sie zur Kritischen Philosophie unseres Jahrhunderts macht, indem er die transzendentalen Vorgänge weiterverfolgt und die von Kant vernachlässigte Objekte des Naturkontinuums philosophisch erforscht. „Natur“, so lautet seine Definition, „ist ein transzendentes Kontinuum“ mit einem subjektiven und einem objektiven Pol, verbunden durch die Achse der Natur“.²¹

L: Eine Idee, die sich heute in bipolaren Symptomen einer ganzen Gesellschaft pathologisiert, weil sie viel zu lange nicht weiterführend ins Gedankengut des einzelnen Menschen übernommen wurde.

B: Nun gilt es, von vorn herein alle Beklemmung zu zerstreuen, die ein Ausdruck wie „transzendentes Naturkontinuum“ verursachen könnte. Es ist damit ebenso einfach bestellt, wie mit dem vierdimensionalen Raum-Zeit-Kontinuum der Physik auch. Man nehme, so sagt der Physiker, nur die bisher außeracht gelassene oder vielmehr völlig getrennt behandelte Koordinate der Zeit hinzu und verbinde sie mit denen des Raumes zu einem einheitlichen Ganzen, und schon hat man den gewünschten Zusammenhang klar vor Augen, jedenfalls sobald man ihn in mathematischen Symbolen festlegt. Man füge also, um auf der philosophischen Seite weiterzukommen, dem naiven Weltbilde

²⁰ Hans Blüher verstarb am 4. Februar 1955

²¹ Hans Blüher: „Achse der Natur“ S.200 u.a.

des Alltagsgebrauches, eine vierte Dimension hinzu, die weiter nichts besagt, als dass die Natur Tiefe habe, und zwar im transzendentalen Sinne. „Transzendental“ aber heißt ganz einfach „die Erfahrung übersteigend“ oder wie Kant es ausdrücken würde: der Erfahrung vorgegeben, eben weil es das „Übersteigen“ der Erfahrung realiter gar nicht geben kann, sondern das, was man „Über“ oder „hinter“ der Erfahrung suchte, sich als „vor“ aller Erfahrung gegeben erwies.

L: Was in diesem Zusammenhang ein Wissen vor der gemachten Erfahrung andeutet, wo auch immer sich dieses verbirgt.

B: Bei Blüher allerdings gewinnt dieser Begriff einen Kant nach der Objekt-Seite hin erweiternden Sinn, weshalb wir ihn vorläufig besser negativ fassen und sagen: transzendental heißt einfach „nichtempirisch“, wobei jedoch der positive Sinn dieser Negation sogleich angemerkt werden muss, nämlich: nicht aus der Erfahrung, aber doch die Erfahrung betreffend; nicht in der Erfahrung gegeben, aber doch den Bau der Welt betreffend. Albert Einstein liefert dazu in einem seiner Vorträge („Geometrie und Erfahrung“ 1921) ein recht anschauliches Material. Er wundert sich (mit Kant, aber ohne dass er ihn zitiert) darüber, „wie es möglich ist, dass die Mathematik, die doch ein von aller Erfahrung unabhängiges Denkprodukt ist, auf die Gegenstände der Wirklichkeit so vortrefflich passt.“ Und seine Antwort lautet, gewiss nicht ganz zutreffend: „Insofern sich die Sätze der Mathematik auf die Wirklichkeit beziehen, sind sie nicht sicher, und insofern sie sicher sind, beziehen sie sich nicht auf die Wirklichkeit.“ Dies aber komme daher, dass die Mathematik auf Axiomen aufbaue, die also solche „freie Schöpfungen des menschlichen Geistes“ seien. „Sie definieren erst die Gegenstände, von denen die Geometrie handelt ... Nur das Logisch-Formale bildet gemäß der Axiomatik den Gegenstand der Mathematik, nicht aber der mit dem Logisch-Formalen verknüpfte anschauliche oder sonstige Inhalt.“

Sehen wir einmal davon ab, dass Einstein hier in einem sehr unpräzisen Sinne von „Wirklichkeit“ redet und sich gewissermaßen noch in einem vorkritischen Standpunkt befindet; in einem Punkt stimmen Einstein und Kant überein, nämlich in der Überzeugung, dass es sich bei den Axiomen der Mathematik um „freie Schöpfungen des Geistes“ handelt, die der Intellekt frei in den Raum hinein konstruiert und die deshalb mit „Wirklichkeit“ nicht das Geringste zu tun haben brauchen, auch wenn sie auf „Wirklichkeit“ anwendbar sind. Ihr transzendentaler Ort ist nicht die Natur und nicht die Erfahrung, sondern allein der Intellekt, obgleich Kant dies im transzendentalen Sinne, Einstein aber doch irgendwie empirisch-physikalisch zu verstehen meint. Darum rätselt Einstein auch noch darüber, wieso sie denn auf die Natur angewandt werden können, während Kant sieht, dass eben dies ein konstitutives Element aller Erfahrung ist. Aber der Begriff „transzendental“ hat hier bei beiden, bei Kant philosophisch exakt, bei Einstein etwas unklar aber doch deutlich genug, einen entschieden subjektiven Klang.

L: Befinden wir uns in der Philosophie seit Kant nicht in dem gleichen Dilemma, wie nun in der Physik Einsteins und seiner Nachfolger, dass aus dem alltäglichen Erfahrungsbereich, in dem unsere Begriffe und Formulierungen annähernd exakt sind, herausgetreten oder auch in Tiefen gedrungen wird, die empirisch nicht mehr fassbar sind. Immer öfter stehen wir wohl auch dort vor „freien Schöpfungen des Geistes“, die nur noch wenige – und dabei nicht einmal die im Fach stehenden – sicher anzuwenden fähig sind.

B: Nun aber zeigt sich etwas sehr merkwürdiges: Der Physiker Einstein gibt völlig unabsichtlich Zeugnis davon, dass es mit der Nur-Subjekt-Bezogenheit der transzendentalen Vorgänge gar nicht stimmen kann, sondern dass es noch etwas anderes mit ihnen auf sich haben muss. 1930 schreibt er in einem Aufsatz über das „Raum-Äther- und Feldproblem der Physik“ folgendes: „Immer mehr ist der Theoretiker gezwungen, sich von rein mathematischen, formalen Gesichtspunkten beim Suchen der Theorien leiten zu lassen, weil die physikalische Erfahrung des Experimentators nicht zu den Gebieten der höchsten Abstraktion emporzuführen vermag. An die Stelle vorwiegend induktiver Methoden der

Wissenschaft, wie sie dem jugendlichen Stande der Wissenschaft entsprechen, tritt die tastende Deduktion... Diese Riesenarbeit muss der Theoretiker leisten... man sollte ihn nicht tadelnd einen Phantasten nenn; man muss ihm vielmehr Phantasieren zubilligen, weil es einen anderen Weg zum Ziel für ihn überhaupt nicht gibt..." Zwar spricht Einstein auch hier nicht exakt die Sprache Kants, sondern redet von „Abstraktion“, d.h. von einem gedanklichen Vorgang aus der Empirie, aber er meint immer noch mit Kant, dass sich dies alles, das Suchen und Finden der Theorie, bei dem die „Physikalische Erfahrung des Experimentators“ versagt, reinweg im Subjekt abspiele, das dann eines Tages mit den „freien Schöpfungen des Geistes“ hervortrete.

L: Wenn wir uns bei der Theoretischen Physik einen Wissenschaftsbereich vorstellen, der der Mathematik sehr nahe steht, so ist die Denkakrobatik Kants noch immer schwer fassbar, aber einleuchtend. Je mehr wir uns jedoch in die Tiefe der Materie hineinbewegen, desto mehr vermischen sich die Vorstellungswelten von Physik, Chemie, Biologie ..., nicht zu reden von den Geisteswissenschaften. Doch auch dort kommt es beim Fehlen echter empirischer Anschaulichkeit und Fakten immer öfter zu deduktiven Schlüssen, aus einer Vielzahl von Annahmen. Letztere werden dort als Wahrscheinlichkeiten gehandelt und in Konsequenz nach statistischen Auswahlverfahren bewertet. Ist dieser Weg nicht folgerichtig?

B: Nun aber wird es im höchsten Grade kritisch; denn Einstein sowohl wie Kant wissen doch sehr gut, dass sowohl das axiomatische Gefüge der Mathematik wie auch der „apriorische Organismus“ des transzendentalen Subjekts etwas völlig Formales und Inhaltsleeres ist, das aus sich heraus gar nichts vermag, wenn ihm nicht ein konkreter anschaulicher oder auch geistiger Gehalt gegeben wird. Woher nimmt denn jener „frei schöpfende Menscheng Geist“ seine „Schöpfung“, wenn nicht aus der Natur? Nun erhebt sich aber doch mit zwingender Macht die Frage, ob die Natur wirklich „an sich“ ein rohes und undurchsichtiges Chaos darstelle, in das erst die mathematische Axiomatik und die „transzendental Aprioristik“ Ordnung und System hineinbringt oder ob nicht der Geordnetheit des transzendentalen Subjekts auch eine gegebene Ordnung der Natur entspreche. Diese Frage ist freilich niemals „an sich“ zu beantworten, weil wir es eben immer nur mit den Dingen in der Erfahrung zu tun haben, in die der Intellekt immer schon seine Ordnung hineingebracht hat.

Aber ist das „Phantasieren“, von dem Einstein spricht, die „tastende Deduktion“ nun lediglich ein Spiel des Subjekts, um an der Erfahrung vorbei dem „objektiven Gesetze“ „hinter“ der Natur auf die Spur zu kommen? Einstein meint, wir seien „nach unseren bisherigen Erfahrungen zum Vertrauen berechtigt, dass die Natur die Realisierung des mathematisch denkbar Einfachsten ist“.²² Aber woher nimmt er solches Vertrauen „nach“ der Erfahrung, wenn er sie doch nach eigener Überzeugung „aus“ der Erfahrung keineswegs nehmen kann. Und was erfüllt denn das leere Spiel der Phantasie mit wirklichem Gehalt? Wenn es nur das der Erfahrung Entnommene wäre, so könnte das daraus Gewonnene doch niemals die Erfahrung „übersteigen“. Übersteigt es aber die Erfahrung, so kann es nicht „aus“ der Erfahrung stammen. Aber auch nicht aus bloß subjektiver Phantasie, die ja an sich leer ist und bloße Form des freien Nachdenkens. Also muss doch, so lautet der zwingende Schluss, was der spielenden Phantasie dargereicht wird und nicht aus der Erfahrung abgeleitet werden kann, von wo anders herkommen. Aber woher? Hier lohnt es sich mit kritischer Aufmerksamkeit auf das zu hören, was die großen Entdecker von dem Vorgang ihrer Entdeckung selbst zu berichten wissen.

Wir zitieren wieder Einstein: „Höchste Aufmerksamkeit der Physiker ist das Aufsuchen jener elementarsten allgemeinen Gesetze, aus denen durch reine Deduktion das Weltbild zu gewinnen ist. Zu diesen elementaren Gesetzen führt kein logischer Weg, sondern nur die auf Einfühlung in die Erfahrung sich stützende Intuition ... Der Gefühlszustand, der zu solchen Leistungen befähigt, ist dem

²² Albert Einstein: Zur Methodik der theoretischen Physik, 1930

des Religiösen oder Verliebten ähnlich; das tägliche Streben entspringt keinem Vorsatz oder Programm, sondern einem unmittelbaren Bedürfnis.“²³ An anderer Stelle kommt Einstein wieder auf die deduktive Methodik des Theoretikers zu sprechen und sagt: „Hier gibt es keine erlernbare systematische Methode, die zum Ziel führt. Der Forscher muss vielmehr der Natur jene allgemeinen Prinzipien gleichsam ablauschen, indem er an größeren Komplexen von Erfahrungstatsachen gewisse allgemeine Züge erschaut, die sich scharf formulieren lassen.“²⁴ – Hier zeigt sich doch, was mit Händen zu greifen, die Unzulänglichkeit der kantischen nur Subjekt-bezogenen Deutung der transzendentalen Vorgänge. Kant hat das Tor nach dem transzendentalen Objekt hin weit aufgestoßen, aber er hat dort nichts vorgefunden, weil er mit der Erforschung der Zusammenhänge auf der Subjekt-Seite vollauf beschäftigt war und vielleicht auch dafür keinen Blick hatte.

L: „Das Ganze ist mehr als die Summe seiner Teile“, dieser dem Aristoteles zugeschriebene Satz bezeichnet uns eine Quelle, die daraus gespeist zu sein scheint, dass es ein transzendentales Objekt gibt, welches übergeordnete „Sachverhalte“ birgt. Bei einem „Aufeinanderzugehen“ von induktiver und deduktiver Methode in einem Kopf werden diese frei, wie Neutrinos oder Antineutrinos beim β -Zerfall des Atomkernes. Wolfgang Pauli, als jener Physiker, der die Neutrinos als erster theoretisch vorausgesagt hat, schreibt: „Meine persönliche Ansicht ist die, dass in einer zukünftigen Wissenschaft die Realität weder ‚psychisch‘ noch ‚physisch‘ sein wird, sondern irgendwie beides und irgendwie keines von Beiden.“ Der „psychische“ kaum bestimmbare Faktor dieser kleinen Teilchen, die nur gering wechselwirkend mit der Materie sind, scheint dafür eine der Blaupausen zu sein.

B: Wenn es noch eines Zeugnisses bedarf, so schließen wir dieses Kapitel – ehe wir im nächsten zu einer Deutung dieses Phänomens kommen – mit einer autobiographischen Notiz Einsteins über die Art der Konzipierung seiner großen Entdeckung: „... Dieser Gedanke hatte für mich etwas Faszinierendes, aber er bot keine brauchbare Grundlage für eine neue Theorie... - Dieser Satz leuchtete mir nun in seiner tiefen Bedeutung ein. Ich wunderte mich im höchsten Grade über sein Bestehen und vermutete, dass in ihm der Schlüssel für ein tieferes Verständnis der Trägheit und Gravitation liegen müsse. An seiner strengen Gültigkeit habe ich auch ohne Kenntnis des Resultates der Versuche nicht ernsthaft gezweifelt... - Im Lichte bereits erlangter Erkenntnis erscheint das glücklich Erreichte fast wie selbstverständlich, und jeder intelligente Student erfasst es ohne zu große Mühe. Aber das ahnungsvolle, Jahre währende Suchen im Dunkeln mit seiner gespannten Sehnsucht, seiner Abwechslung von Zuversicht und Ermattung und seinem endlichen Durchbruch zur Wahrheit, das kennt nur, wer es selbst erlebt hat.“²⁵ Und selbst ein so unverdächtig Zeuge wie der russische Schriftsteller W.J.L. Lwow zitiert arglos einen von Einsteins engsten Mitarbeitern: „Er erzählt, wie er sich an einem dieser Abende mit dem Gefühl zu Bette gelegt habe, dass es völlig hoffnungslos sei, eine Antwort auf das ihn quälende Rätsel zu finden. Es gab keinen Lichtblick. Plötzlich aber lichtet sich das Dunkel, und die Antwort war da.“ Und einen anderen, Einstein persönlich: „In diesen Wochen beobachtete ich an mir verschiedene nervöse Erscheinungen; in diesen Wochen war ich wie in einem Rausch.“²⁶

L: Nun, ohne physische Anstrengung läuft nichts, auch bei genialen Forscherpersönlichkeiten. Es bedarf aber eben des „psychischen Faktors“, des besonderen Kicks, des „gnadenlosen Ausblendens“ der Materie aus dem Erkenntnisprozess. Man darf gespannt sein, wie sich das erklären lässt.

²³ Albert Einstein: Prinzipien der Forschung

²⁴ Albert Einstein: Prinzipien der theoretischen Physik

²⁵ Albert Einstein: Einiges über die Entstehung der Allgemeinen Relativitätstheorie

²⁶ W.J.L. Lwow: Albert Einstein, Leben und Werk, S.39

III. Die Achse der Natur

B: Wie ist eine solche im Bereich exakter Naturwissenschaft doch eigentlich ganz unerhörte Sprache zu erklären: „...Ich wunderte mich im höchsten Grade ...“ Dieser Satz „leuchtete mir ein“, dieser Gedanke „hatte für mich etwas Faszinierendes“? Woher die Gewissheit „strenger Gültigkeit auch ohne Kenntnis des Resultates“ der empirischen Nachprüfung? Lwow schreibt in seiner Einstein-Biographie (S.39): „Besso erinnerte sich, wie die Arbeit an diesem Artikel vor sich gegangen war. Ihr waren Jahre voll beharrlichen Nachdenkens und intensiver Arbeit vorausgegangen; der alles entscheidende Gedanke war Albert Einstein jedoch blitzartig gekommen.“ Vielleicht haben wir ein Gefühl dafür – noch ehe der exakte Nachweis geführt wird – dass wir hier in eine ganz andere Dimension wissenschaftlicher Arbeit eingetreten sind. Die etwas sehr nüchternen und trockenen erkenntnis-theoretischen Untersuchungen Immanuel Kants liegen endgültig hinter uns, und mit einem mal wird es springlebendig, freilich auch gefährlich und verführerisch: so ernstzunehmende Wissenschaftler wie Albert Einstein reden von ihrer Arbeit als von einem „Rausch“, ihrem Zustand bei der Arbeit als dem des „Religiösen“ oder „Verliebten“ ähnlich, und im entscheidenden Moment ist es, wie wenn der Blitz einschlägt.

Für eine strenge und kritische Philosophie ist hier allerdings Gefahr zu wittern, denn allzu leicht kann unser Nachdenken nun in Schwärmerei ausarten. Halten wir uns auch hier an das Gegebene, wozu allerdings solche persönlichen Bekenntnisse der großen Entdecker auch zu zählen sind. Immanuel Kants Philosophie litt auf weiten Strecken an einer Unklarheit, die Arthur Schopenhauer dankenswerter Weise beseitigt hat und die die philosophische Forschung entscheidend bereicherte. Schopenhauer erkannte, dass im Intellekt zwei verschiedene „Aggregatzustände“ – wie Blüher sagt – sehr wohl zu unterscheiden sind: Verstand und Vernunft: Wer feines Sprachgefühl besitzt, wird einiges schon aus den Tätigkeiten beider Zustände des Intellekts heraushören können: Verstand versteht – Vernunft vernimmt! Der Verstand ist am Bau der empirischen Welt beteiligt und darum auch an diese gebunden, während es mit der Vernunft noch eine andere Bewandnis hat. Kant hat es im Grunde immer nur mit dem Verstande zu tun gehabt, jedenfalls in allem, was für vorliegende Arbeit von Bedeutung ist.

Schopenhauer hat überzeugend nachgewiesen, dass der Verstand von den Sinnen und der sinnlichen Anschauung nicht zu trennen ist. Das von den Sinnen vermittelte „Empfindungsrohprodukt“ kommt uns niemals als bloße Wahrnehmung zu Bewusstsein, sondern immer schon als „verstandene Welt“. Der Zusammenhang zwischen Wahrnehmung und Verstehen ist ein so enger, dass es uns nicht gelingt, das eine vom andern abzulösen, wenngleich theoretisch dies natürlich möglich ist. Stecke ich den Kopf zwischen die Beine, oder betrachte ich die Welt aus dem Kopfstand, bemerkt Schopenhauer mit schlagender Anschaulichkeit, so fallen die Lichtstrahlen in die Kammern des Auges und entwerfen dort als reine Wahrnehmung ein genau umgekehrtes Bild der Welt, jedoch „erscheint“ mir die Welt auch im Kopfstand keinesfalls als „auf dem Kopfe stehend“, sondern der Verstand stellt sie durchaus so hin, wie er sie versteht und wie sie „wirklich“ ist. Er kehrt also den optisch-empirischen Vorgang der Wahrnehmung um und „versteht“ die Welt auf seine Weise, nämlich richtig.

L: Solange „Bewusstsein“ nicht klarer definiert ist, scheint mir auch die Beantwortung der Frage nach der „Wahrnehmung“ sehr blass. „Bewusstsein“ ist doch das Reflektieren eines gerade wahrgenommenen Zustandes mit einem erwarteten. Dieser Abgleich geht abhängig von den mitwirkenden Sinnesebenen in der Regel sehr schnell. Der Verstand und die Vernunft sind es gemeinsam, die die zu Bewusstsein gekommenen Sollabweichungen interpretieren und ein Urteil treffen. Dies kann automatisch erfolgen, wie bei der Bildumkehr beim Kopfstand, das kann auch sprachlich oder anderweitig artikuliert sein. Die Vielfalt unserer sehr unterschiedlichen Sinne (fünf Grundsinne an der Zahl) gibt die Gewähr, dass ein daraus erwachsendes Urteil höchstwahrscheinlich nicht der

Sinnestäuschung unterliegt. Doch fünf ist nicht sieben und so ist gerade unser Verstand, noch dazu wenn er sich wie in unserer virtuellen Welt nicht auf alle Sinne stützen kann häufig, ja immer häufiger, auf dem Holzweg. Sinnestäuschungen werden heute geradezu unvermeidlich.

B: Ein anderes schlagendes Argument ist die Unvermeidlichkeit der Sinnestäuschung: Die Vernunft „weiß“, dass die Vergrößerung der Mondkugel am Horizont eine optische Täuschung ist, hervorgerufen durch die verstärkte Brechung der Lichtstrahlen in den Luftschichten der Erde. Der Verstand aber „sieht“ trotzdem den Mond größer als er „wirklich“ ist. Die Vernunft weiß um die Gefährlichkeit einer Fata morgana, aber der Verstand sieht sie und vermag sie nicht von einer wirklichen Oase zu unterscheiden. Blüher schildert als einen gewissermaßen auch experimentell exakten Beweis den Fall einer Hirnverletzung im Kriege, bei der dem Manne buchstäblich der Verstand weggeschossen worden war. Er war zwar weder blind noch taub, sondern organisch völlig gesund, jedoch konnte er nur Licht-, Farb-, und Geräuschempfindungen wahrnehmen, aber nicht verstehen, d.h. er konnte niemanden auf der Straße erkennen und tastete sich mühsam mit dem Stocke voran.

L: Wenn ich Blüher richtig verstehe, dann hat sein Kriegsgeschädigter nur noch eine funktionierende Hirnhälfte. Er kann dann eventuell nur noch wahrnehmen, aber nicht mehr erkennen oder gar urteilen, dazu fehlt ihm das Bewusstsein. Die Vernunft, die Sinneswahrnehmungen der noch funktionierenden Hirnhälfte so zu kombinieren, dass ein bewertbares Urteil in Verbindung mit leeren Begriffen und Musterbildern entsteht, ist nicht gegeben.

B: Schopenhauer hätte sich sicher gefreut, wenn er von diesem Manne gewusst hätte. Heute ist es als das Phänomen der „Agnosie“ in der Wissenschaft anerkannt. Damit aber bestätigt sich nicht nur quasi experimentell Schopenhauers richtige Feststellung, dass der Verstand in erhabener Einfachheit an das anschaulich Gegebene gebunden ist und am Bau der empirischen Welt beteiligt, sondern auch Kants Theorie von dem „apriorischen Organismus“ (Ernst Marcus) als der subjektiven Voraussetzung aller möglichen Erfahrung zeigt sich als der empirischen Kontrolle durchaus gewachsen. Allerdings wird dadurch Kants geniale Entdeckung endgültig eingeschränkt auf einen gewissen mittleren Anwendungsbereich, nämlich auf die Beziehung zwischen dem Subjekt und den gegebenen Objekten der Erfahrung, also auf das „Feld der Erfahrung überhaupt“. Das hat freilich Kant selber schon gewusst und gesehen, nur müssen wir uns hier dessen noch einmal versichern, weil wir nun dennoch trotz Kant und Kant zum Trotze einen Schritt weiter, nämlich aus dem Feld der Erfahrung heraus tun müssen.

Mit der Vernunft im eigentlichen Sinne, der Schwester des Verstandes im Intellekt, hat Kant nicht allzu viel anzufangen gewusst, hier „kommt er nicht zum Objekt“, erschöpft sich vielmehr voll-kommen darin, den transzendentalen Schein, den die Vernunft immer wieder erzeugt, indem die notwendigen Forderungen des Verstandes an die Möglichkeiten der Erfahrungen als „Vernunftwahrheiten“ ausgegeben werden, zu zerstören und alle müßige Spekulation, die daraus erwächst, zu verhindern. Eine gewiss dankenswerte und auch notwendige Aufgabe, aber eben doch eine rein negative, die in ihrem positiven Sinn erst noch erfasst werden muss. Die Vernunft jedenfalls hat nicht ein so glückliches Los gezogen, sich ganz der anschaulichen Welt hingeben zu können und von ihr beeindrucken zu lassen, sondern sie löst sich vom gegenständlichen Anschauen der Dinge und wird selber aktiv, um in müßiggängerischer Neugier überall umherzuschweifen. Dabei geht sie meistens fehl und in die Irre und trifft nicht auf, sie streift ins Leere, treibt ein bloßes Spiel der Phantasie. Kants Warnung, diesem Spiel zu misstrauen und die Forderungen der Vernunft für „objektives Sein“ zu halten, sind nur zu berechtigt. Er weiß es zu genau: das Subjekt stellt nichts als leere Formen zur Verfügung, auch die Vernunft macht davon keine Ausnahme und ist nicht etwa „schöpferisch“, wie philosophisch ungeschulte Schwärmer leicht behaupten.

L: Vernunft, die in einem riesigen Archiv leerer Formen Eingespernte, vielleicht zum Nachkontrollieren bestimmt?! Worüber sollte sie fantasieren? Sinniger scheint, sie verliert sich in den vielen

„Folianten“ von Formen, Mustern und Algorithmen, wie ein alternder Archivar, wenn ihr nicht nachgesucht und sie um Mithilfe gebeten wird. Das aber passiert fortlaufend, weil sonst kein echtes Bewusstsein entsteht, aber durch technische Abkürzungen vielfach auch nachlässig, mit der zwangsläufigen Folge, dass sich keine persönliche Verantwortung mehr einstellt. Wir sprechen nicht umsonst von Verantwortungsbewusstsein!

B: Aber nun kann das, was im Bereiche des Verstandes und der auf ihn abgestimmten Erfahrung ja immerfort geschieht, doch auch der Vernunft einmal widerfahren, indem sie – Einstein meinte, man müsse ihr Phantasieren zubilligen! – von den wahren Zusammenhängen der Dinge wirklich getroffen wird, sodass das jahrelange mühevollen Suchen, Nachdenken und Phantasieren doch endlich von dem Blitze der Erkenntnis getroffen und erleuchtet wird, sodass mit einem Mal ein ganzes Gebiet der Wissenschaft, das bisher im Dunkeln gelegen hatte und höchstens in Einzelheiten bekannt war, in das helle Licht einer wirklichen „Natur“-Gesetzlichkeit tritt, d.h. die Natur selber ihre Gesetze offenbart. Jedes Mal wenn das geschieht, tritt Wissenschaft im vollen Aufgebot an, d.h. dann gibt es nicht Fortschritte und neue Erkenntnisse in einer Wissenschaft, sondern eine ganze Wissenschaft wird neu begründet oder aber auf neue Grundlagen gestellt.

Hier zeigt sich denn auch das Unzulängliche von Kants Naturbegriff. In den „Metaphysischen Anfangsgründen der Naturwissenschaft“ (Vorrede S. 1) definiert er, Natur sei „der Inbegriff aller Dinge, insofern sie Gegenstände unserer Sinne, mithin auch der Erfahrung sein können, worunter also das Ganze aller Erscheinungen, d.i. der Sinnenwelt, mit Ausschließung aller nichtsinnlichen Objekte verstanden wird.“ Ganz deutlich schränkt hier Kant den Begriff der Natur auf den Bereich der Erfahrung überhaupt ein. Aber auf diese Weise bleibt völlig unverständlich, wie es dann zu Entdeckungen kommen kann, die nicht aus der Erfahrung stammen, zu denen aber auch „kein logischer Weg“ führt, die aber dennoch dann auf Erfahrungen angewandt werden können und in der Erfahrung ihre experimentelle Bestätigung finden, wie es mit den wirklich großen, den genialen Entdeckungen jedes Mal der Fall ist.

L: ... „von den wahren Zusammenhängen der Dinge wirklich getroffen“, das klingt eigentlich nicht nach Übersinnlichkeit und Erfahrungsferne. Und was heißt „kein logischer Weg“ zu jenen genialen Entdeckungen? Gibt uns nicht oft der Zufall oder eben ein glücklicher Umstand den Weg zu neuen Einsichten frei, wenn wir lange genug gesucht haben. Kants Eingrenzung der „Natur“ auf „sinnliche Objekte“ greift insofern nicht an dem vorbei, was wir tagtäglich erleben, selbst bei den genialsten Entdeckungen. Eine ganz andere Frage ist allerdings, ob es dennoch einen uns verborgenen Zusammenhang gibt, der diese Vorgänge beeinflusst. Von dieser Warte her haben sicher auch Verstand und Vernunft ihre beglückendsten Momente, wenn sie sich auf gleicher Höhe treffen. Wir verspüren diese, wenn uns daraus unwillkürlich Tränen der Rührung über die Wangen rinnen.

B: Hans Blüher führt die notwendige Unterscheidung zwischen Verstand und Vernunft weiter, indem er nachweist, dass beide auch in der Wissenschaft ihre Bedeutung haben. Wissenschaftler, die der empirischen Tatsachenforschung sich widmen, haben es vorwiegend mit dem Verstandesgebrauch zu tun, mit dem hier wirklich wichtige und gute Dienste leistenden „gesunden Menschenverstand“. Ihre Neuerwerbungen und „Entdeckungen“ bleiben denn auch ganz in der Art, nämlich dem anschaulichen Denken verhaftet, sie sind durchweg empirischer Natur und als solche rein zufällig: Kolumbus entdeckte Amerika und meinte, es sei Indien. Röntgen entdeckte rein zufällig die nach ihm benannten Strahlen und Robert Koch findet schließlich den Tuberkelbazillus, den er suchte. Dies alles sind zufällige Entdeckungen oder auch methodisch erzielte Ergebnisse, die entweder „vor der Tür“ liegen, sodass jeder darauf stoßen kann und es nur eine Frage der historischen Priorität ist, wem das Verdienst zufällt, oder aber der methodische Weg ist innerhalb einer Wissenschaft schon vorgezeichnet und braucht nur mit Fleiß und Ausdauer beschritten werden.

L: Es wäre fatal, wenn die Wissenschaft anderen Gesetzen gehorchte, als der „gesunde Menschenverstand“, aber vielleicht ist Wissenschaft eben nicht alles, was unser Leben ausmacht. Insofern bezieht sich auch der „Zufall“ nicht allein auf diese sich heute sehr wichtig ausnehmende Sparte des Daseins.

B: Es gibt aber auch eine ganz andere Art der Wissenschaft, in der die phantasierende Vernunft zu ihrem Rechte kommt. „Solange Prinzipie, die der Deduktion als Basis dienen können, nicht gefunden sind, nützt dem Theoretiker die einzelne Erfahrungstatsache zunächst nichts; ja er vermag dann nicht einmal mit einzelnen empirisch ermittelten allgemeineren Gesetzmäßigkeiten etwas anzufangen. Er muss vielmehr im Zustand der Hilflosigkeit den einzelnen Resultaten der empirischen Forschung gegenüber verharren, bis sich ihm Prinzipie erschlossen haben, die er zur Basis deduktiver Entwicklungen machen kann. Ist ihre Formulierung einmal gelungen, so setzt eine Entwicklung der Folgerungen ein, die oft ungeahnte Zusammenhänge liefert ...“ So bezeugt es Albert Einstein und betont: „Hier gibt es keine erlernbare, systematisch anwendbare Methode, die zum Ziel führt.“ Einstein spricht wiederholt davon, dass das, was hier dem freien Spiel der Phantasie „aufgeht“, sich eröffnet, eine „freie Schöpfung des menschlichen Geistes“ sei, eine mathematische Symbolwelt, von der eigentlich nicht zu sagen ist, ob ihr etwas „Tatsächliches“ entspreche. Andererseits aber kann Einstein auch wieder eine so verblüffende Ansicht äußern, dass wir nach allen bisherigen Erfahrungen berechtigt seien, anzunehmen, dass die Natur die Realisierung des mathematisch denkbar Einfachsten sei.

Man sieht: Hier ist philosophisch einiges unklar, und es wird höchste Zeit, der Physik mit der kritischen Philosophie zu Hilfe zu kommen. Es ist das alte Problem der unabweisbaren Skepsis, das Kant für die Erfahrungswelt gelöst hat, das hier vom neuen auftaucht: Sollte Wissenschaft nur innerhalb der Erfahrung, d.h. mit den Elementen rein subjektiven „Wissens“ als Wissenschaft möglich sein? Sollte Wissenschaft wirklich nur „auf Natur anwendbar“ sein und nicht auch wirklich „aus der Natur“ stammen? Woher aber Gewissheit nehmen, dass das auch wirklich „Natur“ ist in ihrer „subjektiven Gesetzmäßigkeit“, was sich in unserem Denken spiegelt, von der schweifenden Vernunft aufgefangen wird?

L: Auch wenn eine solche Einteilung irgendwann einmal zweckmäßig gewesen sein wird, so ist doch die Einteilung in Natur- und Geisteswissenschaften, der Lösung philosophischer Fragestellungen inzwischen sehr hinderlich. Sie rückt den „Geist“ von der „Natur“ ab, anstatt ihn als integrierten Bestandteil derselben anzusehen. „Geist“ ist auch kein „Nichts“, sondern besitzt nur keine unmittelbare Nachweisbarkeit. Damit kommt er vielen Phänomenen der Teilchenphysik unterdessen sehr nahe. In seinen Resultaten ist „Geist“ sicher alles andere als Folgenlos und in vielfältigster Weise empirisch wirksam. Wenn es im Kampf diverser Einzelinteressen schon keine richtig gute Definition gibt, wer sagt eigentlich, dass „Geist“ nicht nur ein anderer „Aggregatzustand“ der Materie ist?

Was sich in unserm Denken spiegelt, findet in ganz unterschiedlicher Art Ausdruck. So sind selbst Gedanken nicht immer frei, wie uns das bekannte Volkslied suggeriert. Vielmehr wirken darauf Konventionen all möglicher Art, die aus der „Natur“ als „Überbegriff“ aller Erscheinung stammen. Woher auch sonst sollten sie generiert werden? Dass sich solche Konventionen – von Gesetzen möchte man gar nicht sprechen – letztlich auch deduzieren lassen, ist völlig klar. Was nicht klar zu sein scheint ist, ob Wesen – und in vorderster Reihe dem Menschen selbst – von Geburt her eine Grundmatrix solcher Konventionen zur Verfügung steht, auf die später unter günstigen Bedingungen zurückgegriffen werden kann. Wenn ja, dann ist unser gedachter Archivar der Vernunft, sicher hocherfreut, wenn er sie unter unendlich vielen „verstaubten“ Ablagen irgendwann gefunden hat.

B: Wir leben für gewöhnlich ganz naiv in der Vorstellung, dass das, was die Wissenschaft an Naturgesetzen erforscht hat, auch wirklich aus der Natur stammt und die objektiven Naturzu-

sammenhänge getreulich widerspiegelt. Aus diesem metaphysischen Schlaf hat uns erst Immanuel Kants Kritik geweckt und hellhörig gemacht. Trotzdem ist in dieser naiven Vorstellung natürlich ein Wahrheitsmoment enthalten. Unsere Aufgabe kann es nur sein, uns aus dem Schlaf der Naivität zu erwecken und uns auch hier zum kritischen Bewusstsein zu führen. Warum, so müssten wir Einstein fragen, soll das, was du nach deinem eigenen Zeugnis der „Natur abgelauscht“ hast, was sich dir „erschlossen“, was du „vernommen“ hast, was in keiner logischen oder empirischen Methode gelegen hat, was also nach all diesen Zeugnissen gar kein subjektives Moment aufweist, warum soll das alles „freie Schöpfung des Menschengesistes“ sein, wo wir doch längst zugegeben haben, dass der „Menschengeist“ eine leere und unfruchtbare Sache ist, die immer der Anregung und Befruchtung von außen aus der Sinnenwelt oder noch wo anders her bedarf? Warum nun mit einemmale dem Subjekt zutrauen, was es doch gar nicht leisten kann!?

L: Vielleicht, weil es das eigene Ego bedient? Wir sind doch alle nicht frei von der Sehnsucht, persönlich etwas Originelles zu hinterlassen. Und ich glaube auch, dass wir das hinbekommen, nur eben in der äußeren Welt bestenfalls als Diener in der inneren aber weitgehend souverän. Deshalb ist auch wirkliche Heilung von außen kaum möglich. Diese muss vom eigenen Geiste und vom transzendentalen Subjekt gewollt sein. Schöpfungen des Menschengesistes gelingen nach Innen unter dieser Voraussetzung in der Regel gut, nach außen ist der „Menschengeist“ dagegen nur Teil des Objekts.

B: Es ist hier ein ähnlicher Hilfsgriff vorzunehmen, wie ihn Kant seinerzeit auf dem Felde der Erfahrung vorgenommen hat: er verlegte ins Subjekt, was scheinbar dem Objekte angehörte. Bei diesen Vorgängen aber muss ins Objekt verlegt werden, was ins Subjekt nicht gehören kann und dort nur Verwirrung anrichtet. Jedoch nicht ins empirische Objekt, sondern ins transzendentale. Denn die Vorgänge, um die es sich hier handelt, sind eben nicht empirischer Art, sondern transzendental, das heißt, sie verlaufen entlang der Achse der Natur vom transzendentalen Objekt zum Subjekt durch das Feld der Erfahrung hindurch oder an ihm vorbei, ohne es wesentlich zu berühren, und werden von der Vernunft, vom vernehmenden Subjekt vernommen, aufgenommen und weiter nichts.

L: Im Archiv des dafür offenen Subjekts gehen sie ein, wie Sendbotschaften einer übergeordneten Archiv- oder Objektebene. Wer das bewusst oder unbewusst erkannt hat, hat oft auch selbst Sendungsbewusstsein, denn er weiß sich im Korridor eines schier unerschöpflichen Datentransfers. Wir sollten hier einen begnadeten Komponisten wie Mozart im Auge behalten, der seine herrlichen Werke geradezu aus dem „Nichts“ empfing und ohne den Umweg über ein Instrument in all seinen Haupt- und Nebenstimmen aufzuschreiben in der Lage war.

B: Mit dem Begriff der „Achse der Natur“ aber stoßen wir nun unmittelbar auf das Werk Hans Blüher, dem diese Arbeit die entscheidenden Anstöße verdankt und dem sie in Dankbarkeit gerne zu einer breiteren Auswirkung verhelfen möchte. Blüher nennt sein Hauptwerk, das diesen Titel trägt, im Untertitel ein „System der Philosophie als Lehre von den reinen Ereignissen der Natur“. Für Kant bedeutet der Begriff „rein“ so viel wie: nicht aus der Erfahrung geschöpft, sondern von transzendentaler Struktur. Die „reinen“ Verstandesbegriffe und „reinen“ Anschauungsformen sind deshalb „rein“, weil sie nicht aus der Erfahrung stammen, sondern der Erfahrung vorgegeben sind und sie bedingen. Bei Kant hat dieser Begriff allerdings subjektiven Klang – seine „reinen“ Formen und Begriffe gehören ins Subjekt, das darum transzendental genannt wird, weil es in diesem Sinne selbst kein Gegenstand, sondern eben Bedingung der Erfahrung ist.

Wenn es aber nun Ereignisse gibt, Entdeckungen von Naturzusammenhängen, die auch nicht aus der Erfahrung stammen, andererseits aber auch nicht im transzendentalen Subjekt als der Bedingung jeder möglichen Erfahrung begründet sind, sondern dort nur „ankommen“, vernommen werden, so ergibt sich daraus der zwingende Schluss, dass wir es in der Natur nicht nur mit dem Subjekt und

seinen Beziehungen zu dem Felde der Erfahrung zu tun haben, nicht nur mit empirischen Vorgängen aus dem Felde der Erfahrung, sondern in gewissen, noch näher zu untersuchenden Fällen, mit „reinen Ereignissen“, die von einem – empirisch nicht auszumachenden – transzendentalen Objekt ausgehen und vom Subjekt als ein transzendentaler Vorgang – außerhalb der Erfahrung – empfangen, empfunden werden. Ist aber erst einmal der Begriff eines transzendentalen Objektes gefunden und erkannt, dass es sich um ein ganzes Gebiet oder Spannungsfeld handelt und dass zwischen Objekt und Subjekt ein polares Spannungs- und Kräfteverhältnis besteht, so ergibt sich daraus der Begriff einer „Achse der Natur“ ganz von selbst.

L: ... und erklärt das, was der schöpferische Wissenschaftler und Künstler intuitiv verspürt, das Wirken elektromagnetischer und anderer Feldstrukturen, denen er sich nicht zu entziehen vermag, die ihn in ihren Polaritäten geradezu führen, vorausgesetzt, er ist frei genug, sich dorthin zu bewegen, wo zwischen „plus“ und „minus“, „stark“ und „schwach“, „warm“ und „kalt“ ... prozessorientiert vermittelt werden kann. Wirkungsmächtige Persönlichkeiten stehen deshalb auch nicht am Rande der Ereignisse, sondern entsprechend ihres Arbeitsfeldes mittendrin. Auch Kant, stand in Königsberg nicht etwa abgeschieden, sondern zwischen westlichen und östlichen Denk- und Lebenssichten, die die Philosophie bestimmen. Denn wohlgemerkt: Philosophie ist nicht der Nabel einer europäischen Spezies, selbst wenn sie sich derselben seit der Antike mit Fleiß und technischer Akribie ergibt, mit Eigenarten also, die sicher wichtig sind, aber eben nicht alle Wesensformen des Daseins erklären.

B: In völliger Analogie zu Kants „reinen“, nämlich rein subjektiven Begriffen und Anschauungsformen ist Blühers Begriff des „reinen Ereignisses“ gebildet, nur dass es sich eben um ein Ereignis und nicht bloß um leere Formen des Begreifens und der Anschauung handelt. Ereignisse aber geschehen und sind nicht leer, sie finden statt, unabhängig davon, ob sie beobachtet und registriert werden oder nicht; denn sie gehen vom Objekt aus, sind rein objektiver Natur, und es ist allemal ein Augenblick voller Hochspannung und verhaltener Fruchtbarkeit, wenn ein solches Ereignis irgendwo von der vernehmenden Vernunft vernommen wird und in die frei schweifende Phantasie der Blitz der Erkenntnis einschlägt. Blüher unterscheidet in der von Einstein auch für die Physik geforderten Phantasie drei Möglichkeiten: die pseudologische, die künstlerische und die exakte. Die Naturwissenschaft hat es immer mit der exakten zu tun, aber die Grundlage für jede Art Phantasie ist die zunächst inhaltsleere „pseudologische“, die nur durch den Einschlag eines „reinen Ereignisses“ zu einer künstlerischen oder exakten erhoben wird.

L: Noch einmal freilich, es schlägt kein Blitz nur irgendwo ein, sondern immer dort, wo die Atmosphäre aufgeladen ist, wo das Spannungsfeld groß ist und klare Polaritäten bestehen. Sich dort bewusst hineinzubewegen, betrachtet die Mehrheit der Menschen als Torheit. Und sie hat wohl auch Recht dabei. Es geht hier aber auch nicht um die Entladung von Masseteilchen, sondern um kaum nachweisbare Begleiter, die von den Physikern als wirkungsarm eingestuft werden, weil sie bis jetzt noch ihre liebe Mühe haben, dieser wirklich habhaft zu werden. Auch diese kommen, wie in unserer polar aufgebauten Natur in der Regel, in zwei gegensätzlichen Formen vor. Was in ihnen steckt, außer der Erscheinung im Zählwerk der Physiker ist dabei noch nicht einmal im Ansatz ergründet.

B: Das entscheidende Kriterium, sagt Blüher, für das, was „wirklich“ ist, ist, dass es die Kategorie und Bedingung des Realen erfüllt, ist nicht, wie das naiver Weise so dahingesagt wird, dass etwas „außerhalb des Bewusstseins existiere“, welche Meinung allemal das Abhandensein jeglichen kritischen Vermögens beweist, sondern allein, dass etwas „Stromrichtung vom Objekt zum Subjekt habe“, also einen gewissen Druck auf das Subjekt ausübe. Das ist aber bei der alltäglichen Erfahrung so, denn die empirischen Objekte üben allzeit einen sanften Druck auf das betrachtende und verstehende Subjekt aus und hinterlassen ihre Spuren im Bewusstsein. Im Falle der „reinen

Ereignisse“, die ihren Ursprung nicht in den empirischen, wohl aber im transzendentalen Objekte haben, ist dieser Druck nun aber kein alltäglicher, sondern wird nur in der „genialen Zone“ der Menschheit vernehmlich, weshalb der gesunde Menschenverstand darüber auch nichts weiter sagen kann, sondern allenfalls auf die Zeugnisse derer hört, die unter solchem Druck gestanden haben.

Der common sense weiß aber immerhin so viel, dass es doch einzelne Ausnahmemenschen gibt, die nicht mit dem gewöhnlichen Maß bürgerlicher Wohlanständigkeit zu messen sind. Im Allgemeinen billigt er diese Ausnahmestellung vor allem dem Künstler zu, weil dieser Tatbestand bei ihm meist unverhüllt hervortritt. Der Wissenschaftler, sofern er dem genialen Typ angehört, wird sich nur höchst selten über die Art und Weise äußern, wie er seine Entdeckungen machte und welche Gemütszustände er dabei durchlebt. Ihm geht es um die Ergebnisse und ihre empirische Kontrolle. Aber gerade die Art und Weise, wie solche Entdeckungen zustande kommen, ist für die kritische Philosophie von großer Bedeutung. Und wenn da Einstein von dem „Jahre währenden Suchen im Dunkeln mit seiner gespannten Sehnsucht, seiner Abwechslung von Zuversicht und Ermattung und seinem endlichen Durchbruch“ spricht und versichert: „ das kennt nur, wer es selbst erlebt hat“, so wissen wir mit einemmale, wo wir stehen, und das es keine bloße Redensart ist, wenn es heißt: „Ich war wie im Rausch.“

L: An erster Stelle sollte man aber auch hier mal wieder eine Lanze brechen für den „gesunden Menschenverstand“. Wie sich deutlich herausgestellt hat, ist der „Verstand“ nur der Koordinator des wahrnehmenden Teiles unserer empirischen Erscheinung, erst im Abgleich mit der vernehmenden „Vernunft“ entsteht Bewusstsein. Dennoch ist ja mit „gesundem Menschenverstand“ umgangssprachlich diese Konstellation gemeint. Er ist sehr wohl in der Lage zu urteilen, wenn er eben „gesund“ ist und über alle Register der Sinne verfügt, andernfalls muss man auf ihn ohnehin nicht rechnen. Doch sind die Informationen der 5 Grundsinne für ein Urteil schon ausreichend und „eindeutig“ oder gibt es innerhalb dieser Grenzen nur eine gewisse Wahrscheinlichkeit? Nicht von Ungefähr lassen sich mit Hilfe der Physiognomik bei mehr als alltagsklugen Menschen weitere Sinnebenen (auch „geniale“ Zonen) lokalisieren, die den an dieser Stelle immer wieder diskutierten transzendentalen Erkenntnissen Eingang in die Denkprozesse verschaffen. Man kann nur spekulieren, wie sich die nur ein- oder zweidimensional agierende Smartphon-Gesellschaft weiterentwickeln wird. Diese ist in der Regel weder körperlich gesund, noch trainiert sie ihre Sinne so umfassend, dass diese „gesund“ reagieren könnten.

Wer andererseits befindet darüber, was „krank“ oder „gesund“ bedeutet? Ärzte sind es in diesem Zusammenhang gewiss nicht. Dazu ist ihr Sichtfeld nach ihrer Abkehr von der „Ganzheit der Erscheinungen“ im Gefolge des Hippokrates einfach zu eng. Und ist der banale Spruch „Gesundheit ist ein Zustand der Abwesenheit von Krankheit“ wirklich weiterführend in einer Gesellschaft, die sich fortwähren betäubt bzw. Schmerzmittel konsumiert, anstelle Heilung zu suchen?

Was „wirklich“ bedeutet, war gerade Gegenstand der Besprechung: die nach Blüher deklarierte „Stromrichtung vom Objekt zum Subjekt“! Mal abgesehen davon, ob diese der Elektrotechnik abgelauschte Definition so stimmt; Kann sie uns hier weiterhelfen? Kann Sie! Aber eben nicht über das hinaus, was durch Einzelindividuen oder kollektiv als Maßstab des Befindens bestimmt worden ist. Das ist der springende Punkt, den sämtliche erkenntnistheoretische Betrachtungen hier an sich haben. Sie gehen davon aus, dass die Menschen gleich sind, was aber natürlich nicht zutrifft. Wir können deshalb immer nur von Näherungen an eine bzw. Wahrscheinlichkeiten gegenüber einer wie auch immer geartete „Erkenntnis“ sprechen und müssen so auch die „reinen Ereignisse“ als transzendental – nämlich jede mögliche empirische Erfahrung überschreitend – akzeptieren.

B: Die Geschichte der Wissenschaft, d.h. der wirklich genialen Entdeckungen, die mit den empirischen nicht verwechselt werden dürfen, ist gekennzeichnet von solchen „Entdeckungen im Rausch“, in

denen die Natur selbst vom transzendentalen Objekt her sich offenbar und die wirklichen „Natur“-Gesetze erkennen lässt. Schon in der Schule prägte sich uns jene Geschichte ein, jene Preisaufgabe aus der Antike, in der ein armer Physikus den Goldgehalt einer Krone bestimmen sollte, ohne doch eine chemische Analyse vorzunehmen, die mit dem klassischen „heureka“, ich habe gefunden, und dem Sprunge aus dem Bade endete, welche hier gewissermaßen als Symbol stehen möge für viele andere: gewöhnlich alltägliche Vorgänge lassen schlagartig (wie Blitze) ihre wahren Zusammenhänge erkennen, wenn nur ein gehöriger Druck (im vorliegenden Falle allerdings ein sehr ungehöriger!) auf einen dafür empfänglichen Kopf ausgeübt wird. Sofern der Mann ein genialer Kopf ist, wird der quälende Druck „zu seiner Zeit“ dem befreienden „Heureka!“ weichen!

So muss es dem Thales von Milet – oder wer immer es gewesen sein möge, wie Kant sich ausdrückt – zumute gewesen sein, als ihm zum ersten Male die wahre Bedeutung der Geometrie aufleuchtete. Die Ägypter waren in ihrer Art hoch entwickelte Geometer gewesen, aber das Gesetz dieser Sache blieb ihnen verborgen. Sie trieben Geometrie auf rein empirische Art, wozu sie sie ja auch recht praktisch brauchten. Die verblüffend gleich bleibenden Grundregeln der Geometrie fanden sie immer nur empirisch auf dem Wege der Nachmessung. In Thales von Milet aber blitzt der Gedanke auf, dass die Winkelsumme im Dreieck immer gleich zwei Rechten sein müsse und dass man das nicht erst nachzumessen brauche, sondern frei aus der Konstruktion heraus begreifen könne und dazu die Einsicht gewinne, dass dies immer so sein müsse und gar nicht anders sein könne. Sokrates benutzte die Gelegenheit dieser herrlichen Entdeckung sogleich, einen unwissenden Sklaven vom Markt den Lehrsatz des Pythagoras abzufragen, von dem dieser nie etwas gehört hatte, ihn aber dennoch „wusste“.

L: Man könnte meinen, die Metapher „vom Druck auf den Kopf“ sei nur frei erfunden, dabei sind es wirklich die obersten Regionen unter der Schädeldecke des Menschen, die von den Forschern der Physiognomie und unterdessen auch von einigen wachen Neurologen als jene Zonen ausgemacht wurden, die mit der Bindung an „Gott“ – was man auch immer darunter verstehen mag – zu tun haben. Hier die potentielle Empfangsanlage für das „Geniale“ zu vermuten, ist nicht weit hergeholt. Davon abgesehen sind eine hohe Stirn und ein entsprechender, weit nach hinten verlagelter Haaransatz schon immer Attribute weiträumig denkender Menschen. Bei den Klosterbrüdern hat diese Wahrnehmung wohl zur künstlichen Herstellung der Tonsur geführt – einer Platte mit Kranz. Das „Transzendente“ hatte so gedeutet ohne Dämpfung „Zutritt zum Oberstübchen“.

B: Hier handelt es sich freilich noch ganz und gar um eine Sache, die in den „apriorischen Organismus“, also in das Polgebiet der Naturachse hineingehört. Aber wenn die Natur nicht nur das „Objektive“, sondern wirklich umfassend ist, das „Umgreifende“, ein „transzendentes Kontinuum“, warum sollten dann nicht auch Zusammenhänge aus den anderen, dem objektiven Polgebiet, in der vernehmenden Vernunft genialer Entdecker aufleuchten können? In der Tat: als Sir Issak Newton, ermüdet von der Arbeit, des Abends im Garten dem Problem nachsann, warum der Stein zur Erde fällt, nicht aber der Mond, obwohl er doch auch schwer sei und „angezogen“ wird, da fiel ein Apfel vom Baume, wie die Legende berichtet, und bei dieser Gelegenheit wusste Newton plötzlich das Gesetz, das man seitdem Gravitation nennt.

Blüher zitiert einen autobiographischen Bericht des Bahnbrechers der modernen Chemie, Friedrich Kekulé von Stradowitz, der auf dem Dache eines Omnibusses über die Struktur des Benzols nachsann: „... da gaukelten vor meinen Augen die Atome. Ich hatte sie immer in Bewegung gesehen, jene kleinen Wesen; aber es war mir nie gelungen, die Art ihrer Bewegung zu erlauschen. Heut sah ich, wie vielfach zwei kleinere sich zu Pärchen zusammenfügten, wie größere drei und selbst vier der kleineren festhielten und wie sich alles in wirbelnden Ringen drehte... Ich verbrachte einen Teil der Nacht, um

wenigstens Skizzen dieser Traumgebilde zu Papier zu bringen.“ Und auf solchen Traumgebilden baut heute die gesamte organische Chemie und Industrie auf!

Natürlich ist damit, dass solche Ereignisse in ihrem Ursprung auf das objektive Polgebiet der Natur zurückgeführt werden, nicht gesagt, dass es sich um „absolute“ und „reine“ Wahrheit handeln müsse, gewissermaßen um eine direkte Schau dessen, was „die Welt im Innersten zusammenhält“. Reine Ereignisse legen auch immer nur Teilzusammenhänge bloß und können durch spätere Entdeckungen weiter vervollkommen werden, aber sie enthalten doch stets ein entscheidendes Element „objektiver Wahrheit“, das einen sicheren Fortgang der Wissenschaft von der einen Erkenntnis zur anderen trotz aller Nötigung zur Modifizierung früherer Erkenntnisse verbürgt. Dies aber könnte gar nicht sein, wenn es sich in der Wissenschaft nur um das Feld der Erfahrung und das apriorische Gefüge des Subjekts handelte. Die Sicherheit der Wissenschaft, die in der Erfahrung allein niemals gegeben ist, ist nicht nur subjektiv, sondern in genau derselben Weise auch objektiv verbürgt. Wissenschaft im Felde der Erfahrung ist eben von beiden Seiten her, von beiden Polgebieten der Natur gestützt und durchwirkt. Das aber muss über Kant hinaus heute neu gesehen werden.

L: Wenn wir hier von Wissenschaft sprechen, dann ist das eine Wissenschaft, die der Natur und Kunst plötzlich wieder sehr nahe steht, wie etwa die des Kopernikus.

B: Es gibt Entdeckungen, die einfach nicht wieder verloren gehen können, weil die Natur selber in ihnen „mitspielt“. Dazu gehören vor allem die großen Entdeckungen kosmologischer Art. Gerade an der Art der kopernikanischen Entdeckung – dass die Erde eine Kugel sei und eine Achse habe – ist das „rein Ereignishafte“ dieses Vorganges deutlich zu sehen. Mit empirischer Methodik gab es da nichts zu erforschen, denn die Erde entdecken heißt nicht, bis in den letzten Winkel auf ihr herumzukriechen, sondern heißt ihr Gesetz entdecken. Dieses Gesetz aber, nachdem es einmal gefunden, und zwar aus der frei konzipierenden Vernunft, die freilich unter dem anhaltenden Druck schwieriger wissenschaftlicher Probleme steht, dieses Gesetz kann nun sehr wohl empirisch nachgeprüft werden und muss dieser Prüfung standhalten. Erfahrung ist und bleibt der Prüfstein aller Erkenntnisse, erst recht derer, die transzendentalen, also nichtempirischen Charakters sind. Aber sowohl die Entdeckung des Kopernikus, wie auch die neuen kosmologischen Theorien Albert Einsteins haben diese empirische Bewährungsprobe glänzend bestanden und können und dürfen deshalb in den unverlierbaren Schatz echter wissenschaftlicher Erkenntnisse einverleibt werden, obwohl ihre Gewissheit nicht in der subjektiven Voraussetzung aller Erfahrung im apriorischen Organismus, sondern im transzendentalen Objekt, d.h. dem objektiven Naturzusammenhang begründet ist.

L: Es ist anzunehmen, dass dieser objektive Naturzusammenhang als transzendentes Objekt der astronomischen Wissenschaft gut gefallen kann, denn sie muss sich hier nicht mit einer Menge ungeläufiger Begriffe herumschlagen. Es scheint damit allerdings auch, als ob das transzendente Objekt grundsätzlich zwar dem Verstand näher steht, jedoch erst durch die bis in die Ebene des transzendentalen Subjektes frei konzipierende Vernunft zu dem gemacht wird, was es letztlich ist – eine übergreifende Konvention bzw. ein Gesetz.

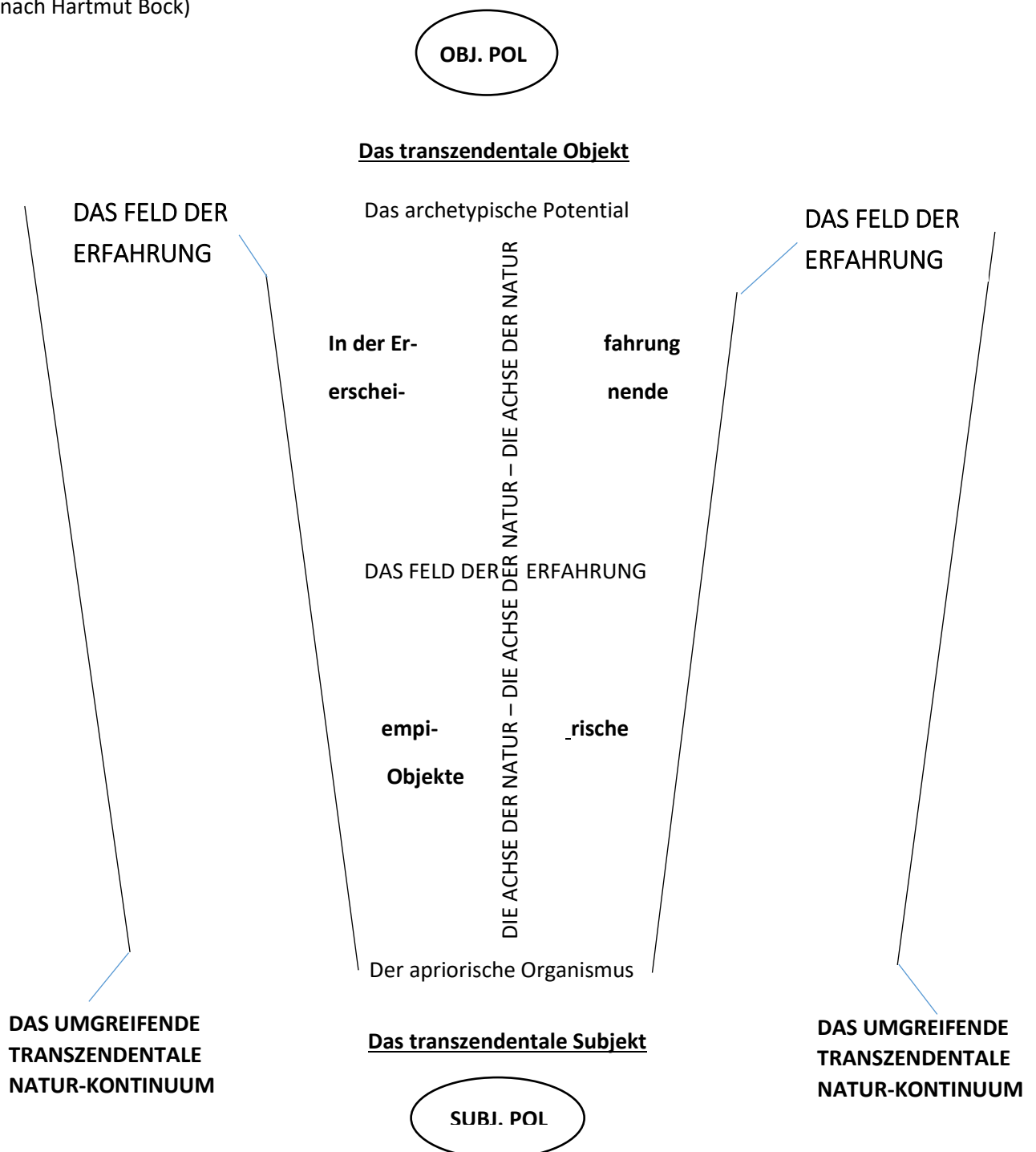
B: Ob auch die Entdeckung Blühers, dass die Natur ein transzendentes Kontinuum sei und eine Achse habe mit einem subjektiven und einem objektiven Pol, einer empirischen Nachprüfung standhält, muss die weitere Untersuchung zeigen, Freilich geht es hier um eine philosophische Frage, in der die Empirie zwar zu Rate gezogen und gehört werden muss, für die aber Erfahrung letzten Endes doch nicht zuständig ist, wenn auch das philosophisch Erkannte der Erfahrung nicht widersprechen möchte. Aber es geht eben doch darum, die Dinge in philosophischer Prägnanz zu erfassen, und das erfordert zumeist, sich von allen Anschauungshilfen freizumachen.

L: Einspruch Euer Ehren! Dass für die Philosophie die „Erfahrung letzten Endes doch nicht zuständig ist“, trifft nicht. Sie muss sich ganz im Gegenteil unter strengeren Maßstäben als jede Einzelwissenschaft von der Erfahrung bestätigen lassen, sonst sind ihre Theoreme für das Leben wertlos. Sie kann sich nicht einerseits als nachvollziehbare Ordnung neben der von ihrem Charakter durch die Glaubensanteile ganz anders – viel spekulativer – angelegten Religion positionieren und dann selbst ins Nebulöse hineinspekulieren. Sie schöpft auch aus dem Feld der Erfahrung. Woraus sollte sich sonst ihre Veranlassung erklären? Sie wird dabei ein wichtiger aber niemals ein objektiver Gutachter sein.

B: Trotzdem soll zunächst versucht werden, das bisher Gewonnene in einer schematischen Übersicht festzuhalten, um sich ein möglichst klares Bild vom Stand der Dinge zu verschaffen.

SCHEMA 1

(nach Hartmut Bock)



L: Konsequent wäre es, wenn in diese Betrachtung auch die Religion eingeschlossen wäre. Nicht von ungefähr spricht der Autor in einer anderen Betrachtung von „Glaube als religiöse Urteilskraft“ und klammert die „Religion“ damit nicht aus dem Naturkontinuum aus.²⁷ Es wird allerdings zu befinden sein, ob „Glaube“ und „Urteilskraft“ eine wirklich gute Verbindung eingehen.

SCHEMA 2 Das System der Wissenschaft – schematische Übersicht

(nach Hartmut Bock)

A „reines“ Wissen apriori	B Erfahrung aposteriori	C „reines Ereignis“ in actu
Ort: subjektiver Pol 1. Geometrie 2. Mathematik 3. Logik = „reine (leere) Denkformen“, nämlich: 4. Raum (reine Anschauungsform) 5. Zeit (reine Anschauungsform) 6. Substanz (reine Begriffe) 7. Kausalität (reine Begriffe) rein subjektiv bedingt deshalb: absolut sicheres „Wissen, das aber an sich leer ist, nur Form des Denkens überhaupt, und in der Natur nicht vorkommt, wohl aber von den Dingen der Natur (B) inhaltlich gefüllt wird, sich daher auf die Natur anwenden lässt (Technik), ja der Natur die Gesetze reiner Wissenschaft „vorschreibt“.	Ort: Feld der Erfahrung 1. Stoffe 2. Pflanzen 3. Tiere 4. Menschen = gegebene Inhalte (Dinge) Die Frage ist: sind sie 5. bloßer Schein (subj. bedingt?) 6. „Dinge an sich selbst“? 7. „Erscheinung“ (in der Erfahrung) objektiv-empirisch deshalb nur: heuristische Hypothese, die ständig zu korrigieren sind, aber prall gefüllt von „Wirklichkeit“ und Leben, deshalb eben nicht exakt fassbar, sondern nur mit Hilfe der Begriffe und „reinen Wissenschaft“ (A) systematisch zu durchdringen, wenn auch nie in annähernder Vollendung.	Ort: objektiver Pol 1. „reine“ Naturwissenschaft 2. Kunst 3. Ethik = „reine Natur“, denn: 4. spekulierende, leere Vernunft (phantasia; pseudologica) 5. Entdeckung (vom Subjekt) 6. „Offenbarung“ (vom Objekt her) rein objektiv bedingt deshalb: unbedingte Gewissheit, die nicht aus der stets relativen Erfahrung (B), aber auch nicht aus subjektiv bedingtem absoluten Wissen (A) stammt, sondern kraft „reiner Ereignisse“ (Offenbarung) und genialer Konzeption (Entdeckung) unmittelbar aus der Natur, d.h. aus dem Zusammenhang der „Sache selbst“.

B: Eine solche schematische Übersicht verführt natürlich, besonders in ihrer anschaulichen Gestalt, dazu, die Zusammenhänge zu handfest verdinglicht zu sehen. Wenn man sich aber dieser Gefahr bewusst ist, so kann sie wohl eine Hilfe sein zur Orientierung. Auf die Gewinnung einer rechten und

²⁷ Blüher, Hans: Parerga zur Achse der Natur, S.81 ff

zuverlässigen transzendentalen Orientierung ist es ja in dieser Arbeit besonders abgesehen. Die gegebene Welt der Erfahrung (Rubrik B) ist die unerschöpfliche Quelle aller unserer Anschauungen und Begriffe, Material und Inhalt aller Wissenschaft, auch Mutterboden und Ausgangspunkt allen (naiven) Denkens. Dass die Natur im Intellekt verstanden wird, gibt freilich immer wieder den Anstoß zu Auseinandersetzungen über die rechte Deutung und Erkenntnis aller jener Phänomene, die die Natur so überreich vor unseren Sinnen ausbreitet (Spannung zu A hin!).

Immanuel Kants große Entdeckung war: die Natur ist nicht das allein, was uns gegeben ist, sondern beruht zugleich auf dem, was der Intellekt von vorn herein (a priori) an reinen Anschauungsformen und Begriffen zum Erkenntnis-Vorgang beiträgt (Rubrik A). Damit ist zugleich bewiesen, was schon das Altertum wusste, dass es so etwas wie „reine“ Wissenschaft gebe, die vor aller Erfahrung der gegebenen Welt da und von ihr unabhängig ist, es nicht mit ihr, sondern mit dem Denken zu tun hat, das seine Gesetze der Natur „vorschreibt“. Wäre uns aber nur die objektive Erfahrungswelt (B) gegeben, in die erst der Intellekt des Subjekts Ordnung und damit Gesetzmäßigkeit hineinbringt, so gäbe es wirkliche „Natur“-Gesetze, nämlich solche mit einem objektiven transzendentalen Ort, überhaupt nicht und so etwas wie Gewissheit „aus“ einer Sache wäre unmöglich. Das System der Wissenschaft wird erst vollständig durch die Entdeckung (Rubrik C), dass die Natur selbst in gewissen seltenen Augenblicken in „reinen Ereignissen“ sich ihren wahren Zusammenhängen bezeugt und so den fundamentalen Wissenschaften erst wirklich Dignität verleiht.

L: Bei allen Andeutungen, die vorangehend immer wieder gemacht wurden, wäre nicht nur Gewissheit nicht möglich, sondern es gäbe auch kein „Gewissen“, denn auch dieses ist letztlich das Produkt der Reflexion der subjektiven und objektiven Aneignungsebene im menschlichen Individuum. Vielleicht sollte man die alte aber immer noch überzeugende Gegenüberstellung der niederen Sinnebenen und leeren Denkformen, dort: Riechen – Geruch; Fühlen- Gefühl; Schmecken – Geschmack; Hören – Gehör; Sehen – Gesicht, nun endlich auch um höhere bzw. transzendente Sinn- und Vorstellungsebenen in unserem Großhirn erweitern, deren höchste wohl in dem Paar Wissen – Gewissen abgebildet wird.

B: Wir sehen: Wenn Kant alles daran gelegen war, die Tore der Forschung nach der Objekt-Seite hin offen zu halten, so war es ihm doch nicht gegeben, die transzendentalen Strukturen dort zu entdecken, wo sie an der Erfahrung vorbei oder durch sie hindurchschimmern als das, was das Feld der Erfahrung „umgreift“ und an das objektive, freilich für immer unerforschliche Polgebiet der Natur anschließt. Kant stand eben selber viel zu sehr unter dem Kraftstrom einer wirklich genialen Entdeckung, als dass er es vermocht hätte, nun auch noch den Linien nachzuforschen, wie es denn zu solcher Entdeckung überhaupt kommen konnte. Hier aber muss nun die Untersuchung fortfahren und prüfen, ob die Ergebnisse, die Blüher als seine Lebensarbeit vorlegt, den Ansprüchen, die an sie gestellt werden müssen, auch wirklich genügen. Wer in der Schule Kants das Denken gelernt hat, wird freilich nicht mit dem Anspruch auftreten, ein System vorzulegen, das die gewonnene Freiheit und Offenheit nach der Objekt-Seite hin preisgibt. Hier gilt es vielmehr, alles offen zu halten und sich vor schlechten „Erklärungen“ zu hüten.

IV. Das archetypische Potential

B: Die genaue Definition der Natur lautet bei Blüher: „Natur ist ein transzendentes Kontinuum; ihre Ladung ist das archetypische Potential“.²⁸ Oder noch deutlicher: „Natur ist ein transzendentes Kontinuum. Sie hat eine Achse, deren einer Pol im transzendentalen Subjekt verankert liegt, der andere im transzendentalen Objekt. Ihr Inhalt heißt das archetypische Potential.“²⁹ Hatte nämlich

²⁸ Hans Blüher: Achse der Natur, S.200

²⁹ Hans Blüher: Parerga zur Achse der Natur, S.9

Kant in seiner Arbeit das Gefüge der Grundsätze und Anschauungsformen a priori, die Erfahrungen vom Subjekt her konstituierend erforscht, so setzt Blüher mit seinen Forschungen an genau derselben Stelle, jedoch auf der Objekts-Seite an und fragt, welches denn die wesentlichen Elemente seien, die die Gegenstände der Erfahrung vom transzendentalen Objekt her konstituieren. Dass es solch objektiv-konstitutive Elemente in der Erfahrung auch geben müsse, lässt sich nämlich aus bestimmten Beobachtungen im subjektiven Polgebiet erschließen und auch nachweisen.

Kant untersuchte die subjektiv bedingten reinen Formen und Begriffe und war an den empirischen Begriffen nur so weit interessiert, als er an ihnen das Zugrundeliegen der reinen nachweisen konnte. Was es aber eigentlich oder vielmehr außerdem noch mit dem weiten Feld der empirischen Begriffe auf sich habe, blieb ihm verborgen. Hier aber setzt Blüher seine Untersuchungen an: Woher stammen sie eigentlich in ihrem empirischen Gehalt, d.h. in ihrer inhaltlichen Bestimmtheit? Stammen sie von den Dingen selbst, die sie bezeichnen, oder sind sie lediglich Erfindungen der Vernunft, die willkürlich aus dem Lautvorrat der Sprache einige Brocken auswählt, um sie als „freie Schöpfungen des Intellekts“ nach Übereinkunft und Gewöhnung zur Bezeichnung dieses oder jenes Dinges zu verwenden? So muss natürlich jeder denken, der aufgrund seines gelehrten Eifers und methodischen Fleißes eine neue „wissenschaftlich anerkannte“ Zahnpasta erfunden oder einen neuen Kometen entdeckt hat. Er ist in Verlegenheit, wie er sie nennen soll, und hier herrscht denn auch meist die reine Willkür und Konvention, und der Nominalismus in der Wissenschaft behauptet, alle unsere Begriffe seien lediglich nachträgliche Benennungen, die allein dem Intellekt entstammen und die aufgrund von Beschlüssen auch jederzeit geändert werden könnten. Dies ist zweifellos eine der Ursachen, warum bis hinein in die Geisteswissenschaften Begriffe nicht viel gelten. Man schaltet frei nach Gutdünken mit ihnen, und sie müssen sich bald diesen bald jenen Sinn unterschieben lassen, woher denn auch ein gut Teil unserer neuzeitlich-babylonischen Sprachverwirrung stammt, die besonders geeignet ist, den Gegner mit Worten zu betören und zu übertölpeln.

L: Und das geht natürlich sehr leicht in Zeiten, in denen durch neue technische Produkte, die weltweit gehandelt und genutzt werden, dazu Veranlassung gegeben scheint oder durch die sprachliche Anpassungen innerhalb bestimmter politischer Systeme, wie z.B. der EU oder auch der Weltgemeinschaft, schwer abschätzbare Notwendigkeiten über Kulturgrenzen hinweg aufgemacht werden. Es ist anzunehmen, dass damit ein „Artensterben“ vergleichbar mit dem in der Natur stattfindet. Vor allem die Feindifferenzierung, die in jeder Sprache ihre Besonderheiten kennt, verliert sich da recht schnell. Außerordentlich bedrohlich scheint mir darüber hinaus, dass damit Basiswörter verloren gehen, ohne die andere, weiter genutzte Worte nicht von ihrem Grunde her deutbar sind oder nur noch der philologischen Spezialwissenschaft – also wenigen Fachleuten – zugänglich bleiben. Ein ganzes Gerüst des Denkens bekommt dabei Fehlstellen, was zu Missverständnissen und zur Gefahr des Einsturzes führt.

B: Die andere und zweifellos vornehmere Denkart geht auf Plato zurück, dessen Einwirkung auf das Denken bis in die Gegenwart hinein unvermindert anhält. Da bringt doch eines Tages Hermogenes den Heraklitäer Kratylos zu Sokrates und erklärt: Dieser Mann behauptet, „es gäbe für jedes Ding eine richtige, aus der Natur dieses Dinges selbst hervorgegangene Bezeichnung ..., es gäbe eine natürliche Richtigkeit der Namen, die für jedermann die gleiche sei, Hellenen und Barbaren.“³⁰ Hier stoßen wir auf das Problem der Sprache, das mit dem des Denkens aufs engste verknüpft ist und gewissermaßen eine greifbare Gestalt des Unterschiedes zwischen Verstand und Vernunft. Jeder Gedanke wird sofort in Sprache umgesetzt, sei es in die „innere“ Sprache eines rein gedanklichen Selbstgespräches oder aber in die „äußere“ einer wirklichen „Äußerung“ in Wort und Schrift.

³⁰ Plato: Kratylos, S.283

Das Denken aber und die Sprache unterliegen verschiedenen Gesetzen, und so erhebt sich die Frage, ob richtiges Denken überhaupt möglich ist in Anbetracht der Möglichkeiten der Sprache. Denn das Denken ist in jedem Falle schneller als die Sprache und verfügt über mehr Möglichkeiten, als sich in Worte fassen lassen. Das Denken vollzieht sich weitgehend in der an keine Anschauung gebundenen Vernunft, während die Sprache fast ganz an das anschaulich Gegebene sich halten muss, in dem der Verstand dominiert.

L: Dass die Sprache sich im Wesentlichen im „Ist“ wiederfindet und damit dem Verstand sehr nahe steht, ist kaum strittig, dass das Denken an keine Anschauung gebunden wäre, greift deshalb vielleicht etwas zu kurz. Es nun weitgehend der Vernunft zuzuordnen kann auch nicht ganz stimmen. Vielmehr ist es doch der gleichermaßen die Vernunft wie den Verstand gebrauchende Intellekt, der uns das Denken ermöglicht und ohne Wahrnehmung der empirischen Erscheinung und Abgleich mit dem reinen Wissen, fehlt eine grundlegende Voraussetzung zum Denken. Allein das Vorhandensein der rationalen Grundlagen allgemeiner Gesetze und Konventionen in der Vernunft, also im „Soll“, macht noch nicht den Gebrauch. Auch hier entsteht die Kraft als Antriebsmoment des Denkens erst durch eine sich aufbauende Spannung sowie als Produkt von Wille und Vorstellung. Wo das „Denken“ sich also wirklich lokalisiert, bleibt noch immer offen. Selbst die Computertomographie, hat bisher dem Menschen nur „mittelbar“ beim Denken zugeschaut. Denken ist dabei nicht an Worte gebunden.

B: Das bedeutet: Gäbe es nur so viele Gedanken wie es Worte gibt, so wäre alles Gedachte immer richtig. Der Denker aber ringt mit der Sprache, indem er sich müht, für den Gedanken das rechte Wort zu finden. Dabei macht er immer wieder dieselbe Erfahrung: Die Sprache gibt einfach nicht her, wessen das Denken fähig ist, die Sprache ist ein viel zu grobes Instrument, als das sie dafür taugte, die Denkvorgänge bis ins Einzelne hinein gültig auszudrücken. So fälscht die Sprache den Denkvorgang schon in dem Augenblick, da man sich ihrer bedient, und das Denken, das mit sich genug zu tun hat, muss sich nun auch noch um den treffenden und präzisen Ausdruck mühen. Man kann dieses Phänomen, das Blüher den „Sprachgeiz“ nennt, an jeder beliebigen Wortbildung von Bedeutung feststellen. Was für eine Unmenge Gedanken verbirgt sich hinter Begriffen wie „Freiheit“ oder „Gerechtigkeit“ oder auch nur unter „Kausalität“. Oswald Spengler hat deshalb auch so scheinbar präzise Begriffe wie „Kraft“ oder „Beschleunigung“ mit einem gewissen Recht mythologisch genannt und mit denen der Mythologie verglichen. Man könnte da an der von Kratylos behaupteten „natürlichen Richtigkeit der Namen“ fast verzweifeln. Es ist also nicht ganz so einfach.

L: Das „Gedachte“ wäre immer „richtig“, wenn uns unser Gehirn nicht mit dem Bewusstsein dazwischen funken würde. Das machen sich auch Einrichtungen wie Scientology zu nutze. Mit der Anzahl der verfügbaren Worte hat das wohl weniger zu tun. In der betriebsinternen Spiegelung, die Verstand und Vernunft gemeinsam vollziehen, erfahren wir aber einiges darüber, was nach unseren Konventionen richtig sein kann oder nicht. Dabei fließen immer wieder auch Signale von außen ein.

B: Dennoch gibt es ganze Gebiete des menschlichen Lebens, in denen diese „natürliche Richtigkeit der Namen“ ganz selbstverständlich ist und nie bezweifelt werden wird. Das ist vor allem in der Sphäre der Dichtung so, die ja in den Begriffen und Worten, die sie prägt oder benutzt, die Sache, die diese bezeichnen, geradezu beschwört und sie bildhaft vor das Auge des Hörers hinstellt. Dabei kommt es gar nicht auf das intellektuelle Moment der Sprache an, das dem Philosophen so zu schaffen macht, erst recht nicht ist die Sprache der Dichter einfach Verständigungsmittel wie die Umgangssprache im täglichen Handel und Wandel oder auch in der Wissenschaft. Die Sprache der Dichter hat vielmehr daher ihre bezwingende Kraft, dass die Worte ganz nahe an die Dinge herangebracht oder vielmehr den Dingen abgelascht sind, sodass die Worte gleichsam den Duft der Dinge mit heraufführt und uns mit Empfindungen heimsucht, als wären die Dinge da und nicht bloß Worte.

Jedermann spürt das ganz unmittelbar, wenn er etwa hört:

„Lieblich war die Maiennacht, Silberwölkchen flogen ...“

*oder: „Wie herrlich leuchtet mir die Natur!
Wie glänzt die Sonne, wie lacht die Flur!“*

*oder: „Vom Eise befreit sind Strom und Bäche
durch des Frühlings holden belebenden Blick ...“*

Das ist in jedem Falle „richtig“, weil es von der Natur selber stammt und von ihr aus dem Wesen der Dinge heraufgereicht wird in das Gemüt des Dichters, dem sich die Worte dazu förmlich aufdrängen, weil er unter ihrem Zauberbann steht. Das ist die urtümliche Kraft der Dinge, die sich bis in die Sprache hinein ausprägt. Wir alle haben wohl auch schon zu dichten versucht, aber wir fanden die „Sprache“ nicht, d.h. wir waren für den Druck zu unempfindlich, der von den Dingen ausgeht und im Gemüt zur Sprache wird, darum glich unser „Dichten“ dem hilflosen Greifen nach den Dingen, einem Phantasieren, das von der Natur nicht bestätigt wird. Man kann auch nicht sagen, die Worte in obigen Beispielen seien gleichgültig, man könnte sie auch gegen andere austauschen, die dasselbe „bedeuten“. Es bliebe nicht nur nicht dasselbe Gedicht, sondern nicht einmal dieselbe Sache. Hier sind wir uns wohl einig, dass Name und Sache, Wort und Ding, das es bezeichnet, zusammengehören, fast identisch sind und sich voll und ganz decken.

L: Ein schönes Beispiel für die Berufung einer Dichterin durch die „Muse“ gibt uns Louise Otto-Peters aus Meißen. Als Frauenrechtlerin des 19. Jahrhunderts haftet ihr im Übrigen ein starker Realitätssinn an:

Berufung

Wie schön war meine Kinderzeit verflossen,
Wie hab' ich da im trauten Vaterhaus
Der Elternliebe Segen ganz genossen.

Wie spielt ich froh mit Vögeln und mit Blüten
Im Garten und im Weinberg frei umher,
Und lernte gern sie pflegen und behüten.

Wie war es schön mit jenen auch zu singen,
Ganz leis, dass es kein fremdes Ohr gehört,
Und in das Reich der Dichtung mich zu schwingen!

Doch ach, es ging das süße Glück zu Ende:
Bald raubte beide Eltern mir der Tod –
Ob ihren Gräbern rang ich bald die Hände.

Demütig beugt ich mich in Gottes Willen –
Und fragte doch: warum er das gethan?
Mit Liedern suchte ich den Schmerz zu stillen.

In Liedern sucht ich selbst mich zu erheben
Und fragte mich und fragte die Natur:
Ward nicht von oben mir Gesang gegeben?!

Und was ich Anfangs nur als Spiel erlesen:
Ist's nicht ein Ruf der mich von oben trifft,
Füllt mit Begeisterung mein ganzes Wesen?

So nah ich mich des Dichtertempels Stufen.
Will einzig mich dem Dienst der Muse weihn,
Ihr bleib ich treu, denn ich vernahm ihr Rufen!³¹

Wie kaum ein anderes paart dieses Gedicht alles, was hier ins Vorhinein zur Besonderheit der Kunst und speziell der Dichtkunst gesagt wurde. Hier wird auch lange vor Blüher zwar nicht vom „Druck“ aber doch ganz synonym von einem „Ruf von oben“ gesprochen, nachdem man die „Natur“ als „transzendentes Kontinuum“ eingehend angerufen und befragt hat. Und finden wir ihn nicht gleichsam wieder – diesen Rausch der Begeisterung?!

B: Ein anderes Gebiet, das von der natürlichen Richtigkeit der Namen lebt, führt uns in den ganz urtümlichen Bereich der Sprache hinein, ins Reich der Zaubersprüche, der hieratischen und verruchten Worte. Ihnen fehlt überhaupt alles Relative, Mittelbare und Mitteilende. Ihr Sinn ist nicht im Intellekt oder im Gemüt zu wirken, um dort die Empfindung hervorzurufen, dass man verstanden habe, was „gemeint“ war. Ihr Sinn ist im unmittelbaren Aussprechen der Worte gegeben und geht aufs Ganze, auf die Person, auf die sie Segen oder Fluch herabschwört.

Etwa so: „bên zi bêna, blout zi blouda, lid zi geliden, sôse gelîmida sîn.“ (Merseburger Zaubersprüche)

Wenn sich die Wunde schließt, so erweist sich die Wortgewalt der Sprache hier als etwas so Reales, wie eine heilende Salbe, deren Kraft ja auch aus der Natur stammt und auf den Organismus einwirkt.

Diese Zaubersprüche grauer heidnischer Vorzeit liegen philosophisch gesehen und als Sprachphänomen auf derselben Linie wie etwa die Fluch- und Segenssprüche der biblischen Patriarchen oder das ganze Heer der sakralen und auch der obszönen Worte, bei deren Anrufung die Sache selbst, die sie bezeichnen oder vertreten, unweigerlich heraufbeschworen wird und die man deshalb ja auch meidet. Auf dieser realen und heilenden Wirkung bei der Nennung und Namensgebung in der Sprache beruht ja auch das liturgisch geprägte Wort, vor allem das Stiftungswort, etwa der Sakramente. Luther war aus einem sicheren Gefühl heraus gut beraten, als er sich von dem Stiftungswort des Abendmahls durch die zwingli'schen Schwärmer nichts abmarkten ließ. An dem „est“³², selbst wenn es die Ursprache so nicht enthalten hat, war schlechterdings alles gelegen, ohne dieses aber alles verloren gewesen. Das „est“ „bedeutet“ nicht nur etwas, was im Vollzug der Sache weiter keine Rolle spielt, sondern „es“ spielt eben mit, und zwar im „Wort“, das hier mit der Sache schlechterdings identisch ist. Hat man dies einmal begriffen oder kann es doch nachempfinden, so ist der Weg frei zu den „Urtypen“, dem Hauptinhalt der Ideenlehre Platons.

L: Mit Bezug auf die jüdische Kabbala entstand vor einigen Jahren das Buch „Die Psychologie des Namens“. Die kabbalistische Wortmagie geht seit hunderten von Jahren davon aus, dass das Aussprechen von Worten einen unmittelbaren Einfluss auf das damit Bezeichnete hat. Die Stellung und Häufigkeit von Vokalen und Konsonanten ist in diesem Zusammenhang ausschlaggebend. Für das was gut, richtig und grundlegend ist, gibt es danach auch eingängige Namen. Diese können von Kultur zu Kultur durchaus unterschieden sein. Wichtig sind der Gesamtklang und die daraus resultierende Wirkung. Angeblich gehen Teile der Kabbala auch auf neuplatonische Bewegungen des 13. Jahrhunderts zurück.

³¹ Louise Otto: Mein Lebensgang – Gedichte aus fünf Jahrzehnten S. 3-4, um 1840-1850

³² hier Bezug zu Luthers Bekenntnis, dass Leib und Blut Christi real in der Abendmahlsgabe enthalten sind

B: Blüher führt eine zunächst etwas merkwürdig anmutende Szene als „natürliche Quelle der Ideenlehre“ an (bei Friedrich Sieburg: „Frankreichs rote Kinder“³³): Der Marquis von Frontenac, der 1671 Gouverneur von Kanada wurde, war ein Mann – aufgeklärt wie nur je seine Zeitgenossen, der die Errungenschaften der Zivilisation mit Anstand durch die Wildnis führte. Er spricht zu den roten Kindern Frankreichs, die sich am herbstlichen Lagerfeuer versammeln, um seinen Worten zu lauschen. Dann tritt der Schamane des Stammes an und intoniert unter dem dumpfen Donner der Trommelhäute den heiligen Büffeltanz, beschwört in rhythmischen Tanzbewegungen den „realen Büffelgeist“, jene geheimnisvolle Kraft, die „in allen Büffeln ist“ (Jünger) und die sich nun anschickt, beschworen vom Schamanen, überzutreten und sich der Menschen, die in seinen Bann gezogen sind, zu bemächtigen. Man beachte, wie hier das Urwort „Übertreten“ bzw. „Übersteigen“, das dem philosophischen Terminus „transzendental“ zugrunde liegt, plötzlich einen umgekehrten, nämlich realen Sinn erhält: das „Übersteigen der Erfahrung“ kann vom Subjekt her niemals realiter geschehen, aber die Natur selbst vermag dies wohl!

Gespannt hatte der Marquis de Frontenac zugesehen und merkte, wie sich die Kraft des Büffelgeistes langsam aber sicher auch auf ihn überträgt, er „fühlt sein Jahrhundert wie eine Krankheit von sich abfallen“ und gibt sich ungezwungen der Festsitte seiner roten Kinder hin. Gewiss hat er das nicht als einen Mummenschanz und Maskerade aufgefasst; denn „niemals lachte ein Franzose über die seltsamen Worte und Bräuche der Ottawas, berichtet ein zeitgenössischer Schriftsteller,“ – Vielleicht steht uns das Kultische doch noch zu fern, um dieses nachzuempfinden, obwohl der Tiefenpsychologie heute ganz ähnliche Phänomene durchaus nicht unbekannt sind. Aber im Sprachlichen hat Hermann Claudius etwas Ähnliches gestaltet im folgenden Gedicht:

- „Die Büffel, die Büffel! Es brennt die Prärie!“
Im Marschtakt verfolgt ihn die Hetzmelodie.
Er las es als Kind, weiß nicht wo mehr und wie:
Die Büffel, die Büffel, es brennt die Prärie!
Es schmerzen die Füße, die Fersen, das Knie,
doch weiter peitscht ihn die Hetzmelodie:
Die Büffel, die Büffel, es brennt die Prärie!
Nicht umsehn! Nicht umsehn! Es brennt die Prärie!
Und wir sind die Büffel, die Büffel, die Büffel ...“³⁴

Ein interessantes Gedicht! Wir können mit klaren Gedanken kaum sagen, was da gemeint ist, ob nur ein Fiebertraum oder ein wirklicher, „realer“ Gewaltmarsch in Todesangst und wild aufgeregter Phantasie oder auch nur der Gewaltmarsch einer Kompanie Soldaten, bei dem sie dieses Lied als „Kilometerstein“ singen. Dieses Gedicht bleibt gewissermaßen unterhalb der Schwelle des Intellekts. Umso stärker aber prägt sich der Wortklang ein, prägt in rhythmischer sprachlicher Monotonie jener „reale“ Büffelgeist sich uns auf, dem wir uns nicht entziehen können: „Wir sind die Büffel, die Büffel, die Büffel ...!“

L: Irgendwie weiß man bei diesem Gedicht wirklich nicht woran man ist, denn es ist weder reine Objektschilderung, noch der reine ideelle oder sollte ich sagen ideologische Ausfluss des Subjekts. Das Wort „Hetzmelodie“, welches rhythmisch eingeworfen wird, deutet darauf hin. Insofern wirkt dieses Wort als Verstärker für die dumpfe Begrifflichkeit von Büffel, brennender Prärie und Schmerz, die für die transzendente Objektebene stehen.

³³ Hans Blüher: Achse der Natur, S.20f

³⁴ Hans Grimm: Meine geliebten Claudius-Gedichte, S. 52 „Gewaltmarsch“

B: So also, rein objektiv, aus der Tiefe der Natur wirken die Archetypen herüber in die Welt der Erfahrung, durchdringen sie und prägen dem Gemüt ihre unverlierbaren Spuren und „exakten Spuren der Dinge“ auf. Diesen rein objektiven Charakter der Archetypen hat nicht einmal Plato in seiner Philosophie sauber durchgehalten. Das macht: er wusste nicht, dass er es hier mit einem Polgebiet der Natur zu tun habe, und bei ihm tritt überhaupt das mythisch-dichterische Element sehr stark hervor, was einer eigentlich kritischen Philosophie nicht gerade günstig ist. Blüher aber vollzieht hier einen ähnlichen philosophischen Hilfsgriff, wie ihn vor ihm Immanuel Kant am anderen Polgebiet der Natur vollzogen hatte: Was versehentlich – mangels schärferer kritischer Untersuchung – immer wieder ins Subjekt verlegt wird und dort nur Unheil anrichtet, weist er an seinen richtigen Ort, nämlich ins transzendente Objekt, wo es nun in seiner wahren Bedeutung erkannt wird.

L: Man könnte dies manchmal wünschen, es vollzieht sich aber in der Regel nicht. Besonders dort, wo Politik sich eines philosophischen Hintergrunds zu bedienen sucht, gibt es wesentlich eine andere Zielrichtung. Hier finden wir häufig die Vermischung von reiner Objektschilderung – die Objektivität vortäuscht – und subjektivistischer Einstreuung von Begriffen. Gerade darin liegt aber der „Effekt“ der Demagogie, eines besonderen Ausbundes menschlicher Rhetorik.

B: Wie wahrhaft trostlos aber das subjektivistische Elend der modernen Philosophie ist, mag ein Beispiel beleuchten. Der Wiener marxistische Philosophieprofessor Ernst Fischer veranschaulicht den Unterschied zwischen „Idealismus“ und „Materialismus“ folgendermaßen: „Der englische Bischof Berkeley hat eine Philosophie ersonnen, die jede Wirklichkeit in Trug und Blendwerk auflöste. Der geistreiche Kirchenfürst ließ von der Rose in seinen Garten nichts gelten, als das sie für ihn ein Sinnes-eindruck sei ..., ein Bündel subjektiver Empfindungen. Für den Gärtner des Bischofs aber war die Rose noch etwas mehr als Duft und Farbe, sie war das Ergebnis seiner Bemühungen, ein Teil seiner Arbeitskraft.“³⁵ Wenn die Gärtner-Philosophie des Herrn Professor Fischer nicht ebenso subjektivistisch ist wie die des geistreichen Kirchenfürsten, so hat Philosophie überhaupt ihren Sinn verloren. Wobei man dem Bischof noch zubilligen kann, dass ihm doch wenigstens Duft und Farbe gegeben sein müssen, während der Gärtner scheinbar alles selber macht.

L: Das liegt wohl am „Zauber der Arbeit“, dem der Herr Professor durch Karl Marx unterlegen ist. Arbeit ist laut Marx eine sinnlich-gegenständliche Beziehung. In ihr ergreift ein gesellschaftliches Subjekt ein zunächst natürliches Ding und bearbeitet es. Sowohl Subjekt und Objekt verändern sich in diesem Prozess. Das Subjekt entfaltet sich selbst in seinen Anlagen und Kräften, indem es dem Objekt seinen Willen aufprägt und sich in diesem vergegenständlicht. Das Objekt hingegen bekommt durch die Einwirkung des Subjekts eine neue Gestalt und wird quasi „vermenschlicht“. Dieser Prozess wird angetrieben durch die als „Leiden“ erlebte sinnliche Bedürftigkeit des Menschen.³⁶ Aus dieser Definition erwächst, keine Philosophie im kant'schen Sinne. Hier endet die Betrachtung bei der sehr dürftigen Darstellung von Subjekt und Objekt in der Materialität. Selbst wenn hier von „menschlich“ gesprochen wird, meint die Definition nur den physischen Menschen, nicht den sehr viel tiefer gestaffelten Menschen von „Seele“ und „Geist“, ohne den eine Philosophie eben zur Entwicklungsgeschichte von geringer Stringenz verkommt. Darin muss man keinen Platz für transzendente Objekte oder archetypische Begriffe suchen.

B: Wie befreiend wirkt doch da die einfache Definition Blüher's: „Wirklich ist alles, was Stromrichtung vom Objekt zum Subjekt hat, nicht umgekehrt.“ Da ist man wenigstens klar orientiert und hat nicht das Gefühl, sich in einem Karussell zu drehen, in dem man weder weiß was oben und unten ist. Der Physiker Günter Howe sagt mit Recht: „Die stolzen Erfolge der Physik haben den Menschen immer höher hinauf in die Verstiegtheit seines Subjektivismus geführt und ihn glauben gemacht, aus der

³⁵ Ernst Fischer: Freiheit und Persönlichkeit, S.7

³⁶ Karl Marx: Ökonomisch-philosophische Manuskripte aus dem Jahre 1844. In: MEW Bd. 40, S. 544

einsamen Höhe seines Geistes die Welt ganz zum Objekt seiner physikalischen Erkenntnis und seines technischen Gestaltungswillens machen zu können.“ Howe bedauert es, dass „in dem neuzeitlichen Widerstreit zwischen einer Natur, die durch das Naturgesetz ihrer Freiheit beraubt worden war, und einem Geist, der die Beziehung zur Natur verloren hatte, sich gerade der Protestantismus zu selbstverständlich auf die Seite des Geistes geschlagen hatte“, während er es als ein Hoffnungszeichen begrüßt, „dass sowohl die Christenheit wie die physikalische Wissenschaft in den letzten Jahrzehnten begonnen haben, aus dem alten Spannungsfeld zwischen Idealismus und Materialismus auszuwandern in ein neues, freilich noch kaum bekanntes Land.“³⁷

Dieses neue, aber noch kaum bekannte Land zu erschließen, ist aber Aufgabe der Philosophie, die „um leben zu können, der Einsetzung in den vorigen Stand bedarf; sie muss sich aus den Netzen der überschätzten Vernunft befreien, in die sie sich verfangen hat.“³⁸ Einsetzung in den vorigen Stand aber bedeutet, das Lebensganze wieder gewinnen, dem einst die Philosophie der Griechen, vor allem Platos gegolten hat. Freilich kann dies nicht mehr in der vom Mythos beeinflussten und geprägten Sprache und Denkart Platos geschehen, sondern muss sich ständig an der empirischen Forschung orientieren, muss also kritische Philosophie sein. Dieser Auswanderung in ein Land aber ist heute nötiger denn je, denn „je heller es auf den Teilgebieten der Naturwissenschaften wird, umso dunkler wird es mit der Erkenntnis der Natur selber, die schließlich vollkommen und rätselhaft im Dunkeln zu liegen kommt ... Dieser Unglücksfall der Naturwissenschaft aber steht die Philosophie gegenüber, die die Befugnis hat, ein Weltbild zu schaffen.“³⁹

L: Ohne Zweifel sind die wirklich genialen Ableitungen des Lebens „einfach“, aber leider ist nicht alles, was „einfach“ ist auch genial. Insofern wird auch Blüher's Stromrichtungstheorie von einer Erkenntnis tangiert, die da heißt: Es gibt keine Einbahnstraßen in der Natur. Und wenn man gleich annehmen darf, dass sich „Wirklichkeit“ im Sinne von „Objektivität“ aus dem Objekt heraus auf das Subjekt zubewegt, so sollte man daraus nicht mir nichts, dir nichts schlussfolgern, eine andere „Wirklichkeit“ sei unmöglich. Wenn es nämlich so wäre, dass die Vernunft auf ein eher subjektives „Archiv“ von formal Gegebenen und irgendwann grundsätzlich Erfahrenen zurückgreift – wie vermutet – dann wäre auch das darin „Aufbewahrte“, weil nach individuellen Kriterien „abgelegt“, eher dem Subjekt zuzurechnen, als dem Objekt. Darf es deshalb nicht in dafür bestimmten Grenzen eingesetzt werden, ist es deshalb nicht „wirklich“? Und, ist nicht gerade Howes Auswanderung in ein neues, freilich noch kaum bekanntes Land jenseits des Spannungsfeldes zwischen Idealismus und Materialismus ein Irrlicht, welches den Ausbruch aus der Achse der Natur sucht, obgleich diese durch Pole definierte Achse doch der Dreh- und Angelpunkt der hier geführten Auseinandersetzung um eine lebensechte Philosophie ist. Nein, das neue Land kann nur dort liegen, wo sich Idealismus und Materialismus auf Augenhöhe begegnen und die Spannung, die es hoffentlich auch dann noch gibt, eine von beiden Seiten initiierte Liebeshochzeit ermöglicht.

B: Dass das Altertum – besser als wir Heutigen – den Unterschied zwischen der objektiven und subjektiven „Konstitution“ der Natur kannte, zeigt ein Ausspruch des Sokrates, der im „Phädrus“ erklärte: „Von der Manie aber gibt es zwei Arten: die eine, die aus menschlicher Krankheit stammt, die andere kommt von einer Veränderung der gewohnten Lebensart durch göttlichen Eingriff her.“⁴⁰ An ersterer geht er achtlos vorbei, d.h. am gesamten Gebiet der heutigen Psychiatrie, die ja nur subjektive Krankheitsursachen kennt. Dies ist eine Sache bloßer (empirischer) Wissenschaft, die der Philosophie nicht lohnt. Was es aber mit der „Manie aus göttlichem Eingriff“ auf sich hat, kann uns

³⁷ Günter Howe in Evangelische Welt 20/57

³⁸ Hans Blüher: Achse der Natur, S.22

³⁹ Hans Blüher: Parerga zur Achse der Natur, S.10

⁴⁰ Hans Blüher: Achse der Natur, S.23

vielleicht Einstein noch einmal sagen, der über die Konzeption seiner großen Ideen berichtet: „In diesen Wochen war ich wie in einem Rausch.“ Ein Glück, dass sich Einstein damals keinem Psychiater anvertraute. Aber woher denn „nervöse Erscheinungen“ und „Rausch“, wenn es sich doch bloß um „freie Schöpfungen des Menschengesistes“ handelt?

L: Gerade erst ist der junge Mathematiker Peter Scholze mit der Fields-Medaille – der höchsten Auszeichnung für Mathematiker, vergleichbar mit dem Nobelpreis – geehrt worden. Mit 24 Jahren war er der jüngste Professor Deutschlands und seine Forschungen zur sogenannten arithmetischen Geometrie tragen ihn den Ruf ein, „ein absolutes Formgefühl wie Mozart“ zu haben.⁴¹ Er selbst beschreibt seine Mission so: „Was mich interessiert, sind die ganzen Zahlen – also 1, 2, 3, 4, 5 und so weiter – und ihre Eigenschaften, also was für Gleichungen man damit lösen kann. Und diese ganz grundlegenden Fragestellung benötigt abstrakte Methoden, die aus verschiedenen, überraschenden Bereichen der Mathematik kommen: aus der Geometrie, aus der Analysis. Eigentlich gibt es da aus allen Gebieten der Mathematik Querverbindungen.“ Sein akademischer Lehrer Rapoport erklärt, es gehe um Probleme, die seit gefühlter Ewigkeit bearbeitet werden. Und er ordnet ein: „Nicht die Nützlichkeit ist der Grund, warum das toll ist, sondern das geistige Ideengebäude, das Herr Scholze aufgebaut hat.“

Nun, da sind wir wieder bei denen, denen es gegeben ist und die über die sogenannten „reinen Ereignisse“ am „geistigen Ideengebäude“ bauen. Man darf annehmen, dass auch Herr Scholze nicht buchhalterisch die Schritte seines Herangehens an die Phänomene der Mathematik nachzeichnen kann. Vielmehr wird es ihm gehen, wie allen Ausnahmefähigkeiten, dass zu vielem Fleiß und reichlich Intuition eine Art von „Selbsterfleischung“ kommt, die manchmal krankhafte Züge annehmen kann und von Fremden in der Regel falsch verstanden wird. Nur den Größten dieser Talente wird es dabei möglich sein, ihre „Intuitionen“ gegenüber der „Fachwelt“ als etwas einzuordnen, worauf sie keinen Einfluss haben, welche ihnen, von wo auch immer, geschenkt wurden und das bisherige Archiv des „reinen Wissens“ anwendbarer machen halfen. Sie „göttlich“ zu nennen ist eine Geschmacksfrage, näher und in einem philosophischen Zusammenhang bescheidener, wäre vielleicht: „universell“.

B: Man muss dem Gedanken nur einmal im Ernst nachgehen, dass es manische Störungen des Gemüts geben kann, die nicht physiologisch oder psychologisch subjektiv bedingt sind, sondern von außen her den Menschen verwirren und in „Bedrängnis“ stürzen. In der Praxis wird freilich beides stets irgendwie ineinander greifen und kaum sauber zu trennen sein, aber entscheidend ist auch hier die Stromrichtung, der vorherrschende Kräfterdruck; und da spielt eben das Subjekt, die vernehmende Vernunft immer mit. Darum sagt ja auch Thomas Mann, der zeitlebens dem Phänomen der Krankheit nachgegangen ist und es in seinen Werken zu gestalten versucht hat, dass es nicht gleichgültig sei, wer krank, wer epileptisch, paralytisch oder sonst von „heiliger Krankheit“ befallen sei, ein Durchschnittsdummkopf oder ein Dostojewski oder Friedrich Nietzsche. Aber entscheidend ist doch wohl, ob hier einfach nur ein krankes Hirn seine Wahnvorstellungen in die Außenwelt hineinprojiziert – dann jedenfalls ist davon nicht mehr zu halten als es die Psychiater tun – oder ob nicht umgekehrt ein realer Kraftstrom vom Objekt her das Subjekt dermaßen beunruhigt, dass es gezwungen wird, „seine gewohnte Lebensart“ aufzugeben, und unter Umständen sogar sein seelisches Gleichgewicht dabei verliert.

L: Um die Termini ein wenig auf den Stand zu bringen, auf dem wir uns heutzutage befinden, werden wir die angesprochenen „manischen Krankheiten“ wohl in der Mehrheit besser als sogenannte „bipolare Krankheiten“ beschreiben. Hier ist es ja gerade so, dass Phasen der völligen Niedergeschlagenheit mit solchen der manchmal völlig übersteigerten und teils irrationalen Aktivität

⁴¹ Sächsische Zeitung, 2. August 2018, S.5

wechseln. Es ist dabei zugegebenermaßen nicht einfach, zwischen von innen kommender „Krankheit“ und von außen wirkender „Intuition“ oder Eingebung zu unterscheiden, denn auch dabei verwischen sich die Grenzen. Und, ist es das nicht gerade, worum es geht, hier bekommen Einzelne „die Welt“ nicht mehr zusammen, weil sie natürlich und gesellschaftlich in ihre Polgebiete zerfällt, weil Ganzheitlichkeit gepredigt, aber nicht gelebt wird. Es ist dabei fast eine Schenkung des „Universums“, wenn es einmal um das andere, weiteren „Lichtblick“ oder auch „Kräftedruck“ ermöglicht. Auf die Wechselwirkung kommt es freilich an, auf die Fähigkeit die polaren Gegensätze zusammenzuführen und nutzbar zu machen!

B: Man muss aber wohl unterscheiden, ob es sich lediglich um einen empirischen Kräftedruck handelt – man kann schließlich auch Unterschlagungen begangen haben und bei ihrer Entdeckung so in „Bedrängnis“ geraten, dass man statt in Selbstmord in den Wahnsinn verfällt – oder um einem transzendentalen, einen aus dem archetypischen Potenzial heraus, aus dem objektiven Polgebiet des transzendentalen Spannungsfeldes der Natur. Nur der letztere Fall ist philosophisch von Bedeutung und von philosophischem Rang. Hier aber geht – genau wie im empirischen Falle auch – die „Bewegung nicht vom Subjekt nach außen – wobei das Objekt nur phantasiert wird – sondern umgekehrt vom Objekt auf das Subjekt zu, dessen empirischer Träger dabei in Gefahr gerät, zertrümmert zu werden.

Diese Gefahr aber wächst dadurch, dass an ihre Objektbegründung nicht geglaubt wird, obwohl sie da ist. Da das Subjekt zu klein ist, um das Objektive zu bergen, so entsteht in ihm aus Gründen der Enge Angst ... Und alles, was auch im Christentum Angst heißt, entsteht allemal dadurch, dass das Subjekt sich zuschließt, verengt und kein Vertrauen hat zu dem, was einströmen will ... Der Akt aber, der ins Subjekt verlegt, was dem Objekt angehört, heißt Sünde.“⁴² Daher die volle Definition des Wirklichen: „Wirklich ist alles, was Stromrichtung vom Objekt zum Subjekt hat und nicht umgekehrt. Hiervon ist die gewöhnliche materielle Wirklichkeit nur ein Sonderfall. Denn auch die Materie drückt vom Objekt her auf die Sinnesorgane, nicht umgekehrt.“⁴³

L: Noch einmal, es gibt im Grunde keinen Zweifel, dass sich „Wirklichkeit“ durch Druck vom Objekt her realisiert. Andererseits „phantasiert“ aber auch die dem Subjekt zugeordnete Vernunft nicht nur, sondern sie gestaltet Wirklichkeit und auch diese ist real.

B: Diese Begriffsbestimmung des Realen führt uns nun sogleich einen Schritt weiter zur Erkenntnis einer „realen Transzendenz“. Fasst man nämlich den „heiligen Büffeltanz des Schamanen“, dessen philosophische Ergiebigkeit noch nicht erschöpft ist, nicht als hysterisches Phänomen und nicht als Massensuggestion auf, sondern objektiv, d.h. zerlegt man ihn in Objekt und Subjekt ..., dann befinden wir uns auf dem Schauplatz einer realen Transzendenz. Es ‚tritt etwas über‘, aber nicht ‚transzendierende Vernunft‘ ist es, die hier über den Bereich der Erfahrung hinübertritt, um das ‚Ansichsein‘ des vermutlichen Objektes zu ergründen, sondern: der reale Büffelgeist tritt in das Subjekt über – tritt einfach über. Das ist ein Vorgang, zu dem die Vernunft sagen kann, was sie will. Aber sie wird immer danebenstehen ... Die transzendierende Vernunft will vom Subjekt zum Objekt, ohne es zu erreichen, der Büffelgeist aber kommt vom Objekt zum Subjekt und erreicht es. Damit aber erfüllt er die Definition des Realen.“⁴⁴

L: An dieser Stelle, glaube ich, drehen wir uns im Kreis und ich meine gerade in der Medizin ganz deutliche Ansätze dafür zu erkennen, wie aus der Vernunft heraus Wirklichkeit oder Reales erwächst.

⁴² Hans Blüher: Achse der Natur, S.40

⁴³ ebd.

⁴⁴ Hans Blüher: Achse der Natur, S.41f

B: Diese Rückschaltung vom Subjekt zum Objekt⁴⁵ ist der eigentliche philosophische – in seinen realen Auswirkungen aber oft genug auch medizinische – Kunstgriff, der uns aus der krankhaften subjektivistischen Übersteigerung herausführt in das „neue, noch fast unbekannte Land“. Dieser Griff ist die „eigentliche ‚Metaphysik a posteriori‘, durch welche die Philosophie wieder auf platonischen Boden zu stehen kommt. Durch sie werden ein falscher Idealismus zertrümmert, aber auch die falschen Ansprüche der Naturwissenschaft und Psychologie abgewiesen.“⁴⁶ Wenn Blüher so die Philosophie in den „vorigen Stand“ versetzt, bringt er sie in die Nähe der Dichter und Propheten. Von ihnen ist bis zum heutigen Tage unbestritten geblieben, dass sie unter der realen Einwirkung von Kräften stehen, für die der Mensch immer nur empfangendes und aufnehmendes – oft genug sogar noch widerwilliges – Organ sein kann. Wie der Dichter sagt:

„Was drängst du mich, du Fülle der Gesichte?
Mein Kahn ist schmal und fern das Land,
und dunkel ist die Felsenwand,
dahin ich traumhaft meine Blicke richte.“

Hermann Claudius

Das, was bei Dichtern und Propheten – die Berufungsszenen und Auseinandersetzungen der alttestamentlichen Propheten legen dafür ein beredtes Zeugnis ab! – allgemein anerkannt ist wird aber nun von Blüher zum kritischen Prinzip der Philosophie gemacht und in die Wissenschaft eingeführt. Man muss freilich verstehen, damit umzugehen. Selbstverständlich gibt es unendlich viele Vorgänge in Wissenschaft und Leben, die einem Akte souveräner Willkür des Subjekts ihr Dasein verdanken und einfach auf gegebene Objekte übertragen werden oder gar sie erst hervorrufen. Alles, was methodische Forschung heißt, trägt diesen Stempel; das Wort „Methode“ allein bürgt dafür, dass der Forscher einen klaren Weg vor sich sieht, den er mit Geduld und Fleiß bis zu seinem erfolgreichen Ende gehen wird. Er kommt gewiss ans Ziel. Aber dies methodisch gesuchte Ziel kann nichts anderes „herausbringen“, als was in der Methode schon vorhanden war und was der Forscher im Grund zuvor schon „gewusst“ hat, worauf das Experiment angelegt war. Deshalb wird es trotz oder vielmehr wegen der vielen erstaunlichen Ergebnisse der Einzelforschung auf den Gebieten der großen Zusammenhänge oder gar der Erkenntnis des gesamten Naturkontinuums immer dunkler und undurchdringlicher. Das Ganze aber kann allein die Philosophie erhellen, und sie tut es mit den bewunderswert einfachen Sätzen einer kritischen transzendentalen Besinnung.

L: Dann ist, was Blüher ja auch behauptet, weder die moralisch aufgeladene Kunst Schillers, noch die gerade bei den Romantikern anzutreffende großartige Bemühung, aus der Idee heraus auf die Entwicklung der Menschheit zu wirken „wirklich“ und das, obgleich sie Tausende ermuntert, geprägt, herausgefordert hat. Hier liegt aus meiner Sicht eine Simplifizierung vor, weil Blüher noch nicht unterscheidet zwischen physischer Kraft, die vom Objekt ausgeht und zum Subjekt wirkt und „geistiger Wirkung“ die eindeutig vom Subjekt ausgeht. Wenn z.B. Samuel Hahnemann, der Begründer der Homöopathie von „Lebenskraft“ spricht, meint er tatsächlich die dem physischen menschlichen Körper zuzuweisende Kraft, die sich in den Zellen und Strukturen findet. Wenn er von „geistartiger Wirkung“ seiner potenzierten Mittel redet, so kann er zwar nicht genau bestimmen, wie diese genau beschaffen ist und die Wissenschaft tut sich auch heute noch schwer, „Geist“ als solches zu definieren, doch er bleibt souverän. Es scheint mir eine guter und insbesondere weitsichtiger Philosophie vorbehaltene Sicht zu sein, dass „Wirkungen“ und damit wortwörtlich auch „Wirklichkeit“ oder „Realität“ von beiden Polen einer imaginären Achse der Natur ausgehen

⁴⁵ Gemeint ist die „Rückschaltung“ einer Sicht, die das Subjekt in den Vordergrund rückte, hin zu einer, die umgekehrt „Wirklichkeit“ immer vom Objekt ausgehen lässt.

⁴⁶ Hans Blüher: Achse der Natur, S.39

kann. Die alleinige Fixierung auf eine nicht fassbare Majestät im Himmel, lässt schlechterdings den Höllenbruder aus. Das Ganze schließlich ist das Universum. Selbst Plato kennt das Gegenspiel.

B: Die klare Scheidung zwischen der Subjekt- und Objektseite des Naturkontinuums ist allerdings bei Plato selbst noch nicht vorhanden. Dass die Ideen, die Archetypen, im Objekt sich befinden und nur dort, hat erst Blüher durch seinen Begriff der „Achse der Natur“ sichergestellt. Plato benutzt bald „Idea“, bald „eidos“ dafür, was sich schlechterdings ausschließt wie Urbild und Abbild. „Eidos“ ist gerade der subjektive Akt des „Begreifens“, der in „Begriffen“ vor sich geht, wie die deutsche Sprache sehr zutreffend die „zugreifende Aktion des Intellekts“ kennzeichnet.⁴⁷ „Idea“ aber meint „die Urform für die von der Natur geschaffenen Gebilde: sie gehören also dem Wirklichen an.“⁴⁸ Sei es nun, dass Plato absichtlich seine Ideenlehre, die als „Initialzündung für die gesamte Philosophie des Abendlandes ohne Einbuße bis auf den heutigen Tag“⁴⁹ gewirkt hat, versteckt oder verleugnet hat, sei es, dass er sie selbst nicht verstand, weil die „Fülle der Gesichte“ ihn zu sehr bedrängte, „alle philosophisch begabten und instinktsicheren Männer sind sich dennoch darin einig, dass „Plato im Grunde unter Idee stets nur den Archetypus der natürlichen Gebilde verstanden hat, so Schopenhauer, Goethe, Spengler, die Romantiker; und auch Kant der große Übeltäter auf diesem Gebiet, nähert sich Plato in der ‚Kritik der teleologischen Urteilskraft‘“.⁵⁰

L: Könnte es nicht etwas vermessen sein, Platos Benutzung von „Idea“ und „eidos“ einfach als „Willkür“ abzutun. Wäre es nicht vielmehr möglich, das Plato „Urbild“ und „Abbild“ differenziert betrachtet, dann hätte das Urbild – die archetype Idee – durchaus im transzendentalen Objekt seinen Platz, das Abbild hingegen in der Ebene des Subjektes, dort, wo die Musterbilder auftauchen? Auch an dieser Stelle noch einmal ein zur Klärung heranzuziehender Streifzug in die Homöopathie: dort stehen sich Symptombild des Kranken und ähnliches Arzneimittelbild als Antipoden gegenüber, wie Urbild oder Idea am Objekt und „Abbild“ (hier Hilfsabbild) oder eidos im Subjekt. Erst dadurch erwächst Bewusstsein und der Intellekt, als jener Wechselspieler zwischen Verstand und Vernunft, kann mit der Ausschaltung der Störgrößen – dem eigentlichen Heilungsprozess – beginnen. Kein Problem also, wenn Plato unter Idee stets nur den Archetypus verstanden hat.

B: Wie kam Plato auf seine Ideenlehre? Doch wohl durch einen eigentümlichen Erkenntnisvorgang transzendentaler Art, der nicht aus der Erfahrungswelt, wohl aber an ihr abgeschaut, ja abgelauscht ist. Während der Empiriker immer nur die Stoffe und Dinge in ihrer materiellen Struktur sieht und zu untersuchen trachtet, sah Plato etwas ganz anderes, er sah, dass „die anschauliche Welt lückenlos beherrscht ist von typischen Formen. Es gibt kein Gebilde der Natur, das nicht in einer ihm allein eigenen Prägung auftritt. Die charakteristische Form der Rose oder des Sperlings oder der Bakterien, wie auch jedes Moleküls oder Atoms, ist ein unaufhaltsam durchgeführtes Gewebe der Natur, das sich nirgends durch einen amorphen Raum unterbrechen lässt ... Die charakteristischen und unkonstruierbaren, die freiwilligen Formen der Natur setzen eine Urform voraus, an der sie Anteil haben, die notwendigerweise da sein muss und ein dynamisches und ein logoshaftes Element enthält. Ihre Lage ist im Objekt und nur dort.“⁵¹ Archetypen also gibt es nur von den „natürlichen Gebilden“, nicht aber von reinen Denkbegriffen oder von den gewerblichen oder technischen Konstruktionen, die dem Hirn des Menschen entstammen, wohl aber von dem natürlichen Material, das der Mensch dazu gebraucht.

⁴⁷ Hans Blüher: Achse der Natur, S.46

⁴⁸ ebd. S.45

⁴⁹ ebd. S.45

⁵⁰ ebd. S.46

⁵¹ ebd. S.47f

L: Es ist sicher richtig, dass über den greifbaren Objekten noch Objekte als Urbilder oder Ideen stehen. Diese Archetypen gibt es von natürlichen Gebilden, aber konsequenterweise dann auch von denen, die der Mensch der Natur erst zugedacht hat. Weil auch der durch den Menschen wirkende Geist eben Wirkung zeigt und dynamisch Wirklichkeit schafft. Wenn man so will, dann ist die Schaffung von Archetypen mit dem Einsatz einer Programmiersprache für BIOS und seine Nachfolgemodelle wie EFI (Extensible Firmware Interface) bzw. das Betriebssystem unseres Computers vergleichbar. Wenn es solche auf einem nichtflüchtigen Speicher abgelegte Strukturen nicht unabhängig und von der üblichen Stromversorgung abgekoppelt gäbe, dann wäre das Hochfahren und Konfigurieren der genannten Technik nicht möglich, dann hätten aber auch alle Anwendungsprogramme keine Startbasis. In den Grenzen der angesprochenen Basismodule, die sich im Falle von BIOS, abgesehen von gewissen Ergänzungen, recht lange gehalten haben, ist Entwicklung des Gesamtsystems der Arbeits- und Darstellungsprozesse denkbar. Es gibt also eine gewisse Konstanz, wie wir sie auch beim Menschen kennen.

B: Das dynamische Element der Archetypen, das uns im nächsten Kapitel beschäftigen wird, verbürgt die Konstanz der Arten, innerhalb deren sich allerdings bestimmte Entwicklungen abspielen können, soweit sie im Archetyp selbst angelegt sind. Aber alles was „Affe“ oder „Kastanie“ oder „Mensch“ heißt, verdankt der prägenden Kraft des Archetyps seine trotz des raschen Wechsels der einzelnen Individuen unverlierbare charakteristische Form und „Art“. Diese prägende Kraft wirkt direkt aus dem archetypischen Potential auf das Feld der Erfahrung. Neben dem dynamischen aber reicht das logoshafte Element der Archetypen noch weiter, nämlich bis unmittelbar in den Intellekt hinein, spielt also vom transzendentalen Objekt zum Subjekt herüber, das sich zwar an, aber nicht unbedingt aus der Erfahrung allein die empirischen Begriffe bildet. Wenn man etwa einem Kinde, das eben erst zu sprechen und damit zu denken beginnt, zehn gleichartige tierische Individuen vorführt, wird es plötzlich den Begriff „Hund“ bilden und damit jenen Zugriff des Intellekts vollziehen, der alle einzelnen Exemplare einer gemeinsamen Art und Gattung zuweist. Dies aber ist ein Vorgang unter dem heimlichen Einfluss, da „Eindruck“, des Archetyps, auch wenn es im Alltag so aussieht, als werde das Kind nur an eine landesübliche konventionelle Bezeichnung gewöhnt.

Dieser einfache Vorgang im Verstande versetzte den Sokrates in helle Begeisterung, die wir gar nicht mehr recht verstehen. Aber er geriet darüber fast in Verzückung, weil es nämlich wesenhaft seine Entdeckung war, was da zutage trat. Wer bürgt mir denn dafür, dass sich unter den zehn Hunden nicht gar ein Wolf oder auch ein Fuchs befindet? Mit empirischen, etwa anatomischen Merkmalen allein ist hier nichts geholfen, denn ein Schäferhund sieht einem Wolfe sehr viel ähnlicher als einem Dackel, und dennoch erklärt unser Verstand sehr eindeutig, Hund sei Hund und Wolf sei Wolf. Zwar kann es natürlich empirische Verwechslungen durchaus geben, wie es im Märchen vom Rotkäppchen ja so hübsch geschildert ist; aber jedes Kind empfindet schon beim bloßen Erzählen des Märchens das ganz Andersartige, eben das Wolfsartige dieses „Hundes“, das bei näherem Zusehen ganz unverwechselbar ist. Dass solche Verwechslung zwar aus unscharfen Hinsehen, nicht aber eigentlich möglich ist, daran erkannte Sokrates, dass der Verstand seine Begriffe nicht willkürlich bildet, sondern dem Drucke des Archetypus unterliegt, der in seinem logoshaften Element sozusagen auf den Intellekt abgestimmt ist und in ihm verstanden wird.

L: Der letzte Satz erscheint mir schwammig. Er könnte noch auf Sokrates zurückgehen. Dem weiterentwickelten Denken aus der „Achse der Natur“ und darüber hinaus entspricht er nicht. Sonst müsste sauberer zwischen Verstand und Vernunft unterschieden werden, die den unterschiedlichen Hemisphären von Objekt bzw. Subjekt nahestehen. Die eigentliche Begriffsbildung sollte insofern auch dem Subjekt zugeordnet bleiben, wie vorab festgestellt. Was also heißen soll, dass der Archetyp „in seinem logoshaften Element sozusagen auf den Intellekt abgestimmt sei und in ihm verstanden wird“ bleibt sehr undurchsichtig. Leider können wir aber bei Sokrates und Plato nicht mehr

nachfragen, wenn diese beiden überhaupt eine gemeinsame Meinung dazu hätten. Beachtenswert ist bei dem hier Dargestellten, dass Kinder tatsächlich Sinn für die feinen Differenzierungen zwischen Wolf und Schäferhund zu haben scheinen. Das nur mit „genauem Hinsehen“ zu begründen, wäre wohl nicht ausreichend. Es darf stattdessen mit hoher Wahrscheinlichkeit angenommen werden, dass das „Riechen“, „Fühlen“, „Hören“ gewichtige Zusatzinformationen liefert, die zusammen erst den Archetyp „ansprechen“. Die Griechen würden angesichts dieser Weiterung mit Sicherheit frohlocken.

B: So haben sich also die beiden, Plato und Sokrates aufs glücklichste ergänzt: Plato, der künstlerisch Hochgestimmte, der „königliche Denker“, dringt „mit siegreicher Kraft durch allen Schein hindurch und über alles Bild hinaus zu einem unverwandelbaren Wesen der Dinge vor, gibt damit der Welt eine Tiefe und gestaltet das Gesamtbild der Wirklichkeit um“.⁵² Sokrates hingegen, der „Aufklärer“ und Rationalist war ganz der begrifflichen, der intellektuellen Seite des Vorganges hingegeben, und beide machen dabei ihre Entdeckungen, die sich so wunderbar ergänzen: Idee, Archetyp und Begriff stehen sich im Bau der Natur genau gegenüber, das eine im Objekt, der andere im Subjekt verwurzelt, aber sie decken sich nicht ganz, weder vom Archetyp noch vom Begriffe her.

L: Erneut gilt es hier nachzufragen, was ist bei den Betrachtungen der alten Philosophen der „Intellekt“. Sie scheinen diesen Begriff noch sehr willkürlich zu benutzen. Und was ist mit „sich decken“ gemeint, geht es da um qualitative Gemeinsamkeiten oder eher quantitative?

B: Wie nämlich der Archetyp einen Großteil seiner Kraft an die Gebilde der Natur verschwendet, nicht aber an den Intellekt, so ist auch die „sozusagen zahlenmäßige Unendlichkeit der Idee geringer als die der Begriffe“.⁵³ Begriffe kann ich nicht nur unter dem Zwang der Natur bilden, sondern auch frei aus dem Intellekt heraus, das geschieht völlig exakt und „in Anwendung auf die Natur“, soweit sie Erfahrung wird, in den reinen Verstandesbegriffen, denen auf der Objektseite nichts Gleichartiges entspricht, sondern die nur als leere Formen inhaltlich von da gefüllt werden. Das geschieht aber auch weniger exakt und zunächst ohne jegliche inhaltliche Deckung von Seiten der Natur, indem ich beliebig und willkürlich Begriffe jeder Art bilden kann, die mit Realität nichts zu tun haben und die lediglich vom Subjekt her frei entworfen, „gesponnen“ werden.

L: In Verbindung mit dem Intellekt, der doch gleichermaßen Verstand und Vernunft einbezieht, sollte man nicht unbedingt von „Verstandesbegriffen“ sprechen und noch dazu von „reinen“. In dem Moment, indem ich zudem von „leeren Begriffen“ spreche, kollidiere ich wieder, weil hier die Kategorie der „leeren Formen und Musterbilder“ im transzendentalen Subjekt angesprochen scheint. Das ist gewiss nicht beabsichtigt!

B: Die Versuchung liegt nahe, solch leeren Begriffen dennoch eine Deckung (Valuta) durch die Natur zu verschaffen, indem ich sie einfach für „Ideen“ ausbebe und dann daraus eine ganze Ideologie konstruiere, die ganz bestimmt eines Tages in das Loch ihrer absoluten Inhaltsleere und geistigen Armut stürzen wird. Darum ist die strenge Unterscheidung Blühers auch auf diesem heiklen Gebiet so sehr heilsam: „Die Ideen liegen im Objekt und nur dort; die Begriffe im Subjekt und nur dort. Die Ideen sind die Urbilder der Dinge, die Begriffe sind die Taten des Intellekts zur Erkenntnis der Dinge. So beschrieben und definiert haben sie nichts miteinander zu schaffen ... In der Natur aber ... liegen sie einander genau gegenüber. Sie sind durch eine Achse verbunden ... Um die Achse aber, die Idee und Begriff miteinander verbindet, dreht sich alles; es ist die Achse der Natur“.⁵⁴

⁵² Rudolf Eucken

⁵³ Hans Blüher: Achse der Natur, S.47

⁵⁴ Hans Blüher: Achse der Natur S.50

Einem Missverständnis freilich müssen wir wieder und wieder vorbeugen, das sich immer dort einzuschleichen droht, wo wir die Dinge uns zu kompakt und handfest vorstellen wollen. Die Schilderung und tastende Umschreibung der Kräfte und Möglichkeiten des archetypischen Potentials könnte den Eindruck erwecken, als handle es sich um eine reale geographische Beschreibung einer empirisch zu erforschenden Weltgegend, sodass dann dort „alles bekannt“ sei und „der Wissenschaft einverleibt“. Es handelt sich jedoch immer nur – wobei das „nur“ keine Minderung sondern im Gegenteil eine Erhöhung des Ranges bedeutet – um rein transzendente Vorgänge rein philosophischen Charakters, die mit Empirie gerade nur so viel zu tun haben, dass sie darin gewisse Spuren hinterlassen haben, die eine empirische Vergewisserung gerade eben noch erlauben. Blüher drückt es einmal recht bildhaft – und darum auch wieder missverständlich – so aus: „Die Eskimos wohnen am Nordpol der Erdachse – ohne es zu wissen. Das Menschengeschlecht wohnt am subjektiven Pol der Naturachse – ohne es zu wissen. Nimmt ein Polarforscher einen Eskimo mit und klärt ihn auf, was seine Reise zu bedeuten habe, so weiß dieser auf einmal, dass die Erde eine Achse hat und sich dreht; er kehrt als rechter Pfiiffikus zu seinem Stamme heim. Ebenso klärt die Philosophie Einzelne aus dem Menschenstamme auf über die transzendente Lage des menschlichen Geschlechtes. Von hier aus wundert sich der Mensch über sein Dasein.“⁵⁵

L: Das „Wunder“ in der Philosophie und ein Satz zum Wundern über das eigene Dasein; finden diese beiden Kategorien noch zusammen bzw. sind wird da dem Wunderglauben nicht wieder sehr nah?

B: Der letzte Satz ist hier wohl das Entscheidende. Es geht bei aller philosophischer Forschung auf der Objektseite des polaren Spannungsfeldes der Natur nicht darum, mit vorgeblichen „Wissen“ das „Rätsel der Natur“ zu lösen, sondern vielmehr einzig und allein darum, dass wir immer mehr ins Staunen geraten und uns „wundern über unser Dasein“. Es ist nicht darum zu tun, mit einem vollendeten System des Wissens uns für das wesentliche Nichtwissen freizuhalten, in dem allein die Natur zu sprechen beginnt, es gilt, „durch Wissen des wesentlichen Nichtwissens zu gewinnen“.⁵⁶ Das allein aber ist wahrhaft kritische Philosophie, wie sie schon Sokrates gesehen hat, als er auf der Suche nach dem weisesten Manne Griechenlandes in einem Punkte sich wirklich allen Wissenden überlegen erwies, nämlich in dem Ergebnis: ouk oida, was Blüher nicht in der üblichen negativen Übersetzung: „ich weiß, dass ich nichts weiß“, deutet, sondern sehr fein positiv-kritisch: „Ich weiß, weil ich nichts weiß. – Und das ist freilich eine andere Sache“.⁵⁷

V. Philosophie in Aktion

B: Wenn es die wesentliche Aufgabe der Philosophie ist, durch Kritik des Wissens das „wissende Nichtwissen“ zu gewinnen, ob dies nun mit sokratischer Ironie oder kantischen Kritizismus einhergeht, so besteht ihr erstes Amt oft genug darin, das voreilige unphilosophische, naive Wissen zu zerstören, das das Denken an den entscheidenden Einsichten verhindert. Darum steht kritische Philosophie wohl immer in einem klar profilierten Widerspruch zum so genannten Geist der Zeit, und in der Tat ist sie noch nie eine „Philosophie der breiten Massen“ gewesen, sondern immer nur – wobei dies „nur“ jedoch lediglich die Höhe ihres geistigen Ranges anzeigt – eine Sache der Wenigen, die von einem Jahrhundert zum andern, von Mann zu Mann weitergegeben wird. Wie scharf dieser Widerspruch werden kann und durchaus auch empfunden wird, zeigt besonders eindringlich die Verurteilung und Hinrichtung des Sokrates. Aber gerade dieses – an sich seltene – Beispiel eines philosophierenden Märtyrers lässt ganz deutlich etwas davon spüren, dass die Einsichten der Philosophie von anderer Art und Herkunft sind, als die des durchschnittlichen Verstandes, zu dem auch alles zu zählen ist, was so im üblichen Sinne „Wissenschaft“ treibt; dass es sich eben um Einsichten von transzendenter Art

⁵⁵ Hans Blüher: Achse der Natur S.317

⁵⁶ Karl Jaspers „Philosophischer Glaube“

⁵⁷ Hans Blüher: Achse der Natur, S.12 – ὅτι kann mit voller grammatikalischer Sicherheit auch „weil“ heißen

handelt in dem erweiterten und umfassenden Sinn, den dieses Wort durch Blüher wiedergewonnen hat: um den Kraftstrom eines „reinen Ereignisses“, der vom objektiven Polgebiet der Natur her „übertritt“ und im transzendentalen Subjekt eine unmittelbare Gewissheit schafft, wie sie sonst nur in der Ethik, der Kunst und Religion anzutreffen ist, von deren Richtigkeit man – wie Einstein sagt – auch ohne Kenntnis der empirischen Nachprüfung überzeugt ist.

L: Es ist interessant, dass gerade Ethik, Kunst und Religion Gewissheiten schaffen können, „von deren Richtigkeit man auch ohne empirische Nachprüfung überzeugt ist“. Stimmt das überhaupt? Beziehungsweise: Woran mag das liegen? Sehr wahrscheinlich, weil diese zum geistigen Überbau gehörenden Rubriken auf eine Art Programme zurückgreifen, die gleich den Archetypen und den reinen Formen zur Grundausstattung des menschlichen Denkens gehören. Dabei dürfte es sich um Algorithmen handeln, welche Verbindungen herzustellen suchen. Letztlich sind nämlich Ethik, Kunst und Religion „Integrationsverfahren“, die es dem Menschen erlauben, über Bekanntes auf Unbekanntes zu schließen oder Bekanntes mit Unbekanntem zu verbinden. Das Wort „Gewissheit“ bezeichnet durch die Vorsilbe „ge“ allerdings eine „Abgeprüftheit“, die es für Überzeugungen schwerlich geben kann.

B: Wenn die kritische Philosophie auch nicht aus der Erfahrung heraus philosophiert – so wie man aus der Erfahrung heraus Wissenschaft treibt, - so ist doch die Welt das Feld der Erfahrung, in der Hauptsache Objekt, Inhalt und Material des kritischen Philosophierens. An ihm muss sich zeigen, welche praktische Bedeutung eine Sache haben kann, die zunächst so welt- d.h. erfahrungsfremd erscheint, wie eine Philosophie, die sich auf transzendente Kraftfelder und Einwirkungen „reiner Ereignisse“ beruft. Für die Wissenschaft des neunzehnten Jahrhunderts bedeutet diese Vermutung allerdings schon fast eine Zumutung, denn sie hatte ja einen beispiellosen Aufschwung der empirischen Wissenschaften gerade dadurch erzielt, dass man auf alle philosophische „Metaphysik“ bewusst verzichtete und dafür eine ganz den empirischen Objekten hingeebene Tatsachenforschung trieb. Dagegen wäre nichts zu sagen, wenn es nun wirklich in nüchterner Redlichkeit bei den empirischen Tatsachen geblieben wäre, wie dies bei den Großen der Wissenschaft auch zweifellos der Fall war. Aber das Fehlen fast jeder ernstzunehmenden Philosophie hatte zur Folge, dass die „Metaphysik“, die man absichtlich vorne hinauswarf, zur Hintertür als ein arger Wechselbalg wieder hineinschlüpfte, und zwar so, dass er unerkannt sein Unwesen trieb und so eine ernstzunehmende Wissenschaft an den Rand der Lächerlichkeit brachte.

L: Letzteres ein Gedanke, der jeden überfällt, der das Abdrängen von „Wahrheit“ in den Untergrund mit eigenartigen Krankheitssymptomen quittiert bekommt. Vorausgesetzt natürlich, er hat sich nur irgendwann in seinem Leben einmal Gedanken gemacht, wie dieser hoch komplizierte Körper, aber auch jede Gesellschaft, funktioniert. Befriedigen kann unter diesem Vorzeichen leider auch jenes Dogma nicht, dass kritische Philosophie „nicht aus der Erfahrung heraus philosophiert“. Weshalb denn eigentlich nicht? Selbstkasteiungen sind doch ein Frevel an der Freiheit des Denkens und haben sich in aller Regel als Irrtümer herausgestellt. Sie haben aber auch häufig die zu Feinden gemacht, die bei sicher notwendigen Differenzierungen in den Randbedingungen Bündnispartner hätten werden können. Die Kategorisierungen, hier: „Physik“ dort „Metaphysik“, sind doch allemal nur Krücken einer unzureichenden Charakterisierung von Wissenschaft. Z.B. schließt sich Wissenschaft, die nicht über Grenzen springt und interdisziplinär vollständig kooperiert vom Anspruch Wissenschaft zu sein grundsätzlich aus. Aber man suche einmal den Wissenschaftsbereich bei zunehmender Spezialisierung, der dies nur ansatzweise vermag, vielfach aber auch nur will. Denn es lebt sich ruhiger ohne Willen und hier irrt auch die Philosophie, wenn sie den Willen aus ihren Betrachtungen entlässt.

B: Fast der einzige, der in diesem Jahrhundert Philosophie nicht als eine Sache erhabener Geistigkeit hoch über aller Wissenschaft trieb, wie das von ihm so verächtlich behandelte Kleeblatt Fichte-Schelling-Hegel, aber auch nicht in solch nur-empirischer Art wie nach ihm etwa Marx, ist Arthur Schopenhauer. Auch er aber war nicht in der Lage, dem beispiellosen Aufschwung der Naturwissenschaften seiner Zeit einen ernsthaften Gesprächspartner in der Philosophie zu schaffen, obwohl man es der seinen lassen muss, dass sie ganz urwüchsig und vom Geist der Zeit so gut wie gar nicht angekränkt ist. Aber Schopenhauer hat nie recht verstehen wollen, was „transzendental“ im eigentlichen Sinne heißt, und ist noch hinter Kant weit zurückgeblieben, der doch wenigstens die transzendentalen Strukturen im subjektiven Polgebiet klar erkannte. Schopenhauer versteht dies immer nur „metaphysisch“, sucht das angeblich geheimnisvolle „Ding an sich“ im Willen, womit in der empirischen Forschung exakt nichts anzufangen war. So bleibt Schopenhauers an sich doch kritisch gestimmte Philosophie auf weite Strecken eine polternde Polemik. Er hat den kritischen Ansatz nicht recht durchzuhalten vermocht, vor allem gegen seine eigenen Lieblingsgedanken, die er aus einer erstaunlich umfangreichen Kenntnis besonders auch östlicher Weisheit schöpfte.

L: Schopenhauer hat nicht verstanden, den „Willen“ zum unverzichtbaren immateriellen „Begleiter“ jeder empirischen Wissenschaft zu erklären, denn sie fällt ja nicht von den Bäumen, sondern muss be„trieben“ werden, was so viel heißt, hier steckt ein innerer unbeugsamer Antrieb – eine spezielle Energie – dahinter. Hier an das von Kant formulierte „Ding an sich“ anzuknüpfen, ist gar nicht so falsch, nur darf der „Wille an sich“ dann nicht ins „Metaphysische“ bzw. vermeintlich transzendente Objekt abrutschen, wo er nicht hingehört. Wille ist immer ans Subjekt gebunden und keiner mag bei der Entwicklung der Wissenschaften behaupten, dass sie ganz zufällig und ohne Willen in diese oder jene Richtung verlaufen wäre. Wer dies ignoriert, träumt seine eigene Welt und möchte nicht gestört werden.

B: So verlor (dennoch) die Philosophie den Kontakt mit der Wissenschaft, und die Wissenschaft blieb unberaten von jeglicher Philosophie, woraus allemal das denkbar Übelste entsteht, nämlich eine demagogisch auszuschlachtende „Weltanschauung der Wissenschaftlichkeit“, die sofort „mit kindlich naivem Realismus in den Tag hinein dogmatisiert über Seele, Gott, Weltanfang, Atome und dergleichen mehr“.⁵⁸ Dies trifft aber auf die hohen Luftgespinste des deutschen Idealismus ebenso zu wie auf seinen Widerpart vom selben Stamme, den historischen und dialektischen Materialismus. Beide verachten sie im Grunde die redliche empirische Forschung, weil ihnen von vorn herein feststeht, dass alles „Geist“ oder aber alles „Materie“ sei, was man dann natürlich auch in allen Forschungsergebnissen wieder findet. Das beiden Gemeinsame aber ist eine typische Umkehrung des normalen Kräfteverhältnisses: Nicht die Natur ist es, die sich dem forschenden Intellekt in ihren empirischen Gehalten oder transzendentalen Strukturen erschließt und zu erkennen gibt, sondern „die tätige Gedankenenergie geht ausschließlich vom Subjekt (sage ‚Gehirn‘) in Richtung auf die ‚Natur‘. Die Natur liegt dann als Rohstoff vor dem ‚Menschengeist‘, der sie zu seinen Zwecken umgestaltet“.⁵⁹

L: Jede einseitige Vereinnahmung der Natur im Sinne des Materialismus oder des Idealismus ist natürlich ein Unding. Beide im Gleichgewicht und dazu im ständigen schöpferischen Widerstreit zu sehen, dagegen eine schwierige Angelegenheit. Es drängt sich da naturgemäß die eine oder andere Richtung vor. Im Moment hat der blanke Materialismus das Sagen, der nur vom Objekt her denkt und den Geist bestenfalls als Dienstleister gebraucht, als Erbsenzähler.

B: Man frage sich, ob dies nicht auch eine Art Philosophie ist, allerdings keine kritische, sondern eine ganz naiv dem Geist der Zeit ergebene. Dieser meint nämlich, Wissenschaft sei dazu da, die Natur zu „beherrschen“, und man nennt dieses Zeitalter deshalb das imperialistische. Natürlich kann man so

⁵⁸ Arthur Schopenhauer: Über den Willen in der Natur, Vorrede

⁵⁹ Hans Blüher: Achse der Natur, S.124

allerhand „Wissenschaft“ zuwege bringen, dass man die Natur mit einem – Koordinatensystem einebnet, jeden Punkt genau bestimmt und so die Fahne der Wissenschaft über unerforschtem Gebiet aufpflanzt, wie einst gefeierte Seeräuber die Flaggen ihrer Nationen über unbekannte Küsten. Eine empirisch durchaus achtbare Sache. „Aber es ist inzwischen schon lange ein offenes Geheimnis geworden, dass das, wovon die Naturwissenschaften reden, gar nicht die Natur ist, sondern ein ‚Eliminat‘ von ihr, das auf die Wissenschaft abgestimmt ist. Sie redet daher von der Leiche der Natur, ja von Leichenteilen, und merkt es nicht ... Kein Wunder, dass bei der Auffassung von ‚Natur‘, wie sie bisher üblich war, Finsternis heraufzieht.“⁶⁰

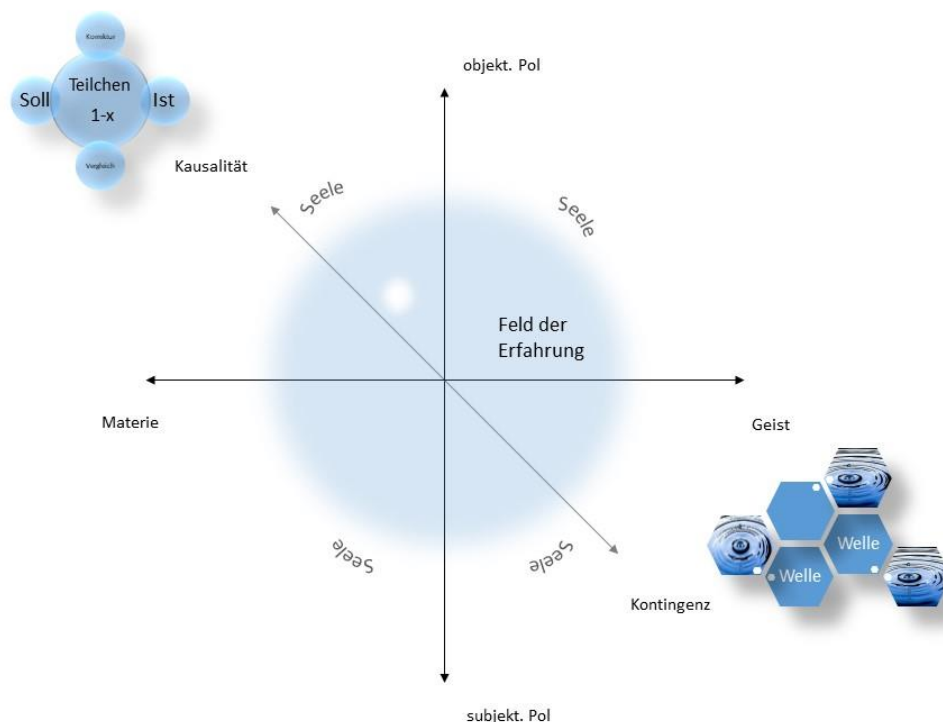
L: Das Problem ist bekannt, nur nützt es nichts mit der Rede von der Stromrichtung vom Objekt zum Subjekt, für alles was „wirklich“ sei, den gleichen Fehler zu begehen. Der Weg des freien Denkens und Handelns muss wohl vielmehr sein, das Naturkontinuum so auszuleuchten, dass es mit unseren vorhandenen Begrifflichkeiten wenigstens grob verstanden werden kann. Die daraus erwachsende Orientierung kann uns unter anderem helfen, zwischen horizontalen und vertikalen Erscheinungen im Feld der Erfahrungen zu unterscheiden. Der Mensch ist dabei nicht das Maß aller Dinge, aber doch zunächst einmal der, dem eine solche systemtheoretische Einordnung dient. Er steht etwas vereinfacht in der durch Länge und Breite definierten horizontalen Feldebene. Dort denkt und arbeitet er. Geist und Materie erfüllen seinen Raum. Und er bedient sich verschiedener Methoden, um die physische Welt zu verstehen. Dazu gehören, wie sich immer mehr herausstellt, die Physik linearer Systeme, wozu die Klassische Physik zählt und die Physik verschränkter Systeme, der die Quantenphysik zuzurechnen ist. Dazwischen steht die Metaphysik als eine Spezies, die es in einer gewissen Bandbreite mit beiden zu tun hat. Hier gibt es kausale und kontingente, d.h. zufällige, nicht wesensnotwendige Vorgänge. Die Logik Natur- und Geisteswissenschaften voneinander zu trennen, erklärt sich durch das Bemühen der Klassischen Physik kausal zu bleiben. Das ist aber nicht mehr als eine Vereinbarung, die nur einige der Erscheinungen des Lebens halbwegs „real“ abbildet. Aufgerichtet über dem vorrangig horizontalen Wirkungsfeld des Menschen gibt es eine Vertikale in die Tiefen des Alls hinein, welches man räumlich auch aus dem philosophischen Naturkontinuum Blüher ableiten kann. Es spricht vieles dafür, dass das Naturkontinuum eine oder mehrere geistige Dimensionen bzw. Terrains besitzt, die außerhalb unserer Erfahrung und deshalb transzendental existieren. Wenn dem so ist, sollten wir es zur Unterscheidung besser Universum nennen. Ein Universum, welches eine materielle und geistige Weiterung verspricht, ist im Grunde nicht vorstellbar ohne ein voll entwickeltes Gegensatzprinzip. Das führte dazu, dass man neben „Gott“, als Verkörperung des „Guten“ von jeher den Teufel setzte und darunter die Manifestierungen des „Bösen“ im persönlichen und gesellschaftlichen Leid verstand. Die Wurzel des Leides oder auch der Krankheit liegt nicht innerhalb sondern außerhalb des Feldes unserer Erfahrung. Sie ruht im transzendental-subjektiven Polgebiet. Wir wissen, dass Krankheit eine permanente Einbuße von Freiheitsgraden darstellt und vielfach mit Verfestigung bzw. Zerstörung einhergeht. Die Wurzel der Liebe ist im transzendental-objektiven Polgebiet zu suchen. Diese geht mit mehr Freiheitsgraden durch Öffnung und Verknüpfung einher.

Grundsätzlich falsch ist es „oben“ und „unten“ wie „plus“ und „minus“ zu werten. Evolutionär sind sie gleich wichtig und unverzichtbar. Die evangelische Kirche tut sich mit dem Gegenspieler „Gottes“ zumeist etwas schwer und gibt hierdurch wertvolle Prämissen des Dualismus und der Dialektik auf. Sie verspielt damit auch wissentlich ihre Glaubwürdigkeit und kann an dem alten Begriff von „Seele“ überhaupt nicht anknüpfen. Dieser bleibt insofern verschiedenen esoterischen Strömungen zur freien Verwendung. Dabei ist „Seele“ von der Antike her neben Geist und Körper der dritte wichtige „Nagelpunkt“ des Weltgebäudes. Sie ist mit jener großen, transzendentalen Weisheit gleichzusetzen, die Zeit und Raum überbrückt und alle die Gegenspieler die sich darin tummeln und manchmal die

⁶⁰ Hans Blüher: Parerga zur Achse der Natur, S.10

Sicht auf das Wesentliche versperren, vereint. „Seele“ ist eine Allmacht im materiellen wie geistigen Sinne. Eine solche hat prinzipiellen Charakter und gibt wesentliche Impulse ins menschliche Leben hinein. Sie ist nicht Eigenbesitz und geht mit dem Tod nicht unter. Wenn Seele im Irdischen keinen direkten Gegenspieler findet, so deutet das auf ihre besondere Stellung. Sie hat ihren Platz im Feld der Erfahrung des Naturkontinuums, ist dabei aber keinem der Pole zuzuordnen. Kein Wunder, dass sich in ihr Emotionales und Rationales, Harmonisches und Disharmonisches genauso wie Flüchtliges und Festes archetypisch und apriorisch vereinen kann.

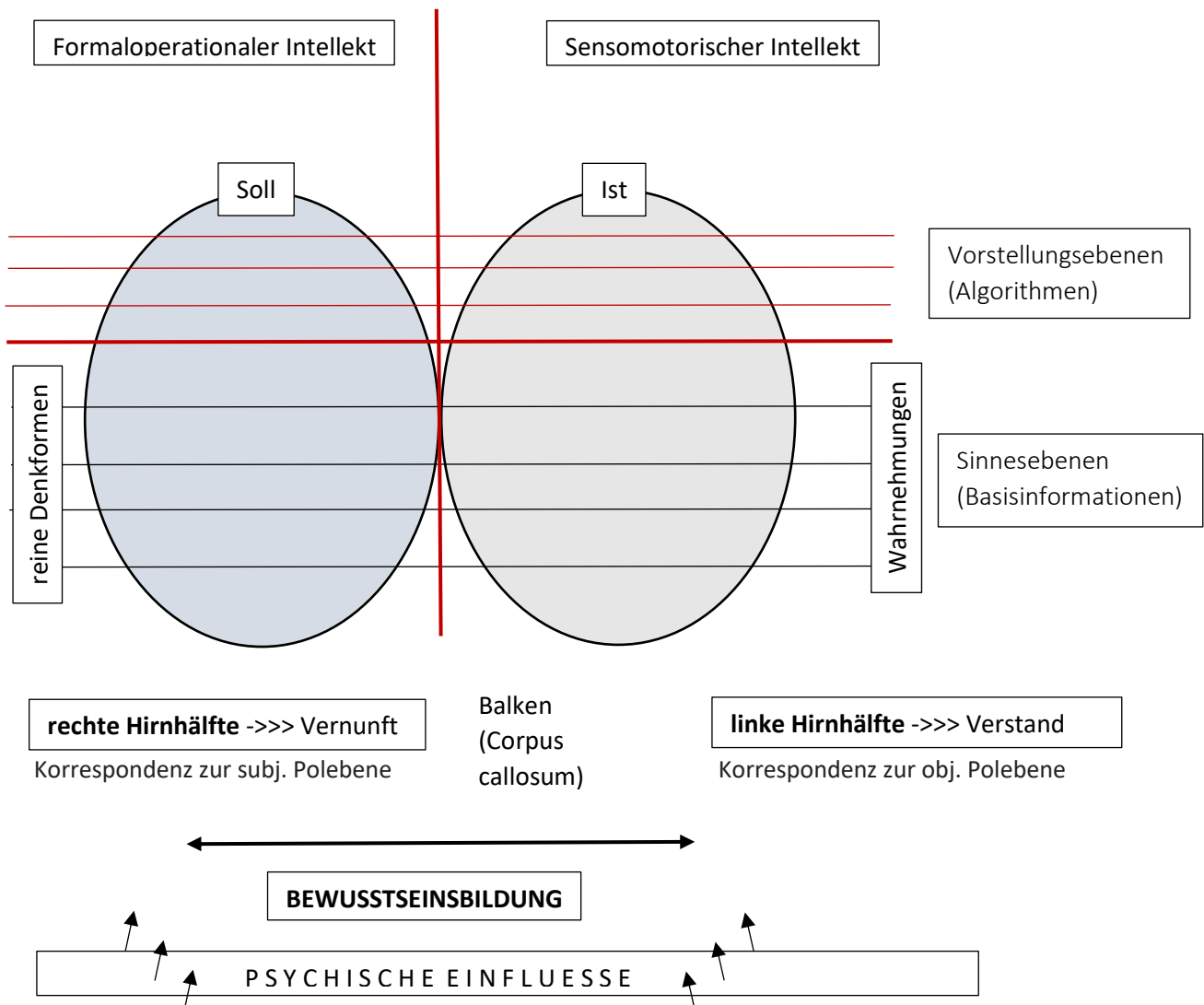
SCHEMA 3 Konzept der Feldkoordinaten im Naturkontinuum



Wenn man das Konzept der Feldkoordinaten verinnerlicht hat und akzeptiert, dass der Mensch in diesem Feld „seiner“ Erfahrung natürlich den zentralen Platz einnimmt, dann muss er auch ein hochentwickeltes Navigationssystem besitzen. Ein solches System bietet ihm besonders das Großhirn mit seinen beiden Hemisphären. Diese sind im hohen Maße dazu geeignet, seine duale Lebenswirklichkeit zu spiegeln, was soviel heißt: permanent werden die Erscheinungen von Materie und Geist sowie objektivem und subjektivem Pol in einer Art Soll-Ist-Wertbetrachtung miteinander abgeglichen. Der Umstand, dass es immer zwei Wege – den kausalen oder kontingenten – von einem Pol zum andern bzw. von der Materie zum Geist oder umgekehrt gibt, erzeugt die Notwendigkeit ähnlicher aber nicht identischer Funktionsebenen des Großhirns in seinen beiden Teilen. Über den einen „regiert“ der Verstand, den anderen „organisiert“ die Vernunft. Dabei charakterisieren die beiden unterschiedlichen Tätigkeiten „regieren“ und „organisieren“ tatsächlich den Vorgang. Wir müssen uns also nicht wundern, wenn sich dort vergleichbare aber keinesfalls gleiche Ergebnisse spiegeln. Geraten diese beiden Ergebnisse zu weit auseinander, entsteht Disharmonie, kommen sie gut überein, Harmonie.

Dass die Waage heute weitläufig aus der Balance geraten ist, darüber geben verschiedene Systemerkrankungen am Menschen und in der Gesellschaft deutliche Auskunft. Allerdings muss zu deren Überwindung nicht nur die Naturwissenschaft aus Finsternis und Kleinkrämerei emporsteigen, umgekehrt muss sich auch die Philosophie aus dem Elfenbeinturm befreien, in dem sie sich durch spezielle Namen, Begriffsbildungen und Theoreme, die an den praktischen Erfahrungen vorbeigehen, selbst eingesperrt hat. Zur Systematisierung vielleicht folgendes Schema:

SCHEMA 4 Arbeitsentwurf zur Funktion des menschlichen Hirns als bewusstseinsbildender Regelorganismus



Für „Soll“ und „Ist“ bietet sich im menschlichen Hirn die rechte bzw. linke Hirnhälfte an. Unter „Soll“ ließe sich weiterdenkend eine Korrespondenz zur subjektiven Polebene vermuten, unter „Ist“ die zur objektiven. Vernunft und Verstand wären die dazugehörigen Operatoren; sensomotorischer bzw. formaloperationaler Intellekt schließlich die besondere Fähigkeit dieser Operatoren, zu guten vergleichenden bzw. korrigierenden Ergebnissen zu gelangen. Terrains/Dimensionen sind beim Menschen ohne Zweifel die verschiedenen Sinnes- und darauf aufbauenden Vorstellungsebenen. Insofern finden die Grundsinne Riechen, Fühlen, Schmecken, Hören, Sehen als Wahrnehmungen im „Ist“ ihren Widerpart im Geruch, Gefühl, Geschmack, Gehör, Gesicht als „reine Denkformen“ im „Soll“. Die Vorstellungsebenen sind schon in ihrem Ansatz komplexer. Sie greifen offenbar algorithmisch auf die

vom Intellekt verfügbar gemachten Basisinformationen der Sinnesebene zurück. Formaloperationaler der sensomotorischer Intellekt finden ihren Gegenpol in der menschlichen Psyche, die auch auf das Bewusstsein wirkt. Zur Vorstellungsebene des formaloperationalen Intellekts gehört die Philosophie.

Dass es das Sprachzentrum nur in einer Hemisphäre gibt – wobei sich dieses in der rechten oder linken Hirnhälfte befinden kann – verwundert nicht. Insofern ist dieses Zentrum Ausdrucksebene beider Operatoren, hat aber eine stärkere Affinität dorthin, wo es auch lokal zugeordnet ist, d.h. Sprache kann vernunftorientiert aber auch verstandesorientiert sein. Das mag letztlich auch darüber entscheiden, wie schnell man reagieren kann, welchen Namen eine Sache bekommt oder ob man das berühmte Glas als halbvoll oder halbleer interpretiert.

B: Es gibt aber auch eine „Namensgebung“ ganz anderer Art. Die Genesis berichtet, dass bei der Erschaffung der Tiere Adam als „erster Namensgeber“ fungiert habe, wobei es nicht darauf ankam, die siegreiche Fahne der Wissenschaft über alle Kreatur aufzupflanzen; sondern der Schöpfer wollte nur sehen, ob im Intellekt des Menschen sich etwas vom Wesen und der Art der ihm vorgestellten Kreatur widerspiegeln und im Akte der Benennung zum Ausdruck käme. Fast humorvoll schildert der Erzähler, wie durch die namentliche Kennzeichnung der Tiere jedes Mal klar gesagt wird, dass sie zwar erstaunliche Schöpfungen, aber jedenfalls nicht geeignet seien, als gesellschaftsfähige Wesen mit Adam Gemeinschaft zu haben. Diese hohe Auszeichnung wird erst dem Wesen zuteil, das mit dem freudigen Ruf begrüßt wird: Das ist doch Bein von meinem Bein und Fleisch von meinem Fleisch, man wird sie „Ischschah“ („vom Manne genommen“) heißen. So sind ja auch die Namen „Adam“ und „Eva“ nicht nominalistische Etikette, bloß um diese zwei von anderen unterscheiden zu können, sondern Wesensbezeichnungen: „der Irdische“ und „die Mutter“.

L: Wir kommen über den Umweg der Begriffe und Namen hier zu einer Betrachtung, die unseren Ursprung nicht unwesentlich bezeichnet und vielleicht auch etwas über unsere gegenwärtige Zivilisation besagt. Um das noch zu verdeutlichen, möchte ich die bei Blüher⁶¹ abgedruckte Passage Genesis, Kap. 6, 1-4 zitieren, jene höchst seltsame Erzählung von den sogenannten „Engelhehen“. Der Text lautet:

- Da sich die Menschen begannen zu mehren auf Erden und zeugten sich Töchter,
- 2 Da sahen die Kinder *GOTTES* nach den Töchtern der *MENSCHEN*, wie sie schön waren, und nahmen zu Weibern, welche sie wollten.
- 3 Da sprach der Herr: Die Menschen wollen sich meinen Geist nicht mehr strafen lassen (?), denn sie sind Fleisch. Ich will ihnen noch Frist geben hundertundzwanzig Jahre (Dieser Vers ist unverständlich.)
- 4 Es waren auch zu den Zeiten Tyrannen auf Erden; denn da die Kinder Gottes die Menschentöchter beschliefen und ihnen Kinder zeugten, wurden daraus Gewalttätige in der Welt und berühmte Leute.

An dieser Stelle erkennen wir die Hypothek, die der Kirche und überhaupt den Historikern unserer Tage auferlegt ist, aufzuklären über das, was hier wirklich geschah. Schrifttum dürfte es über die Bibel hinaus genug geben. Dem nicht religiös Verblendeten klingen solche Szenen ohne Zweifel wie das Drehbuch einer Geschichte, vor der wir gerade selbst erstaunen: Unsere Wissenschaft hebt an, Lebewesen und in nicht allzu großer Ferne vielleicht auch Menschen aus dem „Bein vom Beine und Fleisch vom Fleische“ als Retortenbabys zu erschaffen. So schön, edel und arbeitsam, wie nur eben möglich, wenn es so gelingt. Es wird dafür auch Verantwortliche geben. Ob sie zu „Ihrem“ Werk stehen, wenn daraus Tyrannen werden, werden wir sehen. Berühmte Leute wären sicher besser!

⁶¹ ebd. S.94

Ob wir, die „Irdischen“ (weil „Überirdische“ uns geschaffen haben?!) dann auch so gespannt sind, wenn die kleinen „Scheusale“ oder „Genies“ die ersten Laute stammeln oder erkennen, dass sie nichts Besonderes, sondern nur der Versuch sind, eine dekadente und ethisch ins Taumeln geratene Spezies „aufzufrischen“?

Wohlgemerkt, diese Darstellung sagt nichts darüber, wie schöpferisches Leben an sich entstanden ist und welche Formen vergeistigter Materialität es zudem gibt innerhalb des Universums. Der Begriff „Gott“ ist allerdings ein für alle Mal verbraucht für etwas, was auch Arzt oder Genforscher heißen kann. Doch sind wir einmal gespannt, was es mit den Namen noch so auf sich hat. Sie sind wirklich verräterisch, manchmal sogar bigott!

B: Das ist die wahrhaft königliche Art der Naturerkenntnis und Natursichtigkeit, die sich nicht mit kümmerlichen Hirnschalen, Eckzähnen und Augenwülsten und ihren Abmessungen zufrieden gibt, sondern die von der Natur selbst sich Wesen und Art einer Erscheinung zurufen lässt und mit einem genialen Griff ins Herz der Dinge trifft. „Das Wort ist König und Zauberer zugleich. Wir gingen vom hohen Beispiel des Linnäus aus, der mit dem Marschallstab des Wortes in das Chaos der Tier- und Pflanzenwelt getreten war. Und wunderbarer als alle Reiche, die das Schwert erstritt, währte seine Herrschaft über Blütenwiesen und die namenlosen Legionen des Gewürms.“⁶² In der Tat: von Adam an bis auf Linné war diese Art von Wissenschaft und Namensgebung unverdächtig und mit Fleiß geübt: „Er ließ sich von jedem einzelnen Lebewesen dessen Art verraten, von deren Dasein und objektiver Realität er überzeugt war; diese aber hinterließ in seinem anschauenden Verstande die exakte Signatur und setzte sich sofort als Begriff der Vernunft fest.“⁶³

Es ist wohl klar, worum es geht: Für den Alltagsgebrauch und ebenso für den Gebrauch der experimentierenden empirischen Wissenschaft ist es relativ gleichgültig, ob der Hund bloß so heißt oder ob er wirklich „Hund“ „ist“. Für die Philosophie aber und damit zugleich für die „Dignität“ der empirischen Wissenschaften ist dies von entscheidender Bedeutung. Denn wenn der Hund „bloß so heißt“, so ist wirkliche (empirisch-nichtempirische) Naturerkenntnis überhaupt unmöglich; denn die empirischen Begriffe wären dann lediglich nominalistische Etiketten, wie man sie in der Weinkellerei (als „Liebfrauenmilch“ etc.) auf die Flaschen klebt, und es käme dann lediglich auf die Seriosität der Firma an, dass da nichts Falsches oder Verwässertes untergeschoben wird. Wer den Menschen kennt, wird sich hüten, auf diese, seine subjektiven Charaktereigenschaften, mit deren Verlässlichkeit es nicht gerade zum Besten steht, sein Vertrauen zu setzen, sondern wird sich ganz und gar auf die Natur verlassen. Wie aber ist es zu erklären, dass eine Art Wissenschaft, die bis zu Linné und über ihn hinaus in so hohem Ansehen stand, plötzlich zurücktritt und man die Kapazität des Subjekts zu überspannen beginnt, statt weiterhin sich von der Natur beraten zu lassen? Die Hauptschuld hieran trägt wohl die Entwicklungslehre, die in dem genialen Lamarck aufblitzte und die Charles Darwin gefestigt und bereichert hat. Lamarck bekehrt sich eines Tages mit einem spürbaren Ruck zum Nominalismus in der Wissenschaft. Er war beauftragt, das Linnésche System in den untersten Regionen der Lebenswesen zu vervollständigen, und über der Vielzahl der dort kaum noch zu unterscheidenden Arten kam ihm plötzlich der Gedanke, dass es überhaupt keine in sich feststehenden und gegeneinander scharf begrenzten „Arten“ gebe, sondern dass das, was wie eine in sich geschlossene Art erscheint, nur Durchgangs- und Übergangsstadien vorübergehenden Aufenthalts einer die ganze Natur durchlaufenden Aufwärts- und Höher-Entwicklung sei.

Dieser Gedanke war freilich revolutionierend, an ihn hatte bisher niemand gedacht. Lamarck hatte erklärt: „Um Studium und Kenntnis von so vielen verschiedenen Körpern zu erleichtern, ist es von Nutzen, den Namen ‚Art‘ jeder Gruppe ähnlicher Individuen zu geben, solange die

⁶² Ernst Jünger: Mamorklippen, S.27

⁶³ Hans Blüher: Achse der Natur, S.91

Daseinsbedingungen sich nicht stark genug verändern, um auch ihre Gewohnheiten, ihren Charakter und ihre Form umzugestalten.“⁶⁴ Man sieht: die neugewonnene nominalistische These und Voraussetzung des Denkens macht den Entwicklungsgedanken überhaupt erst möglich. Nun aber geht es munter voran: „Ich könnte beweisen, dass es weder die Form des Körpers noch die seiner Teile ist, die seine Gewohnheiten und seine Lebensweise veranlasst, sondern dass es umgekehrt die Lebensweise und alle einwirkenden Umstände sind, die mit der Zeit Körper und Körperteile formen.“⁶⁵ Das wäre also so, dass die Giraffe beim Abäsen des Laubes von den Bäumen ihren Hals immer länger strecken musste, bis er schließlich seine heutige Länge erreicht hat, andererseits etwa der Storch, weil er nicht im Sumpf, der seine Hauptnahrung liefert versinken, aber auch nicht schwimmen wollte, auf ähnliche Weise zu seinen langen Beinen kam.

Zweifellos ein origineller und in seinen Grundzügen auch genialer Gedanke. Darwin hat diese Theorie entscheidend zurechtgerückt, verfeinert und vervollkommenet, indem er den Gedanken des „Kampfes ums Dasein“ und der „natürlichen Zuchtwahl“ beisteuerte. Die Entwicklungstheorie ist ein feines Beispiel dafür, wie ein genialer Gedanke durchaus der Natur abgelauscht und entnommen sein kann, dass aber die Folgerungen, die aus der ursprünglichen genialen Konzeption in der Anwendung auf die einzelnen Wissenschaftszweige gezogen werden, dennoch falsch sind, weil in der Freude der Entdeckung die Empirie der Theorie zuliebe ständig mehr hergeben muss, als sie beim besten Willen und mit dem Maßstab strenger wissenschaftlicher Redlichkeit gemessen herzugeben vermag. Vor allem aber kann – worauf Blüher mit Recht hinweist – von Wissenschaft nicht mehr die Rede sein, wenn Forschungsergebnisse zu einem Argument der Straße werden und „die Massen ergreifen“, worauf sie sofort und unweigerlich dem „Gesetz des Massenwahns“ (Blüher) verfallen, was sich zwar demagogisch und massenpsychologisch äußerst geschickt verwerten und ausnutzen lässt im „Kampf um die Weltanschauungen“, aber eben doch die Wissenschaft als solche verrät, sodass die Hauptaufgabe einer kritischen Philosophie praktisch darin bestehen muss, den gesunden unverlierbaren Kern der Theorie von dem wuchernden Rankenwerk schlechtberatener Epigonen zu befreien.

L: Selbst scheinbar unbeirrbar Prediger des Fortschritts bemerken in Zeiten des Internets und vor allem der social media, wie schnell aus redlichen Informationen fake news werden, noch dazu, wenn sie in die Finger einer undifferenzierten „Masse“ gelangen. Unbestritten erhöht sich auch der Druck auf die sogenannten „Experten“, Stellung zu beziehen. Meist fehlt denen jedoch die Zeit, sich genauer mit der nachgefragten „Materie“ zu befassen, häufig verlockt dazu die Eitelkeit, Gewichtiges von sich geben zu dürfen. Andererseits werden Forschungsmittel sehr gern an diejenigen ausgereicht, die steile Thesen formulieren und bezüglich des Nutzeffekts ihrer Arbeit besonders praktisch und zeitnah artikulieren. Die Ereignisse überschlagen sich gegenwärtig und die Vernunft kommt bei einem Sprachzentrum, welches sich z.B. auf der Seite des Verstandes befindet, seiner Kontrollaufgabe nicht nach. Auch dieser Umstand erzeugt Druck. Frühe Sprachförderung kann deshalb, wenn vom Kind selbst entwicklungsbedingt noch nicht „nachgefragt“, sehr problematisch sein, da sie den Abgleich der Ist-Wahrnehmung auf dem Weg zur Soll-Denkform in der rechten Hirnhälfte kurzschlüssig überspringt. Die Folge wäre etwa: man spricht sehr flink, auch in fremden Sprachen, hat aber die Prüfung durch die Vernunft unterschlagen.

B: Der empirische Druck, unter dem Lamarck beim Aufleuchten des Entwicklungsgedankens stand, war wohl einfach der, dass es ihm in den niedersten Klassen des Tierreichs einfach nicht mehr gelingen wollte, sich von der Natur selbst über Wesen und Art der einzelnen Gattungen unterrichten zu lassen. So zerhieb er den gordischen Knoten, indem er den Kräftestrom umgekehrt ansetzte und von sich aus Ordnung schaffte, wo die Natur keine Ordnung aufzuweisen schien. Damit aber nimmt

⁶⁴ Friedrich Kühner: Lamarck, S.134

⁶⁵ Lamarck in der Vorlesung vom 11.5.1800; bei Blüher: Achse der Natur, S.318

die „Überspannung der Kapazität des Subjekts“ ihren Lauf, die bis heute noch nicht zum Stillstand gekommen ist, obwohl sich die Anzeichen mehren, dass der Kulminationspunkt dieser Entwicklung überschritten ist und der Sinn und „Geschmack fürs Unendliche“ im Zunehmen begriffen ist, wozu ja auch diese Arbeit einen Beitrag leisten will. Wie aber steht es mit der empirischen Haltbarkeit der nominalistischen Thesen Lamarcks und Darwins?

L: Wohl ebenso, wie mit einem „Gott“, der an völlig falschen Erscheinungen in der Geschichte der Menschheit festgemacht wird!

B: Blüher bemerkt: „ Wenn sich die Menschen, bloß um sich zurechtzufinden, untereinander verschworen hätten: wir wollen ein vierbeiniges, bellendes, schwanzwedelndes (usw. in infinitum) Lebewesen ‚Hund‘ nennen, so könnte sich jeder eines Tages, wenn es ihm beliebte, von dieser Konvention lossagen. Das aber kann er nicht.“ „Oder ist dieser Akt der Namensgebung dem zu vergleichen, wenn bei einem Pferde-rennen die Tiere ‚Herta‘, ‚Phönix‘ oder ‚Wodan‘ heißen? ... Wenn die nominalistische These richtig wäre, so dürfte hier kein Unterschied sein.“⁶⁶ Ganz praktisch: Wenn man Herrn Lamarck, der soeben bei sich beschlossen hatte: es gibt keine Arten, sondern nur Individuen, es gibt also keine Archetypen, die die Arten in ihrer Art prägen und erhalten, sondern nur die ‚unendliche Entwicklung‘, fragen würde: Was Sie da soeben gefunden, klassifiziert und benannt haben, „sind das Triboliten-Krebse oder bedeuten sie es nur ..., so hätte der redliche Mann antworten müssen: sie sind es.“⁶⁷ So fruchtbar sich nämlich Lamarcks Entwicklungsgedanken auf den empirischen Nachweis des historischen Werdeganges innerhalb der Stämme und Arten, die es natürlich gibt und gegeben hat und zu deren Erforschung den entscheidenden Anstoß gegeben zu haben, für immer Lamarcks Namen mit Ruhm bedecken wird, ausgewirkt hat, so unhaltbar in einem philosophischen und damit eigentlich-wissenschaftlichen Sinn ist dieser Gedanke in seinem Ansatz. Aber die dogmatischen Ausschweifungen des Herrn Lamarck ändern nichts daran, dass er genau dem gleichen Druck der Natur, ihres archetypischen Potentials ausgesetzt ist, wie vor ihm schon Adam und auch Linné und zwischen ihnen manche andere und dass der Namensgebungsakt, wenn ihm überhaupt eine wissenschaftliche Bedeutung zukommen soll (und nicht bloß eine technisch-konventionelle), genau so durch ein heimliches Diktat der Natur selbst zustande kommt und gar nicht anders. Man sieht: nicht was ich über die Natur denke ist wichtig, sondern allein, dass ich tue, was mir die Natur „vorschreibt“.

L: Vermutlich ist dieser letzte Gedanke ja nur deshalb so schwer zu fassen, weil er in der Regel zu ausschließlich gehandhabt wird. Sind wir nicht beides: „Herr“ und „Knecht“ zugleich? Ist nicht gerade durch diese Bipolarität, wenn sie gelebt wird, unser Potential erst richtig ausgeschöpft? Und haben wir nicht für unsere eigene Gesundheit diese fast uneingeschränkte Verantwortung als Individuen und Vertreter einer Art, die eine wie auch immer zu bezeichnende Wesenheit über die Natur als Ganzes besitzt? Wenn diese uns übergeordnete Wesenheit ihre Pflichten nur annähernd so gut oder schlecht erfüllt, wie wir alle sie selbst erfüllen, dann wissen wir über das, was uns bevorsteht Bescheid. Kants kategorischer Imperativ hat in einer säkularen Gesellschaft mehr denn je an Bedeutung. Denn es geht nicht nur darum Rechte einzufordern, sondern auch Pflichten zu erfüllen und Eigenverantwortung zu übernehmen. Die ist jedoch nicht ohne die Erkenntnis zu haben, dass das Subjekt Mensch seine eigene „Wirklichkeit“, soweit es um Gesundheit und Krankheit geht, maßgeblich selbstbestimmt. Dort sind wir dem „heimlichen Diktat der Natur“ nur in allgemeinen Zügen unterworfen und derjenige irrt, der das nicht erkennen will.

Es ist nach allen uns bekannten Wissen über die Entwicklung der Tier- und Menschenwelt tatsächlich fragwürdig, ob die von Lamarck, Darwin, Hückel u.a. vorgebrachten Argumente für eine Entwick-

⁶⁶ Hans Blüher: Achse der Natur, S.86 u. 93

⁶⁷ Hans Blüher: Achse der Natur S.92

lungsgeschichte der Arten aus einer gemeinsamen Wurzel ausreichen. Abenteuerlich wirken noch immer die Begründungen dafür, dass allein der „Kampf ums Dasein“ und die „natürliche Zuchtwahl“ die Anpassung der Lebewesen an ihre Umwelt über Jahrtausende in derart umfänglicher Weise bewerkstelligt hätte. Aber es ist eben schwieriger ein duales oder gar plurales System der Entwicklung zu verstehen und zu vertreten, als ein möglichst monokausales.

B: Blüher bemerkt etwas trocken und sarkastisch: Was Lamarck von den Sumpfvögeln sagt, dass sie ihre Beine strecken, um nicht nass zu werden, sei nur möglich „unter der Voraussetzung, dass der Vogel, von dem hier geredet, ein Storch ist ... Sonst nämlich kann er das gar nicht ‚wollen‘, denn ich kann durchaus nicht wollen, ‚was ich will‘, und der Storch auch nicht. Das ‚eigentliche Storchsein‘ aber macht erst, dass Lamarck davon überhaupt reden und von ‚Entwicklung‘ sprechen kann.“⁶⁸ Nun hat allerdings schon Darwin das Unhaltbare des subjektiven Wollens als förderndes Element der „Entwicklung“ gesehen und es durch die ganz und gar äußerlich-kausalen Einwirkungen der nötigen Anpassung im Kampf ums Dasein ersetzt. Aber auch auf diese Version trifft Blühers Kritik zu, denn der Anpassungsfähigkeit müssen irgendwelche objektiven Grenzen gesetzt sein, die möglicherweise doch in der „Art“ begründet sein könnten; sonst ist nicht recht einzusehen, warum ganze Arten einfach ausgestorben sind, statt sich durch weitere Anpassung und natürliche Zuchtwahl weiterhin am Kampf ums Dasein zu beteiligen.

Der Fehler, der hier am Beginn des neunzehnten Jahrhunderts unterlaufen war und der dieses Jahrhundert in seinen großen Irrtümern weitgehend beeinflusst hat, liegt einfach darin, dass der Philosophie der kritische Abstand der empirischen Forschung gegenüber fehlte und sie dadurch in den Sog und die Abhängigkeit von einer rein nominalistisch verstandenen Wissenschaft geriet, was weder ihr noch der Wissenschaft dienlich war und beide blind machte, nicht nur für einander, sondern auch für die Sache, um die beide je auf ihre Art bemüht sind. Wissenschaft glaubte auf Philosophie verzichten zu können, weil ja die empirische Forschung selbst schon so etwas wie eine (freilich sehr naive) Philosophie darstelle. Und was dann von Philosophie übrig blieb, war, von der rühmlichen Ausnahme Schopenhauers abgesehen, zu vornehm, um sich mit so handfesten Sachen wie Schädelknochen und Eckzähnen abzugeben.

Lamarck und Darwin haben zwar immer nur von empirischen Körperformen und messbaren Organveränderungen gesprochen, niemals aber vom „Menschen“ überhaupt oder der Abstammung „des“ Menschen, haben also die Grenze, die aller bloß empirischen Forschung gesetzt ist, als redliche Wissenschaftler durchaus eingehalten. Aber die Darwinisten, d.h. die Epigonen und gedankenlosen Nachbeter haben ohne viel philosophisches Federlesens das saubere Fundament einer Erfahrungswissenschaft verlassen und haben ganz aus der ideologischen Denkmode der Zeit heraus „Wissenschaft“, d.h. einen regulären „Wissenschaftsaberglauben“ getrieben, was schon Schopenhauers Zorn hervorgerufen hat, der den „beispiellos eifrigen Betrieb sämtlicher Zweige der Naturwissenschaft“ mit grollender Sorge verfolgte, weil er, „größtenteils von Leuten gehandhabt, die nichts außerdem gelernt haben, zu einem krassen und stupiden Materialismus zu führen droht, an welchem das zunächst Anstößige nicht die moralische Bestialität der letzten Resultate, sondern der unglaubliche Unverstand der ersten Prinzipien ist.“⁶⁹

L: Ob damit mal nicht die beiden Weltkriege in ihrer Bestialität vorausgesehen waren, die sich fast „naturgesetzlich“ aus einer Konstellation ableiten, die dem materialistischen Forscherdrang einer sich herausbildenden Industrie und Finanzwirtschaft keine Zügel anlegt durch jenen einer guten Philosophie innewohnenden Geist. Arthur Schopenhauer war es, der den Finger trotzig in die Wunde – das Subjekt – legte, mit seinem hintergründigen Skeptizismus gegenüber einer Welt als Wille und

⁶⁸ Hans Blüher: Achse der Natur, S.319f

⁶⁹ Arthur Schopenhauer: „Über den Willen in der Natur“, Vorrede

Vorstellung. Was er sehr richtig sah, dass nämlich die menschliche Willenskraft „Wirklichkeit“ schafft, die sich über die ihr auferlegten Schranken erhebt, ließ ihn sichtlich verbittern.

B: Eine wirklich positive Kritik an diesem beispiellos eifrigen Betrieb zu liefern aber war auch Schopenhauer nicht recht in der Lage. Seine eigene Philosophie war mit metaphysischer Fracht zu sehr überladen, und so erschöpft er sich in bissiger Polemik: „Solchen Herren vom Tiegel und der Retorte muss beigebracht werden, dass bloße Chemie wohl zum Apotheker, aber nicht zum Philosophen befähigt; wie nicht weniger gewissen anderen, ihrem Geist verwandten Naturforschern, dass man ein vollkommener Zoologe sein und alle sechzig Affenspezies an einer Schnur haben kann, und doch, wenn man außerdem nichts, als etwa nur noch seinen Katechismus, gelernt hat, im ganzen genommen, ein unwissender, dem Volke beizuzählender Mensch ist ... dass es einen Platon und Aristoteles, einen Locke und zumal einen Kant gegeben hat, haben sie vielleicht einmal auf der Schule gehört, jedoch diese Leute, da sie weder Tiegel noch Retorte handhabten, noch Affen ausstopften, keiner näheren Bekanntschaft wert gehalten; sondern die Gedankenarbeit zweier Jahrtausende gelassen zum Fenster hinauswerfend, philosophieren sie aus eigenen reichen Geistesmitteln auf der Grundlage des Katechismus einerseits und der Tiegel und Retorten oder Affenregister andererseits dem Publikum etwas vor ... Schickt ihn in die Bedientenstube, dass er dort seine Weisheit an den Mann bringe.“⁷⁰

Ein wenig mehr Einblick in die wahren Zusammenhänge, die zu jenem verhängnisvollen Auseinanderklaffen von Philosophie und Wissenschaft führten, das Schopenhauer ganz zutreffend schildert, gibt Blüher's Bemerkung, dass nur durch das „zugkräftige Wunschgebilde einer ständigen Aufwärtsentwicklung des Menschengeschlechts, das ja der berauschende Massenwahn des neunzehnten Jahrhunderts war, die Entwicklungslehre aus dem Studierzimmer auf die Straße geraten ist.“⁷¹ Man kann eben nicht mit „Wissenschaft“ allein ein Weltbild entwerfen, wozu rechtens nur die Philosophie befugt ist in ständiger kameradschaftlicher Fühlung mit den einzelnen Wissenschaften und ihren Ereignissen. Dazu ist die Macht der Denkmoden, der heimlichen naiven „Philosophie der Massen“ viel zu groß. „Es ist eine viel zu wenig gewürdigte Wahrheit, dass die Mode des Denkens sich wie die Mode der Kleidung ändert und dass es schwer, wo nicht unmöglich für die meisten ist, anders zu denken als die Mode ihrer eigenen Epoche“ sagt Bernhard Shaw.⁷²

L: Es mag eine Mode sein, die Philosophie außerhalb des Gesamtgebäudes der Wissenschaften einzuordnen. Eine solche Mode macht sie allerdings auch zum Exoten, der man als Biedermann schon grundsätzlich keine Beachtung schenkt. Die Königin aller Wissenschaften wird damit erniedrigt und nicht erhöht. Die Stellung der Philosophie als Mittler zwischen Natur- und Geisteswissenschaften wäre ein viel würdigerer Platz und noch dazu völlig unabhängig von Denkmoden. Sie stünde der Metaphysik sehr nahe, hätte allerdings eine andere Ausdehnungsrichtung – und wäre insofern tatsächlich herausgehoben – auf der vertikalen Achse der Natur.

B: Welches aber die von der Philosophie unberatene Denkmode des neunzehnten Jahrhunderts war und mancherorts es bis zum heutigen Tage ist, ist unschwer zu erraten: „Nichts ehrt ja den Bürger dieses Zeitabschnitts mehr, als wenn man von ihm sagt: er ist früher ein ganz kleiner Mann gewesen, und seht, was Tüchtigkeit und Ausdauer alles zustande bringen! (Einen kleinen Mann in großer Aufmachung, sonst nichts.) – Jener Krämer, der sich in der Kleinstadt mit nichts und als Nichts niederließ, sich den Bedürfnissen der Umwelt anpasste und so den Kampf ums Dasein siegreich bestand, das ist das Ideal jenes Jahrhunderts ... Ein Gräuel dagegen ist dieser Zeit, dass jemand kraft natürlichen, archetypisch besiegelten Privilegs, mehr ist als ein anderer und demnach über Kräfte und

⁷⁰ ebd.

⁷¹ Hans Blüher: Achse der Natur, S.103

⁷² Bernhard Shaw: Heilige Johanna, S.69

Einsichten verfügt, die nicht auf dem Wege der Anpassung erworben sind.⁷³ So etwa mag tatsächlich das „kollektive Unbewusste“ beschaffen sein, dem der Darwinismus vielleicht sogar seine Entstehung, mindestens aber Massenwirksamkeit verdankt.

L: Es wäre fatal, die Mehrheit der Menschen herauszulassen aus einer Entwicklung, die Menschheitsentwicklung heißt und einer Philosophie zu entfremden, wegen der Annahme archetypischer Privilegien. Aber die Wahrheit ist doch eine andere: es sind die Menschen selbst, die sich oft kleiner Vorteile und kluger Reden wegen vom Pfad der Vernunft abbringen lassen. Man könnte nicht ganz unberechtigt fragen, ob vielleicht psychologische Wirkungen genau dort ihren Einstieg ins Unterbewusste finden, wo Verstand und Vernunft um archetypische Begrifflichkeit feilschen, welche infolge eines schwächer gewordenen Corpus callosum nicht mehr bewusstseinswirksam interagieren? Dies geschieht wohl ganz deutlich bei Anwendung von Mitteln der Werbung. Wir finden solches aber nicht weniger im Umfeld bewusst ausgelöster Kriegspsychosen. Da wirbeln sie demagogisch nur so um uns die Begriffe wie: Heimat, Adel, Volk, Vaterland ... Und wenn da tief im Inneren noch unbeglichene Rechnungen (offene Wunden) sind, dann entsteht daraus Zorn.

B: Nun aber tritt die Philosophie auf den Plan, um die Phänomene auf ihren empirischen Gehalt zurückzuführen, kritisch zu durchleuchten und allen Denkmoden zum Trotz die Wissenschaft vor den Torheiten des Massenwahns zu bewahren und sie als ernstzunehmende Wissenschaft überhaupt erst zu ermöglichen. Es ist keine Verfälschung der Wissenschaft durch Philosophie, wenn der in der empirischen Forschung wohl brauchbare Nominalismus in der Wissenschaft von den wissenschaftsgründenden, den objektiv-konstituierenden Vorgängen her infrage gestellt wird. Gerade „am Beispiel Lamarcks im Akte der Namengebung kann man verstehen, dass der Begriff von ‚Natur‘, den der naive Naturalismus hat, falsch ist. Er hält an den Ausgangspunkten nicht stand und an den Endpunkten noch weniger; nur in der Mitte täuscht er Haltbarkeit vor.“⁷⁴ Schopenhauer führt solch „kindlich naiven Realismus“ darauf zurück, dass die von ihm so hart gerügte Sorte Wissenschaft immer noch so tut, „als wäre die Kritik der reinen Vernunft im Monde geschrieben und kein Exemplar derselben auf die Erde gekommen“⁷⁵, und dies wahrscheinlich zu Recht.

Denn seit Immanuel Kant sind sich die Wissenden darin einig, dass die Welt „Erscheinung“ ist und nicht einfach das, was man sieht, wenn man das Fenster aufmacht. Wenn aber Erscheinung, dann doch nicht „bloßer Schein“, sondern Erscheinung von etwas, das als Ding an sich nicht in Erscheinung tritt, aber doch „da ist“. Für Kant war dieses objektive Dasein immer nur in und mit den Dingen vorhanden. Hans Blühers kritische Philosophie aber ergänzt hier den Meister der Kritik, der ihm ebenfalls zu sehr an einer subjektivistischen Überspannung leidet, ja diese vielleicht ganz erheblich mit verursacht hat, indem er auf die platonische Denkschicht zurückgreift, die sich eben nicht an der bloßen Erscheinung genügen lässt, sondern an den Erscheinungen die besonderen typischen Formen und unverwechselbaren Strukturen aufzuweisen trachtet, um so auch auf der Objektseite des Naturkontinuums wirkliche Wissenschaft zu begründen.

L: Interessant an dieser Vorstellung ist, dass nun die platonischen Körper quasi Prototypen für sehr viele Erscheinungen auf der Objektseite werden. Nach den Archetypen stehen damit die Prototypen als Grundausstattung des Naturkontinuums Blühers. Und tatsächlich scheinen sich diese Körper auch in bedeutender Weise als Bausteine der erfahrbaren Natur zu bewähren. Letztlich wird daraus ein ganz anderer Ansatz zur Begründung der Arten.

⁷³ Hans Blüher: Achse der Natur, S.331f

⁷⁴ ebd. S.93

⁷⁵ Arthur Schopenhauer: Über den Willen in der Natur, Vorrede

B: Die nominalistische These Lamarcks hat es bereits im Altertum schon einmal gegeben, wenn auch unter ganz anderen Voraussetzungen. Die Schule des großen Heraklit aus Ephesus war in ihrem „panta rhei – alles fließt“ der sokratisch-platonischen Philosophie genau entgegen und hätte schon damals den Gedanken der Entwicklung hergegeben, wenn die Voraussetzungen dafür günstig genug gewesen wären. Hier aber griff Sokrates ein und fand, dass, wenn schon alles fließt, was ja schwer zu leugnen war, doch wenigstens der Begriff des Flusses stillstand und dem ewigen Wechsel nicht unterworfen sei. Wir begreifen noch nachträglich seine dämonische Freude darüber. Plato aber fand, dass bei allem Wechsel der Individuen, deren Werden und Vergehen Heraklit eben zu seinem Satze veranlasst hatte, doch die Art als solche, nämlich die typische Form, in der alle zur Art gehörenden Individuen auftreten, unverändert feststehen, und dies war die zweite gewonnene Schlacht. Plato und Sokrates trafen in die Polgebiete der Natur und sahen deshalb, was Heraklit und Lamarck nicht sahen: die Ausgangs- und Endpunkte jedes Naturvorganges, den wir Erkenntnis nennen. Letztere sahen nur auf dem Felde der Erfahrung die ungeheuere Vielfalt der Erscheinungen und kamen so zu ihrem trügerischen Schluss: es gibt keine Arten, sondern es gibt nur Individuen.

Es ist Plato nun nicht eingefallen, die nominalistische These etwa umzukehren und zu sagen: es gibt keine Individuen, sondern nur die archetypisch präformierten Arten. So dogmatisch denkt er nicht, obwohl auch die These von den Eleaten Parmenides und Zenon vertreten worden ist, dass „die Vielen nicht sind“ und nur das ‚Eine‘ sei.“⁷⁶ Die „Ideen“ sind nicht extra res oder „hinter“ den Dingen zu sehen, sondern nur in und an ihnen bzw. durch sie hindurch für den, der mehr sehen kann, als in „Tiegel“ und „Retorte“ zu sehen ist. Hier wird also die Welt „Erscheinung“ von der anderen, der Objekt-Seite her, sie wird sozusagen transparent; wie es Goethe sagt: als das Vergängliche – nur ein Gleichnis. Es ist kein Zufall, wenn hier die Sprache der Philosophie wieder nahe an die der Dichter heranrückt, denn hier tritt nicht mehr isolierte Wissenschaft, sondern das Ganze der Welt in den Blickpunkt, mit der es beide zu tun haben: der Dichter und der Philosoph.

L: Wir sind da wieder dran an dem schon an anderer Stelle ausgeführten Vergleich mit einer Chiffre, die jede Pflanze, jedes Tier, jede Sache ausmacht, wenn man ihr Wesen erkennt.⁷⁷ Es war schon immer ein Privileg der Weisen, dieses Wesen scheinbar ohne Mühen zu erkennen und dadurch sehr schnell richtige Schlüsse über Mensch und Gesellschaft ziehen zu können.

B: Trotzdem darf natürlich der Philosoph sich poetische Ausschweifungen nicht erlauben, sondern muss schon – um der Wissenschaft willen – hart an den Dingen bleiben. Und hier hat die Philosophie denn doch einiges von der lamarck-darwinschen Entwicklungstheorie zu lernen und gehorsam zur Kenntnis zu nehmen, was Empirie in ihren konkreten Ergebnissen zu lehren hat. Platons Ideenlehre ist darin einseitig, das sie zwischen Urbild und Abbild ein im Grunde statisches bzw. rein passives Verhältnis annimmt; so wie zwischen Kuchenform und Kuchen, Stempel und Abdruck oder einem „Ding“ und dem „Schatten“, den es wirft. Es kommt aber etwas höchst Lebendiges hinzu, nämlich zwischen dem Archetyp und den Individuen einer Art muss das dynamische Element der Entwicklung eingeschoben werden. Das heißt: Die von der Paläontologie nachgewiesenen Entwicklungen haben sicherlich so oder ähnlich stattgefunden, aber stets nur innerhalb der einzelnen Arten, d.h. innerhalb der vom Archetyp einer Art zugelassenen Variationsmöglichkeiten. Sind diese Möglichkeiten erschöpft, sind darüber hinaus Anpassungsmöglichkeiten nicht mehr gegeben, so geht eine Art bei sehr ungünstigen Umweltveränderungen eben zugrunde und die „Entwicklung“ hört auf.

Bei einzelnen Spezies lässt sich diese Entwicklung sehr schön nachweisen, am einwandfreiesten wohl beim Pferd, das noch im Mesozoikum „ein scheues Waldtier mit fünf Zehen war, nicht größer als ein Hühnerhund“, Blüher fügt hinzu: „und war doch Pferd. Dieses, und war doch Pferd“ hängt als Schicksal

⁷⁶ Hans Blüher: Achse der Natur, S98

⁷⁷ Walter Köster: Quantenlogische Medizin <https://www.quantum-logic-medicine.de>,

über allen Individuen, die dazu gehört haben.“⁷⁸ Gewiss ist die Varietät des Hundes kaum noch zu übertreffen (wer weiß, was ein künftiger Paläontologe seinen Studenten, die den Hund nicht mehr aus eigener Anschauung kennen, von der „Entwicklung“ vom Zwergpinscher bis zum Bernhardiner an Hand der Skelettreihen erzählen wird!), und doch sind sie alle weder Wolf noch Fuchs, sondern eben Hund, dessen Hundsein vom Archetyp garantiert ist. Gewiss, Mutation, Anpassung, Vererbung und Zuchtwahl bringen die Entwicklung zustand, deren Möglichkeiten ja auch bei der Züchtung sinnvoll und planmäßig ausgenutzt werden, aber gerade nach aller Erfahrung bei der Züchtung bleibt doch die „Entwicklung“ immer innerhalb der Art, und die Natur setzt allzu gewagten Experimenten unüberwindliche Schranken entgegen, meist die der völligen Degeneration oder aber auch die Zeugungsschranke, die bei der Kreuzung von Pferd und Esel bereits in ihrem Produkt, dem Maultier, ein unüberwindliches Halt entgegensetzt.

L: Bleibt nachzufragen, welcher Faktor bei der Paarung von Menschen heute so häufig den Kinderwunsch versagt. Gibt es möglicherweise eine allgemeine zivilisatorische Schranke, an der sich die Keimanlagen verändern und Mann oder Frau unfruchtbar werden? Oder sind es Schädigungen durch anthropogene Einwirkungen, z.B. durch Elektromog oder die jahrelange Einnahme der Antibabypille, vor allem in den entwickelten Ländern und Industrienationen? Gut vorstellbar, dass unter solchem Vorzeichen, Auslese, „Zuchtwahl“ oder Anpassung eintreten würde.

B: Auch die empirische Forschung hat in den letzten Jahrzehnten immer mehr Einzelstämme zutage gefördert, die unableitbar voneinander sind und sich keinesfalls auseinander entwickelt haben, obwohl gewisse Übergänge in einzelnen Fällen schon möglich sein werden, was festzustellen aber eine rein empirische Sache ist, die die Philosophie als solche nichts angeht. „Anpassung ist etwas Produktives und schwingt in Wirklichkeit nicht zwischen den empirischen Einzeldingen der Umwelt und dem einzelnen Organismus, sondern zwischen deren Archetypen ... sie geht demnach auf den archetypischen Willen zurück und ... ist – kantisch formuliert – von transzendentaler Bedeutung und steht in transzendentalen Gebrauch, nur eben nicht auf die Erkenntnis bezogen, sondern auf den Willen!“⁷⁹

L: An diesem Punkt nur eine Klarstellung: Blüher gibt dem in seinem philosophischen System im transzendentalen Objekt stehenden Archetypen einen „Willen“ bei. Das ist nicht abzulehnen, hat aber nur dann wirkliche Stringenz, wenn er diesen „Willen“ im subjektiven Pol einordnet. Auch beim Menschen ist der „Wille“ keine Objekt-, sondern eine Subjekteigenschaft. Das alles sagt uns, dass wir niemals nur pauschal von der Subjekt- oder Objektseite der Naturachse sprechen sollten, sondern uns immer bewusst sind, dass es hier Interaktionen gibt und dass auch jedes Individuum eine „Polung“ im philosophischen wie im physikalischen Sinne besitzt. Die Entwicklungen in den Tierreihen werden dadurch wesentlich differenzierter zu betrachten sein.

B: All diese Entwicklungen innerhalb einzelner Tierreihen sind aber außer für die Gelehrten für niemanden von besonderem Interesse, „das Kapitalstück der Entwicklungslehre, das ihr so großes Ansehen verschafft hat, ist die These von der Abstammung des Menschen vom spezifischen Tier, also vom Affen. Zur Rede steht also nicht die Entwicklung des Menschen innerhalb des eigenen Stammes – die es gibt und geben muss –, sondern die Abstammung von einem anderen Stamm, die es nicht gibt und nicht geben kann. Zur Rede steht daher auch nicht die allgemeine Zugehörigkeit des Menschen zu den höheren Säugetieren – zu irgendetwas muss ein Lebewesen ja schließlich gehören –, sondern die phylogenetische Deszendenz von einem bestimmten Säugetier.“⁸⁰ Gegen diese spezielle Theorie aber

⁷⁸ Hans Blüher: Achse der Natur, S.101f

⁷⁹ ebd. S.325

⁸⁰ ebd. S.330

werden heute schon innerhalb der empirischen Forschung erhebliche Einwände erhoben, unter denen das Abel-Dollosche Irreversibilitätsgesetz wohl das entscheidende ist.

L: Die Evolutionstheorie hat „Darwin“ zwar als Ausgangspunkt betrachtet, inzwischen aber weitreichende Änderungen innerhalb des eigenen Konzeptes erfahren. Die Ansätze sind zahlreich und teilweise sehr unterschiedlich. Insofern entstand auch der Begriff des Theoriegebäudes. Man könnte meinen, es sei unter den Wissenschaftlern der berühmte Kampf ums „goldene Kalb“ ausgebrochen, doch es ist wohl anders, man hat sich verlaufen und findet nicht zum Ursprung zurück. Dabei wird der Fokus immer enger und spezieller. Zu der eigentlichen Frage, ob sich durch natürliche Selektion Arten aus anderen Arten entwickeln, gibt es offensichtlich keine neuen Erkenntnisse. Es nimmt damit auch nicht wunder, dass sich weder die römisch-katholische noch die evangelische Kirche an den wissenschaftlichen Ergebnissen stößt. Denn sie betreffen den Menschen als „göttliche Schöpfung“ nur am Rande, sie scheinen nicht einmal ernsthaft die Theorie der Archetypen Blühers zu tangieren. Um es anzudeuten, man hat einen Common sense der Gesichtswahrung für alle Seiten gefunden.

B: Es ist den Forschern schon lange aufgefallen, dass alle festgestellten Entwicklungen sich stets nur in einer Richtung vollzogen, nämlich im Sinne einer weitergehenden Spezialisierung im Zuge der Anpassung an gegebene Verhältnisse aus den ursprünglichen Primitiv-Formen heraus. Primitiv-Formen aber sind am wenigsten einseitig festgelegt und enthalten verschiedene Möglichkeiten künftiger Entwicklung. Ist diese Entwicklung aber einmal vollzogen, so ist eine Rückentwicklung zu älteren, primitiveren universalen Bildungen nicht mehr möglich, jedenfalls ist sie nirgends festgestellt worden. Primitiv aber im Sinne der Paläontologie, also urtümlich, sind z.B. fünfzehige Füße und Greif-Werkzeuge, ein universales, weder auf speziell Pflanzen- oder Fleischnahrung eingerichtetes Gebiss usw. So hat das Pferd vom primitiven Waldtier eine ausgesprochene Spezialentwicklung zum pflanzenfressenden Steppentier, das sein Heil in der Flucht vor weniger schnellen Feinden sucht, durchgemacht, die Raubtiere, eine Spezialentwicklung zum Schlagen und Reißen, die Baum-Tiere zum Klettern usw.

Nur der Mensch hat seine alten primitiven Körperformen beibehalten, sich nicht angepasst und spezialisiert, er allein hat sich damit den Weg zur „Menschwerdung“ (wie man sich das so vorstellt!) offen gehalten, hat sich nicht an die erstbeste Gelegenheit verloren, sich seinen Gegnern durch irgendwelche Spezialisierung überlegen zu erweisen, sondern hat lieber alle möglichen Nachteile in Kauf genommen, eben um dieses, seines Menschseins willen, die ihn vielleicht oft bis an den Abgrund der Vernichtung geführt haben mögen, in denen er sich aber doch allen anderen Wesen überlegen erwies. Dies alles aber hat er freilich kaum „wollen“ können, sondern „es“ hat in ihm so und nicht anders gewollt. Thomas Mann schildert übrigens im „Hochstapler Krull“ sehr fein, wie jener Mann ängstlich alle möglichen freundlichen Angebote ausschlägt, die ihn vorzeitig irgendwie festlegen wollen. Er vermeidet sie peinlich unter allen möglichen Ausflüchten um der zunächst nur erahnten aber dann doch mit instinktiver Sicherheit ergriffenen künftigen Laufbahn willen. Und einem Hochstapler gleich mag sich der Mensch in den frühen Zeiten seiner Entwicklung gegenüber seinen Mitbewohnern tatsächlich ausgenommen haben.

L: Man muss vermuten, dass nicht nur Menschen als Einzelindividuen, sondern auch ganze Wissenschaftsbereiche, wenn sie einmal abgehoben haben und die Durchschaubarkeit ihrer Aktivitäten durch die Gemeinschaft nicht mehr gegeben ist, zu einer gewissen Hochstapelei neigen.

B: Der heutige Mensch ist (also) entwicklungsgeschichtlich älter als der heutige Affe. Bleibt für die Abstammungslehre nur übrig, beide auf eine gemeinsame Wurzel zurückzuführen, wie das die heutige Theorie ja auch tut. Dann aber ist es doch rein nominalistische Willkür, die möglicherweise gemeinsame Primitivform beider Stämme „Affe“ zu nennen und nicht „Mensch“; denn offensichtlich

hat die Natur die im archetypischen Potential enthaltenen Möglichkeiten der Entwicklung doch nur im Menschen erreicht, während sich der Affe in den Wald hinein verstiegen hat und irgendwann einmal aus dem gemeinsamen Stamm „entlassen“ worden sein muss. Ein Vorgang, den Edgar Dacqué eine „Urszene der Menschheit, die nur der Vertreibung aus dem Paradies zu vergleichen ist“, nennt. Das Ergebnis ist also: „1. Eine Abstammung des Menschen vom Affen ist aus Gründen der vergleichenden Anatomie unmöglich. 2. Die tatsächliche Beziehung, die hier vorliegt, ist entweder die, dass die beiden Stämme phylogenetisch nichts miteinander zu tun haben, der Mensch jedenfalls ein eigener uralter Stamm ist. Oder, wenn man ein Abstammungsverhältnis annehmen will, so umgekehrt, eines des Affen vom Menschen.“⁸¹

L: Das Fazit ist wohl: Dort, wo die Grundidee falsch ist, dort können auch die derselben nachfolgenden Forschungsschritte nur in die Irre leiten. Aber es ist zugegeben schwierig, das ins Nachhinein einzugestehen. Um es anders auszudrücken: den Blick auf den Dirigenten bei der Aufführung eines schwierigen Orchesterwerkes ersetzt nicht der beim Studium der Einzelstimme notwendige Fleiß. Soll heißen: ohne kritische Philosophie kann auch die übrige Wissenschaft nur ins Abseits geraten.

B: Dies alles aber ist noch rein empirisch gedacht und argumentiert. Die Philosophie geht einen anderen Weg, den Blüher⁸² in einem interessanten und für die Methodik der kritischen Philosophie aufschlussreichen Gedankenexperiment beschreibt: Er gesteht einem Forscherkollektiv, das ausgesandt wurde, den Darwinismus endgültig durch Auffindung der so lange vergeblich gesuchten „missing links“, der Zwischenglieder, zu beweisen, freigebig ein lückenloses Forschungsmaterial zu. Nicht dürftige Knochenreste haben sie ausgegraben, sondern in einem verborgenen Winkel der Erde ein paläontologisches Gelände entdeckt, in dem die gesuchten Urwesen lebendig angetroffen und ausgiebig beobachtet werden können: Da klettern niedere und höhere Affen in den Bäumen herum, und dazwischen tummeln sich allerhand Wesen, die mit Steinen Tiere erlegen oder gar instrumentenartige Werkzeuge dazu benutzen. „und nun beginnt das Messen und Wiegen“, da wird an Extremitäten Maß genommen, Schnauzen- und Stirnprofile werden gezeichnet und verglichen, die Stellung der Eckzähne untersucht, Gehirnmasse gewogen, das Volumen der Schädel festgestellt und was alles so üblich ist. Siegreiche Telegramme verkünden in aller Welt den vollen Erfolg der Expedition.

Unter den Forschern aber befindet sich ein kritischer Geist, ein philosophischer Kopf, der diesem Treiben belustigt zusieht und den Ergebnissen keinen Glauben schenkt. Er macht seine Kollegen darauf aufmerksam, dass es vielleicht wünschenswert sei, die zoologischen Gärten mit je einer Serie dieser Wesen zu beschenken, um mühelos allen Schulkindern ihre „Abstammung“ demonstrieren zu können. Sein Vorschlag erscheint vernünftig, aber er gäbe zu bedenken, dass die Darwinisten ja auch ihre Gegner haben, die ihre Lehren für volksverderblich halten und nicht ruhen werden, sie des Irrtums zu überführen. Dann aber sei es gefährlich, diese Wesen im zoologischen Garten einzusperren, denn wer wolle sie vor der Anklage der Freiheitsberaubung schützen, wenn es sich herausstellte, dass es sich gar nicht um Menschenaffen oder Affenmenschen, sondern um Menschen handelte, die man da in den Käfig gesperrt?

Und man habe ja auch einige dieser Wesen töten müssen, um ihr Gehirn zu wiegen und zu messen. Ob sie denn da nicht ein wenig unsicher geworden wären? Wie, wenn sie nicht als Jäger, sondern als Mörder gehandelt hätten? Wie wolle man denn überhaupt die Grenze zwischen Affe und Menschen ziehen, wo fängt der Mensch an und wo hört der Affe auf? Gerade durch diese reichhaltigen Funde sei ja die Frage der Grenzziehung (schon wegen der juristischen und moralischen Seite dieser Sache) ganz besonders akut geworden. Denn die ausschließlich nach der Stellung der Eckzähne und dem Volumen

⁸¹ Hans Blüher: Achse der Natur, S.332

⁸² Hans Blüher: Parerga zur Achse der Natur, S.63ff

der Hirnschale zu bestimme, sei doch eine recht fragwürdige Methode; denn hier werde doch einfach diktiert und willkürlich festgesetzt, wer schon als Mensch zu gelten habe und wer nicht. Und dieser Unfug habe ja schon seine katastrophalen Folgen gehabt, indem erst kürzlich ganze Menschenrassen vernichtet worden seien, weil sie aus rein nominalistischer Willkür als „untermenschlich“ abgestempelt worden seien. Diese Methode sei einfach falsch.

Die Empörung der Kollegen war ungeheuer. Welche Methode er denn anwenden wolle und für wissenschaftlich halte, wollten sie wissen. Nun – so antwortete er – er würde sie selber fragen, etwa: Wer von euch ist ein Mensch? In einer Sprache natürlich, die er inzwischen ein wenig erlauscht habe. Denn nicht was andere von ihm sagen sei entscheidend, sondern was der Mensch selber von sich weiß. Das Experiment wird gemacht, die Glocke angeschlagen, die sonst nur zur Fütterung ertönt, und die Wesen strömen herbei. Aber es gibt diesmal nichts zu essen bzw. zu fressen, sondern es wird nur die bewusste Frage gestellt. Und da geht eine merkwürdige Bewegung durch die seltsame Versammlung. Deutlich sieht man, wie einige verharren, aufhorchen, Zeichen geben, dass sie verstanden haben; andere aber suchen herum und trollen sich fort, als es doch nichts zu fressen gibt. Die Einteilung der nominalistischen „Wissenschaft“ aber hat sich als gänzlich unbrauchbar erwiesen. Vor allem: es gab nur zwei Gruppen, denn auch was in fragender Gebärde verharrte, gab doch zu erkennen, dass es zum Selbstbewusstsein erwacht war. – Das ist der platonische Weg in der Naturwissenschaft.

L: Apropos „Selbstbewusstsein“: zum einen wird darunter das aktive durch innere Denkvorgänge herbeigeführte Erkennen der eigenen Persönlichkeit verstanden. Der sich selbst Betrachtende ist hierbei nach Kant gleichzeitig Objekt und Subjekt.⁸³ Das kann er sein, weil er zwei unabhängig voneinander arbeitende Hirnhälften besitzt, wobei die eine ohnehin Denkformen archivierende und zuführende dem Subjekt nahesteht, die andere wahrnehmende dem Objekt. Eine durchaus fahrlässige Annahme scheint in diesem Zusammenhang zu sein, Tieren, die im Prinzip einen ähnlichen, zwei Hemisphären bildenden Gehirnaufbau besitzen, das Bewusstsein oder hier speziell Selbstbewusstsein grundlegend zu versagen. Insofern ist das Gedankenexperiment vielleicht etwas pauschal. Es lässt aber erahnen, dass die Seite von der wir eine Problembetrachtung angehen sehr deutlich darüber entscheidet zu welchem Ergebnis wir gelangen.

B: Wir spüren bei diesem Gedankenexperiment wieder die typische Umkehrung der Stromrichtung: Nicht von uns, dem so genannten „Menschengeiste“ geht der Strom der Erkenntnis und die Urteilskraft auf die Natur über, die sich zu fügen hat, sondern umgekehrt: wir empfangen die Erkenntnis von der Natur, die wir darum befragen müssen. – Umkreist der platonische Weg in der Wissenschaft das objektive Polgebiet der Natur, so tritt der Erkenntnisvorgang ja von dort in das transzendente Subjekt über und wird im Intellekt auch empirisch fassbar. Die letzte Gewissheit über die Unableitbarkeit des Menschenstammes müsste sich deshalb aus einer Untersuchung der transzendentalen Funktion des Intellekts gewinnen lassen, wie sie Kant begonnen und Schopenhauer fortgeführt hat. Für Schopenhauer ist der Verstand das „allgemeine Merkmal der Tierheit“ – wie wir sahen – voll und ganz an die anschauliche Welt gebunden, und natürlich „versteht“ auch das Tier seine Umwelt ganz genau und weiß sich in ihr sehr sicher, sicherer als der Mensch zu bewegen. Diese Tatsache, dass auch das Tier Verstand besitzt, erweckt den Eindruck einer erstaunlichen Intelligenz und hat – naiv hingenommen, unberaten durch die kritische Philosophie – oft genug als ein Argument für die Abstammungslehre herhalten müssen. Seht nur, so hieß es, wie der Affe den Werkzeuggebrauch „erfindet“, wenn er etwa eine Banane in direktem Zugriff ebenso wenig erreichen kann wie mit einem Stock, dann aber zwei Stöcke aufeinander steckt und so zu seinem Ziele kommt.

⁸³ <https://de.wikipedia.org/wiki/Selbstbewusstsein>

Da habt ihr die primitivsten Anfänge der „Arbeit“, denn die Arbeit ist's, die den Affen zum Menschen macht.

L: Einspruch Euer Ehren! Intelligenz hat auch ein Affe.

B: Die kritische Philosophie wendet ein, dass dem Affen seine Intelligenz ja gar nicht bestritten wird, dass er aber nur über Verstand verfügt und deshalb seine Kunststückchen nur in Gegenwart der anschaulichen Welt vollführen kann. Nimmt man ihm die Banane oder die Stöcke oder beides weg, so bleibt allenfalls eine Spur der Erinnerung zurück, die zum Verstande gehört und ihm beim nächsten Mal das bereits ausprobierte Verfahren erleichtern wird; aber er kann damit doch eigentlich nichts anfangen, denn er kann nicht „in Gedanken“ d.i. in der Phantasie, d.i. in der Vernunft weiter experimentieren. Er kann immer nur praktisch, d.h. anschaulich ausprobieren, aber niemals einem Arbeitsgange in Gedanken vorgreifen, um dann die Probe aufs Exempel zu machen. Denn das ist das Vermögen der Vernunft, die der Mensch allein besitzt. Blüher sagt es so: Kraft seines Verstandes vermag der Affe mit Steinen z.B. zielsicher zu werfen. Die durch keine Vernunft behelligte anschauliche Welt garantiert ihm diese (instinktive) Sicherheit. Hätte er auch Vernunft, „so könnte das armselig dekadente Wesen denken, dass es mit seinem Stein nicht trifft, und dieser tödliche Gedanke würde das Tier verwirren, es hätte einen Nachteil im Kampf ums Dasein, der bald zu seiner Ausmerzung führen würde ... Der Steinwurf des niedrigsten menschlichen Individuums ist ein gänzlich anderer Akt, durch die Einheit von Verstand und Vernunft geleitet; der Mensch zielt, und das ist ein Ausgleichsvorgang zwischen den beiden Aggregat-Zuständen des Intellekts, auf dem sein Leben beruht.“⁸⁴

L: Hier irrt der Meister und wir sollten auf die Variante der Abstammungslehre zurückkommen, die den Affen in jene aus der Art geratene Spezies „Mensch“ setzt, gemäß Genesis Kap. 6, Abs. 4 „... denn da die Kinder Gottes die Menschentöchter beschliefen und ihnen Kinder zeugten, wurden daraus Gewalttätige in der Welt und berühmte Leute.“ Jene Gewalttätige bzw. anderweitig Asozialisierte ausgegrenzt zu sehen und zu Primitiven degeneriert, das wäre vorstellbar. Im Übrigen gibt es auch innerhalb der Spezies „Mensch“ eine hinlänglich große Anzahl an Exemplaren, die nicht denkt, bevor sie etwas tut oder besser nur wahrnimmt mit ihren schwachen Verstandeskräften, aber Phantasie und Vernunft in keinem Moment zum Einsatz bringt. Bei Affen ist der Prozentsatz sicher viel höher aber auch dort gibt es Tiere, die allein durch ihren Blick verraten, dass sie mehr als rein triebhaft agieren, sondern vorausschauend. Damit ist ihnen in beschränktem Maße der Intellekt gegeben, der Verstand und Vernunft gemeinsam agieren lässt. Es ist die von Albert Schweitzers thematisierte „Ehrfurcht vor dem Leben“, die uns davor hüten sollte, nicht voll erklärbare Existenz minderwertiger einzuschätzen als uns selbst. Sonst geht es uns in unserer besserwisserischen Arroganz genauso wie den Expeditionsteilnehmern des gerade geschilderten Gedankenexperiments, und wir machen uns strafbar.

B: „im Archetypus des Menschen ist die Vernunft samt ihrem Anpassungsradius vorgesehen. Das Tier ginge an ihr zugrunde, der Mensch kann sie eben gerade ertragen. Wer also behaupten will, dass je ein Mensch sich aus einem anderen Tier ‚entwickelt‘ habe, dass er von ihm abstamme, der müsste beweisen, dass es zwischen dem Apfel der anschaulichen Welt und dem begrifflich gedachten einen Entwicklungsvorgang gibt, also Zwischenglieder ... Die Vernunft kann nur aus dem Verstande entspringen plötzlich wie ein Quell aus dem Waldgrunde, gemäß dem plötzlichen und sofort gelingenden Akte der Abstraktion. Und wir haben sehr triftige Gründe anzunehmen, dass dies einmal – einmal! –

⁸⁴ Hans Blüher: Achse der Natur, S.312f

dem ganzen Menschengeschlechte widerfahren ist, sodass es als ein Schicksal auf es herabkam, nicht aber als „Entwicklungsstadium“⁸⁵.

Dies ist der Versuch – vielleicht noch nicht mehr als ein Versuch – einer transzendentalen Kritik einer so handfest-empirischen Sache wie der Entwicklungslehre. Blüher macht sich die Kritik zunutze, die schon von der platonischen Philosophie her gegen sie geltend gemacht werden muss, jener Philosophie, die man im neunzehnten Jahrhundert meinte für rückständig und überwunden halten zu können, die aber ihre unverwüstliche Kraft in ihren positiv-kritischen Elementen auf Neue erwies, und verbindet sie mit Kants transzendentalen Kritizismus subjektiver Art, der von Schopenhauer an diesem Punkte ganz wesentlich gefördert worden ist: Alle Tierheit ist mit dem bloßen intellektuellen Vermögen des Verstandes an das anschaulich Gegebene, d.h. die Welt der Erfahrung gebunden. Die Archetypen garantieren wohl den Bestand der einzelnen Arten, solange die Umweltbedingungen den archetypisch festgelegten Anpassungsmöglichkeiten entsprechen, aber das archetypische Potential hinterlässt im Intellekt der Tiere keinerlei Spuren, denn dazu bedarf es der Vernunft als subjektiven Partner.

Vernunft aber umspielt gewissermaßen als das freie Element des Intellekts den bis in die tierischen Instinkte hinein festgelegten Verstand, weshalb ja Vernunft das eigentliche Schicksal des Menschen geworden ist, das ihn wahrhaft genug belastet und mit dem er immer wieder nur mit Mühe fertig-zuwerden imstande ist. Die Sicherheit, mit der alle Tierheit in seine Umwelt hineingebunden ist, ist erkaufte um den Preis einer fast vollständigen Fesselung an ihre Bedingungen, in denen die Möglichkeiten der Anpassung stets sehr beschränkt sind. Der Mensch allein hat sich von diesen Fesseln in ganz erstaunlichem Maße befreit, hat dafür aber die Last seiner Freiheit zu tragen, die ihn nicht an das gegenständlich Gegebene, wohl aber an das bindet, was er kraft seiner frei spielenden Vernunft zu erlauschen vermag von wirklich objektiven Gesetzmäßigkeiten und Zusammenhängen, die ihm sein Menschsein als Mensch garantieren. Der Unterschied im transzendentalen Ort und Rang zwischen Mensch und Tier ist so offensichtlich und auch so erheblich, dass dagegen naiv-realistische „weltanschauliche“ Folgerungen aus einer philosophisch schlecht beratenen empirischen Wissenschaft so gut wie nichts bedeuten. Oder wollen wir immer noch die gewissenhafte Registrierung und „Auswertung“ tausender von Messungen körperlicher Organe als sichere Grundlage philosophischer Erkenntnisse anerkennen?

L: Mit Sicherheit nicht, wir sollten uns vielmehr gewahr werden, dass die Schwächen, die hier am Beispiel der Entwicklungstheorie vorgetragen wurden, alle Bereiche der Wissenschaft erfassen, die sich nicht mehr im Kontext mit der Philosophie entwickeln. Die Medizin ist dafür das tragischste Beispiel. Diese hat ihren Mantel beginnend mit der Aufklärung als Geistesepoche gewandelt, ist aber im neunzehnten Jahrhundert sehr bald von der hier umfänglich besprochenen Wissenschaft mit ihren Wägen und Messen in Geiselhaft genommen worden. Anstelle von „Heilung“ setzte man in diesem Prozess immer öfter das unbestimmte Wort „Gesundung“. Dahinter kann sich viel verbergen nur eben nicht der vollständige Rückgewinn jener Freiheitsgrade, mit der uns die Natur im Grundsatz ausgestattet hat. Die Spezialisierung der medizinischen Arbeitsrichtungen in Verbindung mit einer immer stärkeren Kommerzialisierung hat eine kritische Philosophie als Pendente dabei kaum noch möglich, für viele überhaupt nicht wünschenswert gemacht. Durch die technische Aufrüstung wurden ganze Archive der vom Objekt ins Subjekt gewanderten „menschlichen Wahrnehmungen“ in der medizinischen Praxis entbehrlich. Das sind übersetzt jene im Gehirn gespeicherten Musterbilder, die eine Krankheit erst diagnostizierbar und in Verbindung mit der Vernunft bewert- und nutzbar machen. Die Homöopathie Samuel Hahnemanns ist neben der aus einem anderen Kulturkreis kommenden traditionellen chinesischen Medizin eine der wenigen Herangehensweisen, die eine

⁸⁵ ebd.

„Heilung“ im wirklich medizinischen Sinne noch möglich erscheinen lässt. Die Aufnahme der Symptome erfolgt dabei tatsächlich durch eine „Umkreisung“ des objektiven Pols des Patienten, bis es durch die Vielfalt der Fragestellungen gelungen ist die Ursache eines „Übels“ mit sehr hoher Wahrscheinlichkeit bei der Wurzel zu packen. Das bei einer solchen Fallaufnahme entstandene Musterbild führt im transzendentalen Subjekt des Therapeuten mittels freien Spiels der Vernunft zu Lösungsansätzen in der Arzneimittelwahl. Manchmal benötigt der Patient aber auch keine Medikation mehr, weil die Methode der Abfrage ihn selbstständig jenen geistigen Impuls verschafft, der bei andern erst durch das gespiegelte Arzneimittelbild entsteht. Hier schafft zwar die „Methode“ eine neue Wirklichkeit, aber sie schafft „Neues“ nur in dem Rahmen, den es vordem schon gegeben hat, ehe die notwendigen Musterbilder im Prozess der Nutzung defragmentiert worden sind.

VI. Vom transzendentalen Ort der Liebe

Ihr Weisen, hoch und tief gelahrt,
die ihr's ersinnt und wisst,
wie, wo und wann sich alles paart,
warum sich's liebt und küsst;
ihr hohen Weisen, sagt mir's an,
ergrübelt mit, wo, wie und wann,
warum mir so geschah!

Bürger

B: Es ist eine erstaunliche Tatsache: Über die Liebe ist erstaunlich wenig philosophiert worden, und der arme Bürger bleibt mit seinem flehentlichen Appell an alle Weisen „hoch und tief gelahrt“, ihm doch zu deuten, ja zu „ergrübeln“, was ihm da eigentlich geschah, „warum sich's liebt und küsst“, fast ohne jede Antwort. Zwar war von „natürlicher Zuchtwahl“ die Rede bei Darwin und bald darauf bei Nietzsche vom „Hinauf“ – statt „Fortpflanzen“ des Menschengeschlechts, hinauf zum „Übermenschen“ und Messias einer neuen Heilszeit. Aber eben dies war offensichtlich ebenso wenig von Liebe geredet und philosophiert wie es Schopenhauer in der eigentlichen Tiefe erfasst hat mit seinem Kapitel über die „Metaphysik der Geschlechtsliebe“. Hier überall ist „Liebe“ nur als Mittel zum Zweck gesehen, als der große Betrug der Natur, das Leben zu erhalten und womöglich zu erhöhen. Nicht aber ist ergrübelt, warum mir so geschah. Das heißt, die Liebe ist in ihrem philosophischen Rang nicht gewürdigt und erkannt. Vielleicht war Kierkegaard in seinem unvergleichlichen Kapitel über die „Stadien des unmittelbar Erotischen“ der philosophischen Entdeckung dieses Ranges noch am nächsten mit der scharfsinnigen Analyse des Don Juan als „sinnliche Genialität, bestimmt als Verführung“. Aber er war wohl zu sehr an sein persönliches Schicksal und Erleben gefesselt, als dass er mit dem nötigen kritischen Abstand die transzendentalen Phänomene der Liebe hätte finden und in läuterndem Nachdenken durchleuchten können.

L: Fürwahr, es ist seltsam und doch wieder verständlich, da die Liebe doch so universell und zugleich flüchtig ist, dass man sie eigentlich überall finden kann, dort, wo sich junge Menschen scheu ein erstes Mal begegnen, berühren, küssen, ein andermal dort, wo sich ein Greis und eine Greisin sanft die Hände halten in Stunden der Rückschau, sogar im Wirken der von ihrer Arbeit beseelten Wissenschaftler finden wir sie, nicht zu vergessen aber auch dort, wo uns von heiligen Menschen gesprochen wird, die völlig aufgehen in ihrer Hingabe an die Nächsten, das Tier- und Pflanzenreich und natürlich Gott. Es scheint mir deshalb sehr schwer, das Phänomen „Liebe“ in einer Tonart zu fassen, noch dazu in der des späten neunzehnten Jahrhunderts, welches eine hohe sinnliche Zerrissenheit spiegelt und unendlichen Pathos. Doch ...

B: Einen Vorzug haben diese Denker des neunzehnten Jahrhunderts alle: Sie reden von der Liebe, wie sie positiv gegeben und jedermann greifbar ist, nämlich von der „sinnlichen“ Liebe und Verführung des Don Juan, die sich bei Kirkegaard zum Problem der „ehelichen Liebe“ auswächst und die Schopenhauer so barsch und brutal „Geschlechtsliebe“ nennt. Wir erkennen darin einen positiven Zug, nämlich das Bestreben, sich nicht ins Wolkenkuckucksheim zu verflüchtigen, wo den Dingen ihr eigentümlicher Geschmack und Duft verloren geht und sie zu nichts sagenden Floskeln werden. Philosophie hat, wenn sie der Erkenntnis dienen will, nahe an den Dingen zu bleiben und darf sich nicht in die dünnen Bereiche der Abstraktion verflüchtigen, wo alles sonnenklar ist und schrecklich billig wird. Dies ist wohl als ein Beitrag der Liebe zu würdigen: dass man dabei niemals absehen kann von dem empirischen Boden, in dem sie wurzelt, dem Geschlechtlichen und Erotischen, das eine sichere und unverlierbare Basis für alle „feineren Bezirke“ abgibt.

L: Es ist ja allemal das Problem, dass Liebe in beiden Zonen verdorrt, in der rein geistigen wie in der nur materiellen. Sie ist vielmehr das Produkt der Einlassung des Geistigen mit dem Materiellen, des Aufeinanderzugehens und gemeinsamen Überwindens von Gegensätzen in größtmöglicher Aufgeschlossenheit und Sympathie. Zwischen Mann und Frau – so könnte man fast meinen – gibt es die Liebe, um sie tagtäglich vor Augen haben zu können in ihrer ganzen Dimension vom geschlechtlichen bis hin oder gerade erst dadurch hin zur Vereinigung im Geiste und Aufgehen in einer gemeinsamen Seele. Insofern ist die Zuordnung der Geschlechtsliebe im Metaphysischen, wie Schopenhauer es macht, überhaupt nicht falsch. Wenn wir diesen Parcours auf dem Feld der Phantasie und Hingabe aber auch Verantwortung gemeistert haben, dann stehen uns so unendlich viele andere Türen offen, aus Menschenliebe, Liebe zur Menschheit, zur Natur, zum Universum, zu jenem Schöpfungsakt, der uns niemals voll erklärlich aber in seiner Rätselhaftigkeit und Unergründlichkeit umso faszinierender ist. Die Dichter haben die Liebe mit viel Aufmerksamkeit bedacht – man verinnerliche sich einige Zeilen des Hohelied Salomos aus dem Alten Testament in seiner berührenden Zärtlichkeit:

„Horch! Mein Geliebter!

Sieh da, er kommt.

Er springt über die Berge,

hüpft über die Hügel.

Der Gazelle gleicht mein Geliebter,

dem jungen Hirsch.

Ja, draußen steht er

an der Wand unsres Hauses;

er blickt durch die Fenster,

späht durch die Gitter.

Der Geliebte spricht zu mir:

Steh auf meine Freundin,

so komm doch!

Denn vorbei ist der Winter,

verrauscht der Regen.

Auf der Flur erscheinen die Blumen;

die Zeit zum Singen ist da.

Die Stimme der Turteltauben

ist zu hören in unserem Land.

Am Feigenbaum reifen

die ersten Früchte;

die blühenden Reben duften.

Steh auf meine Freundin,
meine Schöne, so komm doch!“

Das Hohe Lied Salomos (in der Einheitsübersetzung von 1980)

Was aber hinterließen die Philosophen ... ?

B: Geht man weiter in der Geschichte des Philosophierens zurück, kann man in ihrem Buche ein Jahrhundert nach dem anderen umwenden und findet an wirklicher Philosophie der Liebe so gut wie gar nichts, was umso erstaunlicher ist, als in allen diesen Jahrhunderten Dichtung und Lieder, Oper und Schauspiel zum Bersten gefüllt sind von Stoffen der Liebe; ja irgendein Kunstwerk, und sei es noch so bescheiden überhaupt nicht denkbar ist ohne das heimlich oder offen proklamierte Thema der Liebe. Von Werthers Leiden über Romeo und Julia bis hin zu Balladen eines Francois Villon oder dem leidenschaftlichen Briefwechsel zwischen Abälard und Heloise, von den Minnesängern über die klassische Oper bis zu den Romanen und Liedern der Romantik ist es die Liebe, die die Menschen in Atem und Spannung hält, sie beglückt und zu höchsten Leistungen spornt oder aber in den Abgrund der Verzweiflung und tragischen Unglücks stürzt. Nur die Philosophie geht an solchen wahrhaft zum Nachdenken reizenden Phänomenen achtlos vorbei. Wie ist das zu erklären? Nur aus jener allzu großen Lebensnähe und Verstricktheit in undurchdringlich dunkle Bereiche, die die Liebe als Thema der Philosophie suspekt erscheinen ließ? Aber das war ja nicht immer so. Platos „Symposion“ ragt als genialer Griff nach dem transzendentalen Ort des Phänomens der Liebe in einsamer Größe heraus. Aber er ist in der Philosophie ohne Nachfolge geblieben. Niemand hat sich wieder an dieses Thema gewagt.

Das aber hat zweifellos seine Ursache in dem Aufkommen des Christentums, das sich – obwohl vom Alten Testament her durchaus lebensoffen und sinnenfroh – auf merkwürdige Weise mit asketischen Tendenzen des Orients verband und so die Liebe in einen „anderen Stand“ versetzte. Als „Religion der Liebe“ proklamiert, verkündet es die heilige und hehre Gottesliebe als Liebe, die Gott zu uns hat und die wir ihm erwidern, mit solch einer unwiderstehlichen Kraft, dass das, was Menschen bisher Liebe nannten und von der allein sie wussten, fast zur Bedeutungslosigkeit herabsank. Dagegen wäre nichts zu sagen, wenn hier einfach ein Naturvorgang höherer Art einen anderen von geringeren Grade in sich aufnimmt und förmlich aufsaugt. Aber sehr deutlich zeichnet sich ab, dass dies erst einen harten Kampf kostet, der so gar nicht gelingen kann. In Augustins „Bekenntnissen“ ringt sich die „höhere“ Gottesliebe mühsam gegen erotische Enttäuschungen und sinnlich-geistigen Ekel durch, bei Bernhard von Clairvaux auf der Höhe des Mittelalters scheint die mystische Sublimierung der „Sinnlichkeit“ nahezu gelungen, doch neben ihm steht das Liebespaar Abälard-Heloise; und neben der Imitatio Christi des Thomas a Kempis eine so unverwüstliche Gestalt wie Francois Villon mit seinen wahrhaft obszönen und zotigen Liedern, die freilich sehr viel, und wohl mehr als alle sublimierte Mystik, mit dem Thema der einen untrennbaren Liebe zu tun haben. Am Ausgang des Mittelalters aber zeigt ein so humorig-ernsthaftes Dokument wie die „Dunkelmännerbriefe“, dass die Schlacht verloren ist und das Thema der Liebe neu durchdacht werden muss.

L: Jede Umwälzung in der Gesellschaft hat noch immer mit einer neuen Sicht auf die Liebe zu tun. Ganz einfach, weil diese Liebe Vielen innerhalb der bestehenden gesellschaftlichen Regularien vergangen ist, weil die „Gegenspieler“ notwendiger Liebesakte keine Freude mehr aneinander haben oder eben keine Nähe finden, weil eine unkreative Langeweile vorherrscht, mit dem sehnlichen Wunsch nach Zündenden und Krachenden wie Silvesterraketen.

Lieblosigkeit hat deshalb auch immer mit Polarisierung zu tun und Lagerbildung bis zum Hass.

B: Da aber war es Luther, der weniger durch abstraktes Denken als vielmehr durch die kühne Tat seiner Heirat mit Katharina von Bora die Liebe wieder fest in jenem Wurzelgrunde verankerte, gegen den man so lange und am Ende doch vergeblich angekämpft hatte. Das anstößige Beispiel, dass der Mönch die Nonne ehelicht, wirft den künstlichen Überbau einer „feineren Liebesart“ um und lässt Liebe in ihrer urwüchsigen Kraft und naturgegebenen Art wieder unverhüllt hervortreten. Für die Philosophie war damit aber noch nichts gewonnen, denn allzu rasch wurde nun ein anderer „Überbau“ an die Stelle des alten gesetzt, die Liebe voreilig in den moralisch unanstößigen ehelichen Bereich eingefriedet und dort mit den naiv realistisch verstandenen ehelichen „Pflichten“ und „Rechten“ für gottgewollt erklärt und damit eigentlich von vorn herein alle gedankliche Durchdringung und Klärung verhindert. Man sieht: Die Religion der Liebe hat ein ganz eigentümliches Verhältnis zu dem, was als Liebe in aller Welt bekannt, geübt, belacht und besungen wird und was den Stoff aller menschlichen Tragödien und Komödien liefert. Der Protestantismus in neuerer Zeit war aber am wenigsten in der Lage, einen wirklichen Beitrag zu diesem Thema zu leisten oder auch nur die Philosophie dazu anzureizen und aufzumuntern; denn er erschöpft sich weithin in vornehmer Geistigkeit und Verachtung allen Fleisches, was sich auch heute noch in einer gewissen Hilflosigkeit gegenüber der „Welt“ und ihrem Treiben kundtut.

L: Springen wir da nicht schon wieder zu kurz, wenn wir nur den Sonderfall der Liebe zwischen Mann und Frau betrachten. Schon Platos Symposion zeigt uns doch ganz andere Dimensionen. Und es erinnert uns, dass jede Überwindung vorhandener Gegensätze einen Akt der Liebe erfordert. Plato lässt den Arzt Eryximachos auf den Heilkünstler gemünzt sagen: „Er muss nämlich imstande sein, das was im Körper das Feindseligste ist einander befreundet zu machen und in gegenseitige Liebe zu versetzen. Das Feindseligste aber ist das Entgegengesetzte: das Kalte dem Warmen, das Bittere dem Süßen, das Trockene dem Feuchten, und alles übrige von dieser Art.“⁸⁶ Steckt darin nicht auch das Prinzip der Dialektik, welches, wenn es wirken will, auf Liebe baut? Denn schließlich lässt der aufgelöste Gegensatz von + und – das Licht erstrahlen, wie jede Glühbirne beweist, oder er bringt den Motor zum Rollen. Es wirkt so, als ignoriere die Religion, die die menschliche Liebe über Jahrtausende in verschiedene „Gefängnisse“ sperrte, in ihrer bornierten Deutung von Geist und Körperlichkeit (Fleisch) noch immer das Wirken der Liebe als universelle Gesetzmäßigkeit. Das kann nur daher rühren, dass man „Gott“ nicht richtig verstanden hat der/die /das in Wirklichkeit Universum heißt.

In der Erzählung „Wie Bach nach Dresden kam“ umreißt der Autor Ralf Günther die Wirkung einer Komposition dieses großen Meisters, die er an der Fritzsche-Orgel der Dresdner Schlosskapelle erklingen lässt: „Der Kirchenraum wurde durchbraust von einer gewaltigen Fuge, die reicher war als alles Das Thema wanderte nicht nur nach den Regeln der Kunst durch alle Stimmen, sondern verflocht sich auf kühnste Weise mit seinen Gegenstimmen, wurde aus allen Perspektiven beleuchtet, infrage gestellt, bestätigt, gewendet und gedreht, erschien in den unterschiedlichsten Varianten vom französischen Duett bis hin zu einer Art verspieltem italienischen Concerto, und das war wohl das Erstaunlichste dabei, türmte sich nicht nur zu überwältigender musikalischer Architektur, sondern steigerte sich auch in einer erhebenden Leidenschaft, die die Hörer zutiefst ergriff. Nicht einzelne Stimmen glänzten hervor, nein, vielmehr spannte sich ein atmender Klangraum in die Gewölbe und entrückte die Zuhörer in höhere Gefilde.“⁸⁷ Welche Liebe!

B: Die Religion der Liebe, so scheint es, hat ihre Kraft verloren, seitdem sie der Liebe untreu wurde. Hier aber tritt nun die Philosophie „in vollem Aufgebot“ an. Während die Theorie der Wissenschaften

⁸⁶ www.opera-platonis.de/Symposion.pdf nach der Übersetzung von Franz Susemihl. In: Platon's Werke, Stuttgart, 1855, bearbeitet S. 9

⁸⁷ Ralf Günther: „Als Bach nach Dresden kam“ Auszug in: SZ vom 27./28.09.2018

sich immer weiter von den naiven Anschauungen des Alltags entfernt und der Abstand zwischen den „Wissenden“ und den Möglichkeiten, ihre Erkenntnisse in die normale Sprache gewöhnlicher Menschen zu übersetzen, immer größer wird, zeigt die kritische Philosophie, dass jeder, auch der nicht philosophierende Mensch, in einer unmittelbaren transzendentalen Verflechtung drinsteckt und mit dem Geheimnis seiner Person an das Weltgeheimnis rührt, um dessen Enthüllung so viele und schwere Gedankenarbeit auf philosophischen Gebiet geleistet worden ist, die der Masse der Menschen wohl für immer verschlossen bleiben wird. Das Thema von der „Achse der Natur“ und ihrem „transzendentalen Kontinuum“ gewinnt hier noch einmal eine völlig untheoretische praktische Lebensbedeutung und wird gewissermaßen aktuell.

L: Werden damit endlich auch andere verschiedenartig „aufgeladene“ Daseinsebenen der Liebe in ein philosophisches Konzept gebracht?

B: „Man kann durchaus nicht alles und jedes in den Rang der Philosophie erheben“, sagt Blüher: „Alle Mühe würde vergeblich sein, etwa die Genüsse des Gaumens und der Zunge als Philosophie zu behandeln ... das Triebgebiet des Hungers bleibt philosophisch steril ... Beim Liebesleben aber ist das anders. Es gibt der Natur Stoffe, die leuchten, und andere, die im Dunkeln bleiben; so phosphoresziert das Geschlechtsleben, der Hunger aber nicht. In jenem ist etwas enthalten, das einen philosophischen Ort hat, etwas, dem transzendente Bedeutung zukommt, ja, das sogar von ‚transzendentalen Gebrauch‘ ist.“⁸⁸

L: Ist es nicht so, das Alles was einen empirischen Ort hat auch einen philosophischen haben sollte?! Wie wollte die Philosophie die Welt erklären, wenn sie sich in deren Betrachtungen nur die Rosinen herauspickt?

B: Dann aber gilt auch: „Entweder die Liebe ist Trieb, wie der Hunger, und veredelt, vergeistigt sich möglicherweise, wie das ja auch der Hunger in der Form des Gourmandise tut;

L: Und warum nicht?

B: ... dann kann sie gar nicht Gegenstand der Philosophie und überhaupt einer besseren Erwägung sein, sondern gehört, wie alles bloß Empirische, unter die Einzelwissenschaften: Medizin, Psychologie, Ethnologie. O d e r a b e r: die Liebe ist O r g a n, wie das Auge, dann ist ihr ein Objekt zugehörig, und sie selber hat einen transzendentalen Ort im Subjekt.“⁸⁹

L: Hier manifestiert sich wohl gerade eine sehr eloquente Auffassung darüber, was würdig ist in den Olymp der Philosophie einzuziehen. Vielleicht ist das Spektrum dessen, was Liebe alles sein kann, auch überhaupt nicht ausgelotet. Der Gedanke, dass komplexere Vorgänge, wie die Liebe, einen wie auch immer gearteten realen Organzusammenhang rechtfertigen, ist dabei gar nicht von der Hand zu weisen, ganz sicher auch nicht der transzendente Ort im Subjekt. Die Flüchtigkeit, besser Zerbrechlichkeit des „Gegenstandes“ bedingt nach dem Ähnlichkeitsprinzip allerdings geradezu eine ebenso flüchtige wie zerbrechliche „Materialität“ des Organs selbst. Es in einem Netzwerk zu lokalisieren, welches den gesamten Organismus durchzieht, liegt da nicht fern. Im Synonym „Zwischengewebe“ drückt sich zu Deutsch nämlich genau das aus, was die „Liebe“ vermag: zu vermitteln zwischen Strukturen und Grenzflächen anderer Organe.

B: Zugegeben: es ist schwierig, sich von der Liebe als „Organ“ einen klaren Begriff zu machen; denn es handelt sich ja gerade nicht um bloß Empirisches, wie etwa das „Geschlechtsorgan“, sondern eben um Liebe im vollen Sinn des Wortes. Aber es geht hier zunächst wohl nur ganz einfach darum, dass

⁸⁸ Hans Blüher: Achse der Natur, S.106

⁸⁹ ebd. S.109

wir aufhören, die Liebe als „Trieb“ anzusehen, d.h. sie aufzuspalten in das bloß Empirische des Geschlechtslebens, das nicht viel oder eben nur das allernötigste zu tun hat mit der Edelliebe des Geistes oder Herzens. Beides ist nämlich in dieser Aufspaltung nicht eigentlich, nicht richtig gesehen und verstanden. Es ist da immer nur von „Empfindungen“, „Erlebnissen“ oder auch gar von „Befriedigung“ die Rede, also von lauter Dingen, die der Oberfläche dieser Sache und damit dem Naturvordergrund durchaus zugehören, aber sie nicht in der Tiefe erfassen. Darum aber ist es der Philosophie zu tun, deshalb also Liebe als Organ, als Organ für etwas, wofür diese Organ nur Empfänger, allenfalls Träger, aber niemals Erzeuger ist, so wie etwa der leere Magen der physische Erreger des Hungers ist, der dann nach Befriedigung knurrt. Liebe erstreckt sich in die Tiefendimension der Natur hinein und hat damit ebensolchen Anteil am Bau der Welt wie der Verstand, der die Wissenschaft und die Natur „ermöglicht“, nur dass die Liebe unmittelbar bis in das objektive Polgebiet hineinreicht und damit den Menschen als Person „ermöglicht“.

L: Der Gedanke an ein Organ das Empfänger ist, allenfalls Träger, aber niemals Erzeuger, überzeugt nun auch wieder nicht, denn gerade die Liebe erfährt man doch erst, wenn „Geben“ und „Nehmen“ zueinander gehören. Diese Dualität macht ihren Wert als Vermittler, was sie nicht könnte, wenn sie sich höherstellte in der Hierarchie der Organe. Im Gegenteil, ihre Kraft erwächst aus nicht vorhandener Kraft. Sie erblüht, indem sie sich hingibt. Sie vermag es aktiv und passiv in einem zu sein. Ob es so etwas wie Liebe bei Tieren gibt, wissen Tierverhaltensforscher sicher genauer. Ein selbst erlebter Fall bewies, dass Ziegen zu tiefster Trauer gegenüber ihrem Partner fähig sind, was im Umkehrschluss eine intensive Verbindung, vielleicht sogar Liebe bedingt.

B: Dies aber widerfährt im strengen Sinne nur dem Menschen, wie sehr auch immer die Art seiner Fortpflanzung, in der ja die Liebe ihren „Sitz im Leben“ hat, äußerlicherweise der der höheren Tierarten ähnelt oder sogar gleichkommt. Schopenhauer, dessen Philosophie ja fast nirgends die transzendente Raumtiefe der Natur auslotet, sondern immer irgendwo in „Metaphysik“ stecken bleibt, hat diesen Unterschied zwischen Mensch und Tier nicht wahrhaben wollen. In zornigen Ausbrüchen, die einem Advokaten des Tierschutzvereines Ehre machen würde, eifert er dagegen, dass bis in die Sprache hinein das Denken einen klaren Wesensunterschied zwischen Mensch und Tier gesetzt hat, indem die Vorgänge um Zeugung, Geburt und Tod hier und dort mit ganz verschiedenen Worten bezeichnet werden. Für ihn ist es der eine, einzige, durchgängige „Wille zum Dasein“, der Mensch und Tier gleichermaßen beherrscht, der nun allerdings nicht den Menschen zum Tier degradiert, sondern die Mitverantwortung des Menschen für alle Tierheit wecken will, ein ethisch zweifelsfrei sehr hoher Gedanke. Aber die philosophischen Voraussetzungen, auf denen er ruht, sind eben doch nicht haltbar.

L: Carl Huter weist in seiner Psycho-Physiognomik des Menschen der Willensachse die Diagonale zwischen Kinnschuppe und höchstem Punkt des Hinterkopfes zu.⁹⁰ In der Kraftrichtungsordnung aus Natur- und Lebenskräften nimmt der „Wille“ damit eine prominente Stellung ein. Das bezweifelt die Philosophie sicher gar nicht. Ihn zum „Beherrscher des Daseins“ zu machen ist aber spekulativ. Schopenhauer geht in seiner durchaus agnostischen Weltanschauung mithin an Höherem vorbei. Das kann man beklagen. Grundsätzlich aber führt er durch seine Nichteinlassung auf Elitäres, welches das „Menschsein“ über die Existenz des Tieres stellt, die Ethik mit seinem eigenen Willen ein Stück näher an das heran, was echte Freiheit erlangen lässt. Die christliche Kirche, als vermeintliche Hüterin des Religiösen, hat dies bislang nur sehr verständnislos quittiert. Wahrscheinlich, weil die Schöpfungsgeschichte ihr das „Übermenschentum“ durch Herrschaft übers Tier- und Pflanzenreich verspricht.

B: Da Schopenhauer zwischen Mensch und Tier keinen wesentlichen Unterschied sieht, ihm aber in den einzelnen Arten eine verschiedene und unterschiedlich starke Ausprägung des Willens zum Dasein

⁹⁰ Carl Huter: Illustriertes Handbuch der Menschenkenntnis, S. 135

zum Ausdruck zu kommen scheint, sieht er in den kraftvollsten Tierarten die wohl gelungenste Verkörperung jenes Urprinzips, das er meinte gefunden zu haben. Nun las er eines Tages, wie Blüher berichtet, dass im Frankfurter Zoologischen Garten der vorgesehene Begattungsakt eines Löwenpaares angekündigt war. In der sicheren Erwartung einer Bestätigung seiner Theorie, dass sich der Akt der Kopulation „in besonders riesiger Aufwallung vollziehen müsste, da ja der Löwe eine ungleich stärkere Objektivation des Willens sei als ein Mensch“, ging er hin. Aber „seine Erwartung wurde getäuscht; er stellte fest, dass die Affektäußerung weit hinter der des Menschen in gleicher Lage zurückstand und eher eine gewisse Nüchternheit an sich hatte.“ Und Blüher zieht daraus den Schluss, den Schopenhauer nicht gezogen hatte: „Die Stärke der Geschlechtslust nimmt also nicht zu mit der Stärke der Objektivation des Willens in einer Tierart; sondern der Mensch, die weit schwächere, hat einen Zuschuss an Wollust, die noch dazu qualitativ von der tierischen abweicht.“⁹¹

L: Wenn zwei Personen unterschiedliche Standpunkte besitzen, so muss dennoch keiner der Standpunkte richtig sein. Überhaupt, wenn wir mal hypothetisch davon ausgehen, dass der Mensch „mehr“ als andere Kreaturen darstellte, berechtigt ihn das über sie zu herrschen? Welche Prämissen bestimmen außerdem das „mehr“? Die stärkste Kette bricht an ihrem schwächsten Glied! Heißt das nicht auch, alles ist in einem viel größeren Zusammenhang, als es das Ego des Menschen manchmal überschaut, wichtig? Und sind nicht gerade die Gegensätze, hier: „wenig“ da „mehr“ – wie schon Plato verrät – das eigentliche Betätigungsfeld der Liebe? Der unmittelbare Vergleich zwischen Mensch, Tier und Pflanze ist, weil zu einer anderen Kategorie gehörend, auch philosophisch gar nicht angesagt. Dennoch können Pflanzen und Tiere unsere ganze Liebe erfahren, wie auch ein Tier uns seine ganze Liebe zu geben fähig ist. Die Ausprägung des Willens zum Dasein mit der Wollust gleichzusetzen, erscheint gewagt und doch gibt es viele Beispiele in der Menschheitsgeschichte, dass starke Persönlichkeiten auch ein starkes Triebverhalten im Sexuellen aufweisen. Ob allerdings ein Löwe oder Mensch immer Lust hat zu kopulieren, kann wohl bezweifelt werden. Was ist nun falsch an Schopenhauers Position?

B: Den Unterschied, den Schopenhauer nicht sehen wollte, sieht Blüher in voller Schärfe: „Innerhalb der Tierheit tritt der Geschlechtstrieb als eine bloße Lustprämie auf, die das einzelne Tier dazu antreibt, den Begattungsakt überhaupt zu begehen ... Es ist hier echter Trieb, wie Hunger, der ja auch eine Lustprämie ist, um das Tier zur Aufnahme der Nahrung zu bewegen. Beide liegen voll im Biologischen. Die menschliche Wollust dagegen ist dämonisierter Geschlechtstrieb; es liegt hier der Einbruch einer Macht vor, die keinen biologischen Ursprung hat“ „Beim Menschen – und nur bei ihm! – reißt sich die Wollust vom Dienst an der Gattung los, sie ist nicht selber ‚Gattungstrieb‘, sondern autonom, ob sie gleich in verschwindend geringen Fällen, verglichen am Ausmaß ihrer selbstherrlichen Betätigung, die Befruchtung zur Wirkung hat. Es steht hier nicht zur Rede, ob sie etwas Gutes oder Verdammenswertes ist, sondern nur ihre Unableitbarkeit vom tierischen Gattungstrieb. Der Mensch hat wahrlich genug mit ihr zu schaffen, und es gibt genügend Einwände gegen sie; aber eben ‚tierisch‘ ist sie eben nicht. Wer, von ihr übermäßig bestürmt, glaubt fürchten zu müssen, ‚zum Tier herabzusinken‘, den kann man beruhigen, da um eben dieses Ziel zu erreichen, sehr viel mehr dazugehört: dieser Ausweg in die Unschuld ist ihm versperrt. Nur freilich eines kann ihm passieren: ihn kann der Teufel holen.“⁹²

L: Wenn das Tier zu etwas getrieben wird, dann in gewisser Weise auch der Mensch, denn er entstammt dem gleichen „universellen Baukasten“. Ab welchen Punkt die Triebhaftigkeit durch Verstand und Vernunft bzw. Bewusstsein gebremst wird, steht auf einem anderen Blatt. Insofern steht Blühers These, dass Geschlechtstrieb bei Tieren „als eine bloße Lustprämie aufträte, die das

⁹¹ Hans Blüher: Achse der Natur, S.109f

⁹² ebd. S.110

einzelne Tier dazu antreibt, den Begattungsakt überhaupt zu begehen“ in schöner Gemeinsamkeit mit der Erfahrung vieler Menschen, die in Ehegemeinschaften leben. Damit konnte Blüher aber nicht dienen. Diesen Trieb „tierisch“ zu nennen, ist deshalb vom Grunde her falsch. Dass es aber beim Menschen etwas gibt, was über dieses triebhafte Verlangen hinausgeht, ist so richtig, wie es schön ist. Es ermöglicht zärtliche Zuwendung und Empfängnis gleichermaßen und es bildet ein Regulativ in der menschlichen Psyche, welches weit über dem eigentlichen Geschlechtsakt steht. Wenn man nach der Basis für dasselbe fragt, so findet man dies in der ganzen Bandbreite von biochemischen und elektrodynamischen Impulsen. Allein der Begattungsakt erzeugt nicht nur Lust- und Verbundenheitsgefühle, er lässt im Extrem das uns Menschen innwohnende Magnetfeld „kippen“. Bleibt offen, was während dieses „Kippens“ oder dieser förmlichen „Umpolung“ so passiert: „... ihn kann der Teufel holen“, meint Blüher, und hat damit hellsichtig, wie er manchmal ist, recht! Plötzlich scheint da ein Dämon mit im Spiel zu sein.

B: Wie fragt doch Sokrates nach dem Eros, was er wäre? Und wie antwortete Diotima? „Ein großer Dämon, o Sokrates. Denn alles Dämonische ist ein Mittelding zwischen Gott und dem Sterblichen. – Und was für eine Verrichtung, sprach ich, hat es? – Zu verdolmetschen und zu überbringen den Göttern, was von den Menschen und den Menschen, was von den Göttern kommt ... Wer sich nun hierauf versteht, der ist ein dämonischer oder geistlicher Mann ...“⁹³ Damit ist der Liebe bereits klar ein philosophischer Ort jenseits des Empirischen angewiesen, obwohl sie bei Plato ganz sicher im Bereich des Empirischen wurzelt. Er redet immer nur von der wirklichen Liebe und keiner anderen. Aber es war Plato gegeben, neben oder vielmehr über und in den vorgeblichen Naturzwecken der Liebe dasjenige Element zu entdecken, das im besonderen Sinne den Menschen zum Menschen macht.

L: Um an dieser Stelle das das Symposion Platos durchwebende Thema aufzugreifen: Wer es versteht, den Haltepunkt zwischen „Gott“ und „Sterblichkeit“ aber auch allen anderen Gegensätzlichkeiten zu finden, ist ein Dämon oder weiser Mann. Beide sind eins und doch so grundverschieden. Und noch eins: Plato weiß, Keinen in seiner gewogenen Gesellschaft interessiert irgendein „philosophischer Ort“. Es sind praktische, poetische, mythologische Anspielungen, die er im Thema mit Kunstverstand zum Schwingen bringt. Das Außerordentliche jener Nähe in der Mann und Frau aufeinander wirken, ist oft nur der Aufhänger zu weitschweifenden Analogien. Darüber gilt es ihm in einer geeignete „Sprache“ zu reden.

B: Blüher macht das, was hier gemeint ist, an einem Bilde überzeugend klar: So wie die Musik, um erklingen zu können, eines Instrumentes bedarf, bestehend aus dem Holz einer Geige, den Schafdärmen und dem gespannten Bogenhaar, so benötigt die Liebe den Leib und die Geschlechtsfunktion, um sich ereignen zu können. Aber so wie das, was auf der Geige erklingt, alles andere ist als Schafdarm und Rosshaar oder bloße Schwingung der Luft, sondern eben Musik, so ist das, was auf den Leibern der Menschen intoniert, eben Liebe und nicht „Triebbefriedigung“ oder „Geschlechtsgenuss“. Auch dem Menschen hat die Natur „die Funktionen gegeben, die zur Erhaltung der Art notwendig sind. Kinder verstehen sich von selbst; das ist überhaupt kein Problem. In die Geschlechtsfunktion aber – und in keine andere – fährt dieser Daimon Eros hinein und richtet beim Menschen, und nur bei ihm, das Wunder der Liebe an. Demnach gehört sowohl die Wollust als auch die Liebe nicht in dem Sinne zur ‚Natur‘, wie etwa der Befruchtungsvorgang, der Stoffwechsel oder das Wachstum.“⁹⁴

L: Um mal wieder etwas herunterzukommen: Liebe gehört nicht etwa nicht zur ‚Natur‘, Liebe ist ein Grundprinzip derselben. Und freilich nicht nur in der Art der Geschlechterliebe, sondern viel weiter gefasst. Allerdings hat auch Liebe einen Gegenspieler: den Hass. So kann die Liebe zu einer Person,

⁹³ Plato: Symposion, S.23

⁹⁴ Hans Blüher: Achse der Natur, S.114

Sache oder Idee Hass auslösen oder umgekehrt von Hass ausgelöst werden, wie wir heute im politischen Geschehen häufig beobachten. Auch darin steckt ein gewisser Daimon. Und manche machen sich bar jeder Psychologie daran, mit diesem Dämon Wollustsorgien zu feiern. Die Einengung unseres Horizontes auf nur „Körperlichkeit“ oder „Geistigkeit“ ist gerade bei der Liebe kontraproduktiv. Bezugnehmend auf die drei Ebenen ihrer Erscheinung, die die Griechen mit Eros (Ich – einfache Liebe), Philia (Du – hohe Liebe) und Agape (Sie – universelle Liebe) beschrieben und die eine schrittweise Loslösung des Liebesgedankens aus der Körperlichkeit in das Geistige nachzeichnen, haben Psychoanalytiker und Religionstheoretiker Wege zum Evangelium der Liebe abgeleitet, welches im universellen „Erkennen“ gipfelt.⁹⁵

B: Blüher deutet wohl richtig: „Das Entscheidende an der Liebe ist nicht der Trieb, aus dem sie niemals abgeleitet werden kann, sondern der A k t d e s W i e d e r e r k e n n e n s, also ein Erkenntnisakt, durch den der Trieb erst in Wallung gerät. Der Gegenstand aber dieses Erkenntnisaktes, den nur die Liebe begehen kann, ist die Person; diese aber wird nicht durch die begrifflichen Mittel des Intellekts erkannt, sondern durch die eines O r g a n e s ... Dass ich überhaupt geliebt werden kann, liegt nicht daran, dass ich schön oder gut oder tugendhaft oder geistvoll bin, sondern allein daran, dass ich Person bin. Das aber heißt, dass meine bloße Individualität, wodurch ich mich von jedem anderen Menschen unterscheide, nicht wie beim Tier nur Varietät gegenüber der Art ist, sondern ein gesondert besiegeltes So-sein, das seine Lebensbefugnis aus dem Schöpfungswillen der Natur nimmt ... Das Christentum sagt: „Ich glaube, dass mich Gott geschaffen hat“.⁹⁶ Blüher sieht darin auch das Spezifische begründet, das den Individualbegriff, etwa den Namen eines einzelnen Menschen, zum „Begriff“, gegenüber allen anderen empirischen Begriffen auszeichnet und hervorhebt. Der Individualbegriff eines Menschen ist objektiv gedeckt durch die „Person“, die als solche im archetypischen Potenzial wurzelt. Deshalb gelingt es nicht, einen Menschen gegen einen anderen auszutauschen oder beide zu verwechseln so wie man ein Tier austauschen kann, das immer nur in seiner Art im Archetyp verwurzelt ist, nicht aber als Individuum als „Person“.

L: Und „sie erkannten sich“ heißt es gelegentlich, wenn man von Liebe spricht. Von Tieren, die sich „erkannten“ wird nicht berichtet, was nicht heißt, dass es solche nicht gibt. Ob allerdings der Trieb die Wallungen einleitet, auf die die Liebe aufsattelt oder durch den Erkenntnisakt der Trieb erst in Wallungen gerät, dass sollte gerade beim Menschen nicht vorschnell und einseitig entschieden sein. Beides erscheint möglich. Das andererseits sowohl das Triebhafte wie das Erkennen ohne Mitwirkung des ganzen Körpers nicht denkbar sind, als ein großes Wechselspiel von Körper, Seele und Geist, kann man leicht annehmen. Es ist deshalb auch überhaupt nicht auszuschließen, sondern mehr als wahrscheinlich, dass zu dieser komplexen interaktiven Sinfonie der Einzelorgane auch ein Dirigent gehört – ein Organ, welches durch sensible Gewebe- und Nervenstrukturen in alle Richtungen des Körpers dringt. Ja, der Mensch ist ein großes Wunderwerk und es fällt wirklich nicht schwer zu glauben, dass jedes Individuum auch einen lizenzierten Namen trägt, der „erkannt“ werden will.

B: Diese Funktion der Liebe aber als Erkenntnisakt sui generis ist nun auch im Buch der Bücher, in der Stiftungsurkunde der Religion der Liebe fest verankert. Schon lange ist es aufgefallen, dass die Bibel in allen ihren Ursprachen für zwei so verschiedene Vorgänge wie „Beischlaf ausüben“ und das „Erkennen“ Gottes oder der Menschen oder überhaupt „erkennen“ nur eben dieses eine Wort bereitstellt. Womit sie doch offenbar die treffliche Wahrheit ausdrücken will, dass es bei allen geschlechtlichen Akten niemals um Triebbefriedigung zu tun ist, aber auch nicht bloß um das Zeugen und Empfangen – das wird dann klarer Weise eben so genannt – sondern um das Erkennen der Person, wobei allemal beides schon mitschwingt und nicht zu trennen ist: das Erkennen des Menschen

⁹⁵ Didier Grandgeorge: Das dreimal beseligte Herz, 2012

⁹⁶ Hans Blüher: Achse der Natur, S.112f

als Person und das Erkennen des „Menschen vor Gott“, d.h. dessen, was den Menschen als Menschen und als Person im Schöpfungsgrunde der Welt verankert hält.

L: Weshalb nur immer wieder den Rückfall, als wäre der Trieb eines Menschen im christlichen Sinne völlig unwürdig. Sind Christen so abgehoben oder niedrig in ihrer Selbsteinschätzung, dass sie den Trieb als Teil ihres eigenen „Ich“s einfach ausschließen? Warum sollte man im Übrigen nicht auch den Trieb in einem anderen Menschen bewusst „erkennen“ als Eigenschaft einer ganzen Palette von weiteren Eigenschaften und Werten? Offengestanden erkennt man darin doch auch eine besondere Art von körperlich und geistig ungebändigter Kraft. Wie sich das insgesamt anfühlt und was man daraus für Schlüsse zieht, steht auf einem ganz anderen Blatt.

B: Lion Feuchtwanger lässt in seinem „Jüdischen Krieg“ nach einer heißen Liebesnacht mit der Prinzessin Berenike den römischen Feldherrn Titus bekennen: nein, er habe sie nicht „erkannt“ – nach dem abgründigen Wort, das ihr Juden für diese Sache geprägt hat -, obwohl er sie durchaus „gehabt“ habe, sie sei ihm doch fremd geblieben, kühl und fern, obwohl sie es an persönlicher Hingabe wohl nicht habe fehlen lassen. Da sehen wir: Es mag wohl äußerlich alles da sein, was zu einer rechten Liebesnacht gehört, und dennoch kann sich die Person in geheimnisvoller Weise der „Erkenntnis“ durch den anderen entziehen. Und hier muss man wohl unterscheiden: Ich kann sehr wohl auch willkürlich mich dem Erkennen entziehen, indem ich zwar da bin, aber dennoch mich als Person entziehe und einfach nicht mitspiele. Es kann aber auch bei allem guten Willen und genauer ungeheuchelter Hingabe ein objektives Hindernis bestehen, objektiv im transzendentalen Sinne, wonach dann der Eros sich einfach vergriffen hätte, nach etwas verlangte, was ihm nicht gegeben war. Dies scheint bei Titus der Fall gewesen zu sein, der das Geheimnis des sakral geprägten Judentums, das zwischen ihm und der Prinzessin stand, nicht zu erkennen vermochte.

L: Nun ist aber nicht jeder Fall aus der Literatur auch lebensecht. Und man mag sich viel ausdenken, was gewesen sein könnte. Aber was sagt das denn, wenn ein Feldherr mal nicht so recht bei der Sache war und vielleicht das raubeinige Element dem feineren Erwarten seiner Gefährtin nicht entsprach? Wie oft geschieht dies auch anderen Paaren? Wir alle sind keine Maschinen, die Liebe produzieren. Nur in wenigen, ganz besonderen Momenten „erkennen“ wir uns, oft allerdings auch nur bis zu einem bestimmten Punkt. Wir haben dann miteinander etwas „ausgekämpft“ und uns auf einer akzeptablen Höhe eine Weile im Gleichgewicht halten können – mehr nicht!

B: Den vollendeten Ausdruck dieser Erkenntnisfunktion der Liebe bietet das Hohelied Salomonis. Aber welch merkwürdige Schicksale hat es gehabt! Wie musste es sich seinen Zugang zur „Heiligen Schrift“ erst erkämpfen, und wie ist es ihm nur unter der Tarnkappe einer geistlichen Allegorie gelungen, sich unter soviel vornehmeren Schriften auch nur zu behaupten. Und was hat dieses Buch nicht den Frommen immer wieder zu schaffen gemacht! Warum eigentlich?

*„Der Königinnen sind sechzig,
und der Nebenfrauen sind achtzig,
dazu der Mädchen unzählbar viel.
Doch nur eine ist sie, mein Täubchen, meine Braute.“ Hld.6.8f*

„Nur eine ist sie ...“ Das ist die Erfahrung, die die Liebe immer wieder macht. Nicht Schönheit, Rang, Tugend oder sonst dergleichen ist ausschlaggebend für wirkliche Liebe, sondern allein, dass die Person „erkannt“ wird und dass in solchem Erkennen die Liebe sich ereignet.

L: Es ist das Privileg der Reichen in Teilen unserer Welt sich den Luxus vieler Partnerschaften leisten zu können. Das mag manchen frommen Neider in der Vergangenheit aufgebracht haben. In der heutigen Zeit, in der es wesentlich leichter geworden ist den Partner zu wechseln, kommt diesen Versen allerdings eine ungleich höhere Bedeutung zu. Sagen sie uns doch scheinbar, dass es für

wahre Liebe eine genügend große Auswahl von Liebhabern beiderlei Geschlechts bedarf. Sonst ist die Chance sich zu finden sehr gering. Doch stimmt das wirklich? Oder finden wir uns, wenn wir alle Sinne beieinander haben, auf ganz andere Art und Weise? Was bringen unter einem solchen Vorzeichen die dating-Plattformen des Internets anderes als massenweise Enttäuschungen?

B: Blüher gibt hierzu ein Gedankenexperiment, das trotz scheinbarer Obszönität äußerst aufschlussreich ist: „1. Eine läufige Rüde werde einem duzend gleichfalls läufigen Hündinnen zum Zwecke der Begattung zugeführt. Seine erste Wahl wird dann auf diejenige treffen, die den stärksten Geschlechtsduft an sich trägt; das heißt also, der Rüde reagiert rein sinnlich. 2. Ein menschlicher Mann befindet sich in der gleichen Lage, das heißt in einer casa lupanare, und die domina meretrix stelle ihm die gleiche Anzahl Freudenmädchen zur Auswahl vor: seine Wahl fällt nicht nach sinnlichen Reizen, etwa der gleichen Art, aus, sondern nach einem geheimen, ihm selbst unbewussten personalen Prinzip. In der Erwählten steckt für ihn irgendein Anklang von Person, der sich über den Blick des Auges kundtut, und das ist es, was ihn zu seiner Wahl bestimmt.“ – Er bemerkt hierzu: „Man darf in der Auswertung dieses Experiments sich nicht von den trüben Einflüssen der Psychologie behelligen lassen. Diese spricht von ‚Partialtrieben‘, das heißt von einzelnen Körperteilen des Geschlechtspartners, die vorgeblich einen ‚erogenen‘ Einfluss auf die ebenso vorgebliche ‚sexuelle Sphäre‘ ausüben. Das ist ein Gewimmel von Denk- und Beobachtungsfehlern. Denn weder die traubenförmigen Brüste Sulamiths, noch das, was die berühmte Aphrodite Kallopygos so reichlich anzubieten hatte, hat an sich auch nur die geringste erogene Kraft, sondern allein ihre Eigentümerinnen. Mag die Person im wildesten Orgasmus verraten und verkauft werden, aber da sein muss sie. Und ohne sie gibt es auch nicht die Spur eines ‚sexuellen Reizes‘. Das macht: der Eros ist kein ‚Gattungstrieb‘“.⁹⁷

L: Ein solches Denken wird viele Pornofilme Lügen strafen, die es ganz deutlich darauf abgesehen haben, ‚erogene‘ Einflüsse auszuspielen und Erregungszustände zu erzeugen. Ohne Zweifel gibt es in der Seele mehr als nur den bloßen Gattungstrieb. Den aber gibt es mit oder ohne Psychologie! Gustav Jäger, ein bekannter Zoologe Ende des 19. Jahrhunderts, stellt übrigens eine entgegennende These in den Raum: er eröffnet, dass es gerade der Geruch wäre, der uns bei der Partnerwahl die entscheidenden Hinweise gäbe.⁹⁸ Er belegt an Beispielen, dass es die feinsten Spuren von reinen und feinen Riechstoffen sind, die uns besonders reizen.

B: Man darf sich in diesen Dingen überhaupt nicht von den „trüben Einflüssen der Psychologie“ oder anderer empirischer Wissenschaften, erst recht nicht von den moralischen Vorurteilen der Öffentlichen Meinung behelligen lassen. Diese sind samt und sonders nicht zuständig und richten nur Verwirrung an. Wahrscheinlich liegt hier auch die Hauptursache dafür, dass das Christentum in seiner empirischen Erscheinung trotz seiner im Hohelied Alten und Neuen Testaments so klar bezeugten Stellung in der Praxis nur ein so merkwürdig gebrochenes Verhältnis zum Liebesleben gefunden hat. Wenn die alten Kirchenväter das Hauptübel und den Sitz der Sünde im Leben immer wieder in der „concupiscentia“ gesucht und gefunden haben, in der Begehrlichkeit und Begierde, ja in der „bösen Lust“, so waren sie darin sicher nicht schlecht beraten, fragt sich nur, ob sie das empirisch, also sexualwissenschaftlich gemeint haben oder nicht. Soweit sie wirklich Bescheid wussten zweifellos nicht, aber es ist eben ungeheuer schwer, hier den richtigen Ansatz auch durchzuhalten. Denn natürlich hat der nicht-moralische und nicht-sexuelle Ansatz dann doch sehr viel zu tun mit der einen untrennbaren Liebe, wie sie im Leben sich äußert vom Liebesleben der Dicken Margot aus dem „Goldenen Helm“ bis zu dem der Heiligen Bernadette Soubirous.

L: Wer sich über die Psychologie als empirische Wissenschaft gnadenlos erhebt, braucht sich nicht zu wundern, wenn er mit seinen Behauptungen daneben liegt. Denn ganz sicher ist Wahrheit, die dem

⁹⁷ Hans Blüher: Achse der Natur, S.131

⁹⁸ Gustav Jäger: Gleich und Ähnlich (Ison und Homoion) – Notschrei eines misshandelten Naturgesetzes, 1891

Leben nützt, nicht an irgendeinem Pol der Achse der Natur zu finden. Dort liegt nur die Grenze jeglicher Wahrheitsbetrachtung. Dass die alten Kirchenväter zum Hauptübel und dem „Sitz der Sünde“ ein sehr schwieriges Verhältnis hatten, kann man sich vorstellen, weil ihr Leben durch den Verzicht auf natürliche Sexualität eine einzige Lebenslüge darstellt. Gerade weil sie nicht normal mit ihrer Sexualität umgingen, vergriffen auch sie sich fortwährend wie ihre Priester – in ihren Gedanken, in ihrem Ton, an dem was noch übrig blieb bei domestizierten Leidenschaften des Gedankens, im Triebhaften. Und sie glaubten sich in ihrer Allmacht noch im Recht und verurteilten in ihrem seelenzerfressenden Neid all jene, die mehr hatten, als das gerade einmal Notwendige. Auch die aus dem kanonischen Recht herauswachsende bürgerliche Rechtsordnung verdammt unter diesem Vorzeichen über viele Jahrhunderte alles, was eine Sehnsucht nach mehr als nur einer geschlechtlichen Beziehung hatte. Dabei ging das „Erkennen“ tatsächlich verloren und die stoische Verfolgung von Regeln nahm die Lust, so dass ganz abgesehen von Verhütungsmitteln die westliche Gesellschaft sich fast nur noch über Arbeit definiert und zahlenmäßig nicht mehr selbst regeneriert. Der menschliche Trieb ist eine Daseinsnotwendigkeit und keine Schande. Durch den hoch entwickelten Geist – die Fähigkeit des „Erkennens“ – hat er allerdings eine Schranke, die er zur Sicherung höherer moralisch-ethischer Werte bei der freien Entfaltung hin und wieder nutzen sollte. Wer die Schranke zum ideologischen Heiligtum erhebt, wird freilich über kurz oder lang an Gefolgschaft verlieren.

B: Denn was beim Tier blinder Trieb ist, eingebettet in das sichere Gefüge einer von Instinkten bis ins Letzte, bis in die „Gezeiten“ hinein festgelegte Kausalkette des Ablaufs der Ereignisse, aus der sich kein Tier losreißen kann, ist beim Menschen zu etwas völlig anderem geworden, eben zu jenem freien Suchen nach „Erkenntnis“, das durch keinerlei „Naturgesetz“ mehr eingedämmt, geschützt und gestützt wird. Deshalb kann man sich bei ihm auf alle mögliche Konflikte gefasst machen, die sich im äußersten Falle bis zum „göttlichen Wahnsinn“ steigern und mit entsprechenden Wahnsinnstaten enden. Wie aber ist solche Raserei, aber auch das oft so sehr schwierige Zusammenleben in der Ehe zu erklären? Sicherlich spielt hier die „concupiscentia“ eine erhebliche Rolle, aber eben im philosophischen, im transzendentalen Sinne und nicht dem der bürgerlichen Wohlanständigkeit.

L: Nun ist unsere Zeit in orgastische Liebesdienste aller Arten verstrickt – die einen noch ganz im sexuellen Sinne, andere in Orgien von Alkohol und Drogen, wieder andere im extensiven Surfen innerhalb eines schier unbegrenzten digitalen Netzes, Exzesse schließlich auch unter Gläubigen, welche in „göttlichen“ Trancezuständen versinken. Ja, es scheint, sie alle können nicht genug vom „Erkennen“ kriegen. Und ist das Tempo bei der ersten Einlassung auf einen dieser gefährlichen – weil unvermittelten – Erkenntniswege noch ganz moderat, so kommt es ein ums andere Mal zu höherer Beschleunigung bis sich, wie in einer Zentrifuge, die bisher aufeinanderzuarbeitenden Hemisphären unseres Hirns voneinander scheiden und Verstand und Vernunft getrennte Pfade gehen – in einer gespaltene, bipolaren Persönlichkeit! Dies „transzendental“ oder „bewusstseinsweiternd“ zu nennen tut weh, weil es daraus in der Regel keinen gesunden Rückweg gibt. Ohne die hohen Kulturtechniken der Philosophie, der Ethik, Ästhetik, Moral und der Religio, erworben mit Geduld von einer Person höherer Weisheit (um bei Bürger zu bleiben), verliert sich die Suche nach Erkenntnis in einem Irrgarten, der Irre erzeugt!

B: Man kann hier die mythische Sprache kaum umgehen. Aber: Die hohe Aufgabe des Suchens und Findens wirklicher „Erkenntnis“ in der einen einzigen Person anderen Geschlechts (oder auch einer tiefen Freundschaft!) erfordert ein solches Maß an Geduld, Ausdauer und Feinfühligkeit, ein solches Maß an Glauben und Vertrauen in ganz persönliche Führung und Fügung, dass dieses Ziel so gut wie nie erreicht wird, sondern der Zugriff der Liebes-Erkenntnis stets nach dem erstbesten Weibe erfolgt, zu kurz, zu hastig, zu rasch und unbedacht, sodass das „erkennen“ dann doch niemals ganz gelingt und auch in den wohlgelungendsten empirischen Fällen aller ehelichen Beiwohnung ein letzter Rest

des Misslingens und des Gefühls der Leere, des „Schuldigwerdens ohne bösen Willen“⁹⁹ unverilgbar bleibt; sodass „jedes irdische Liebesverhältnis mit einer geheimen Grundschuld belastet ist, die nur im flammenden Augenblick der ersten Umarmung übersehen wird. Sie macht sich aber früher oder später als ein beträchtliches Vakuum bemerkbar, das die Heimat oder doch der Unterschlupf sehr böser Dinge, ja des Bösen selber werden kann.“¹⁰⁰

Das also wäre der philosophische Begriff der Sünde, ja der „Erbsünde“, die unaustilgbar mit dem Menschsein als solchem gesetzt ist und die er als Schicksal zu tragen hat. Damit aber öffnet sich noch eine andere Tiefendimension der Natur: Wenn Liebe nicht nur Erkenntnisakt für die Person ist, sondern zugleich auch immer das ständige Verfehlen (Hamartia!), das Fehlgreifen und Misslingen, dann ist Liebe als Gefäß und Organ ja überhaupt eine ganz und gar offene Sache: keine in sich abgerundete, allseits geschlossene, in Naturgesetzmäßigkeiten eingefriedete wie der tierische Trieb, sondern eine durch und durch gefährdete, nicht in sich ruhende, sondern der Hilfe und des Schutzes bedürftige, die alle möglichen „Schutzmächte“, „Götter und Dämonen“ einfach durch den Zustand der Hilflosigkeit herbeiruft. Sicherlich hängt die Sache mit dem Baum der Erkenntnis und seiner Frucht auch sehr eng mit dem „Erkennen“ des Weibes durch Adam zusammen. Sicher, dass hier concupiscentia ihre ersten Triumphe feierte und erstes beschämendes Misslingen offenbart wurde. Der Tiefsinn dieser Geschichte ist kaum zu überbieten, nur reichte das Verständnis der Epigonen meist leider nicht so tief hinab. Aber sicher auch, dass hier eine Macht Einlass begehrt, das entstandene Vakuum fortwährend zu füllen trachtet, die Misstrauen sät und damit zu immer fortzeugenden Misslingen verurteilt.

L: Ein Gleichgewichtsorgan als eine ganz und gar offene Sache, wie eine Gewebestruktur, die sich füllt und wieder entleert. Die Bildhaftigkeit ist kaum noch zu toppen. Nun heißt es die Materialität mit Händen zu fassen und die Bedeutung der in dieser Struktur hin und her zirkulierenden Körperflüssigkeit zu entschlüsseln. Die spezifischen Eigenschaften von Wasser sind immer wieder verblüffend. Das Verhalten von Wasser im festen, flüssigen und gasförmigen Aggregatzustand kaum zu überblicken. In einer Gewebestruktur mit hydrophilen Kapillaren und Hohlräumen eine geradezu gigantische Variationsbreite für die Wasserstoff- und Sauerstoffatome sich zu ordnen und zu befreien, über die Ladungsträger Beziehungen einzugehen und wieder zu lösen. Welches Frohlocken, wenn dieses Labyrinth von Möglichkeiten in einem Zustand der Aufbruchstimmung gerät, da entsteht das berühmte Kribbeln im Bauch. Hochgefühle kennen aber auch ihre ganz natürlichen Gegenspieler und zu jedem Hochgefühl gehört das Misslingen.

B: Deshalb hat die Liebe ja ihre Kehrseite im Hass, in einem Hass, der meistens so unvernünftig ist, dass er bis zur Selbstvernichtung geht und schon allein dadurch seine Herkunft aus transzendentalen Tiefen zu erkennen gibt. Fragt sich nur, ob hier eine feste Beziehung besteht, eine „Organbeziehung“, wie Blüher sagt, wie empirisch zwischen Licht und Auge, so im transzendentalen Sinne zwischen dem objektiv Bösen und dem Hass. Ob diese zustande kommt, ist nur historisch zu beantworten. Denn „es ist nun einmal so abgelaufen, dass wohl die Güte in der Liebe ihr Organ fand, nicht aber das Böse im Hass ... man kann, nachdem das Opfer auf Golgatha geschehen und die Entscheidung gefallen ist, das Verhältnis nicht mehr umkehren.“¹⁰¹ „Trotz aller Mächtigkeit bleibt der Hass ein Phänomen von sekundärer, nachfolgender Natur ... Satan bleibt im Vorhof des bloß Transzendentalen: was immerhin genügt, die Welt in ständigem Schrecken zu halten.“¹⁰² Hier kündigen sich nun freilich Fragen an, die über den eigentlich-philosophischen Bereich hinausweisen. Aber die kritische Philosophie kann doch

⁹⁹ Hans Blüher: Achse der Natur, S.133

¹⁰⁰ ebd. S.135

¹⁰¹ Hans Blüher: Achse der Natur, S.182

¹⁰² ebd. S.581 u. S.583

vielleicht auch der Theologie einen Dienst erweisen, indem sie sie mahnt, doch ja bei allem theologischen Denken den empirisch-transzendentalen Ort der Dinge nicht aus den Augen zu verlieren, das Empfangsorgan am subjektiven Pol der Natur für alle Vorgänge, die empirisch-historisch und doch auch zugleich in jenem merkwürdigen Spannungszustand außer-empirisch-transzendental als „reine Ereignisse“ in diesem subjektiven Polgebiet anlangen.

L: Wie so oft bei Menschen, die aus christlicher Glaubensüberzeugungen heraus handeln, findet sich für das Gute in der Liebe ein empirisches oder auch transzendentes Organ, während für das Böse bestenfalls ein Stellplatz im Vorhof gewährt wird. Das ist eine durchaus undialektische Annahme, die sich in ihrem Bezug nur auf eine ebenso spekulative „historische Beantwortung“ stützt und dabei unbedachterweise das selbst konstituierte „Jenseits“ auslöst. Plus und Minus sind im Universum aber gleichwertig. Hass und Liebe ebenso. Das eine fordert das andere heraus. Beide befruchten sich. Güte findet auch nicht in der Liebe ihr Organ, sondern es gibt möglicherweise ein Organ der Güte und Liebe, welches im Umkehrschluss zu dem des Bösen und Hasses wird. Wir alle wissen durch Erfahrung, dass Energien, die nicht im positiven gelebt werden und hierdurch zu neuen Freiheitsgraden führen, sich im Negativen, also in Krankheit manifestieren. Im Ganzen gleichen sich die Zustände nach dem Energieerhaltungssatz aus, örtlich und das meint persönlich und gesellschaftlich, können sie aber beeinflusst werden.

Interessant ist, die transzendente Liebe oder den transzendentalen Hass mittels eines Empfangsorganes im subjektiven Pol der Natur zu verorten, vielleicht sogar mit einer Dependence im menschlichen Körper. Wenn dem so wäre, dann würden sich auch die Phänomene echter Heilung erklären, die nämlich nicht bei der Beseitigung körperlicher Symptome aufhören. Vielmehr muss Heilung oder Ausgleich in Gegenseitigkeit oder Vermittlung von Liebe und Hass vom objektiven Pol der Naturachse in den subjektiven gelangen, um abgeschlossen zu werden. Dieser Vorgang vollzieht sich in der Wandlung von der stofflich-funktionellen in die transzendente Ebene, in welcher Schwingungsmuster nach dem Prinzip der destruktiven Interferenz bzw. Teilchen durch Antiteilchen ausgelöscht werden. Die Endstufe der Heilung wird nach Lage der Dinge immer eine in der Religio sein, worunter nur untergeordnet die theologischen Fragen zählen.

B: Die Liebe erweist sich also als zu noch ganz anderen Dingen fähig als nur zur Erkenntnis der Person, wenngleich auch diese schon den Menschen an die transzendentalen Strukturen des objektiven Polgebietes bindet und das soziale Moment unlöslich mit dem „theologischen“ vereint. So wie das Böse versucht, sich der „Erkenntnis“ zu bemächtigen in ihrer Verkehrung zum Hass oder auch nur in der Verurteilung zur concupiscentia, dem ständigen Misslingen und Verfehlen, so wird die Liebe doch andererseits ständig umspielt und förmlich umworben von der Güte. Güte aber ist das objektiv Gute, das „nicht von dieser Welt“ ist, das also niemals Besitz oder Eigentum des Menschen sein kann, sondern aus der Tiefe der Natur auf ihn zukommt und ihn beansprucht und beschenkt. In der Schrift sagt es der Menschensohn: Niemand ist gut denn der einige Gott; und Blüher gibt auch hier ein aufschlussreiches Gedankenexperiment, den Experimentalbeweis der Erbsünde: man stelle sich, so sagt er, vor einen großen Spiegel und sage ganz laut sich selbst: Ich bin gut. Und zwar „gut“ ohne jede beschönigende Einschränkung wie etwa: ein guter Mensch oder dergleichen, sondern einfach: Ich bin gut. Man wird bemerken, dass man das gar nicht kann, ohne dabei rot zu werden, weil das eine Lüge ist.

L: Das Böse ist ein Teil der „Erkenntnis“, es versucht sich dieser nicht erst zu bemächtigen. Und der Menschensohn spricht ganz richtig: Niemand ist gut denn der einige Gott. Was soviel heißt wie: das in allen seinen Ausprägungen vom Positiven bis zum Negativen von der Liebe und dem Hass erfüllte Universum. Erst dort finden wir auch den Grenzwert der Güte am objektiven Pol der Natur. Kein irdisches Wesen wird diesen erreichen, aber in jedem gibt es einen unbestimmten Abdruck davon.

B: Die Güte also gehört nicht dem Subjekte an. Aber wenn die Liebe, die eine umfassende Liebe vom Sexuellen bis zur Agape, wirklich Organ ist und nicht etwa „Trieb“, dann kann sie sich auch öffnen für die Güte welcher Stütze sie allerdings dringend bedürftig ist. „Sie tut dasselbe, was das Auge tut, wenn es, gewohnt, empirische Dinge der Außenwelt zu sehen, auf einmal der Schönheit begegnet, die auch nicht von dieser Welt ist, aber in ihr ankommt. In beiden Fällen bleibt die ursprüngliche Organbeziehung voll erhalten. Der Baum in der Landschaft wird weiter gesehen nach den gewöhnlichen optischen Gesetzen, und die Person wird weiter geliebt wie im Hohenlied Salomonis ... Mit anderen Worten: Der gesamte Bezirk der Sinnlichkeit im Eros bleibt voll erhalten und frei zur Verfügung der Güte, und man darf hier ja nicht von ‚Vergeistigung‘ und dergleichen reden. Das sind krumme Wege der Unredlichen.“¹⁰³ Dies aber meint das Hohelied der Liebe Neuen Testaments 1.Kor. 13, in dem das Wort Liebe überhaupt erst in seinem ganzen Umfang erkannt und ausgeschöpft ist. Wenn aber der Apostel sich hier des Wortes Liebe bedient, wofür es im Deutschen nur dieses eine Wort gibt – im Griechischen heißt es zwar „Agape“ und nicht Eros, aber dieses selbe Wort steht auch im Septuagintatext des Hohenliedes Salomonis! – dann ist nicht recht einzusehen, warum aus diesem himmel- und weltweiten Wort künstlich die „unteren“ die irdischen Bereiche ausgeklammert werden sollen, wie dies weithin geschieht. Es ist doch wohl viel treffender gesehen, wenn die Liebe, wie jedermann sie kennt, Organ ist, „Organon“ und Instrument, auf dem die Güte intoniert und ihre himmlische Musik erklingen lässt. Die Güte hört dann auf, etwas so weltfernes und über den Dingen schwebendes zu sein und bekommt auch im Denken und in der „Erkenntnis“ das, was sie in Wirklichkeit schon lange hat: einen nicht hinweg zu diskutierenden „Sitz im Leben“, eben in der Liebe!

L: An dieser Stelle wird erst so richtig klar, dass der „Orchestermusiker“, dessen Instrument reale und transzendente Wirkungsebenen besitzt und die Melodie der Liebe erklingen lässt, selbst nicht „Liebe“ heißen darf, sondern wie schon an anderer Stelle besprochen ggf. Interstitium oder eben etwas nüchtern Zwischengewebe. Die Liebe findet in diesem hier wirklichen „Organ“ einen materiellen Hort, genauso wie der Hass. Beide haben in diesem, weil im Leben so präsenten, andererseits aber auch unspektakulären „Organ“ ihren wechselseitigen Auftritt. Im gesunden Zustand dominiert die Liebe, im kranken der Hass. Nebeneinander auftreten tun sie selten. Insofern ist der Begriff der „Hassliebe“ im persönlichen Leben gerade nur der Haltepunkt, an dem die Liebe, mit einem Zugewinn an emotionalen Freiheitsgraden, das Gefühl hat, dass auch der Hass dazu gehört. Doch zugegeben, es drängt sich bei so viel Emotion ein besserer Name auf, der nicht vordergründig das Zwischengewebe, sondern vorrangig das intensive Geflecht von Nerven im Bauchraum bezeichnet, die mit dem Interstitium in Kontakt zu stehen scheinen: eben „solar plexus“ oder „Sonnengeflecht“. Und da haben wir sie wieder, die Einheit von Begrifflichkeit in Form und Inhalt, die der Archetyp im objektiven Polgebiet anbietet. Natürlich ist dort wo Sonne ist auch Schatten oder Dunkelheit. Das sagt uns unsere Erfahrung. „Licht“ mit „Liebe“ zu assoziieren, ist im Umfeld poetischer und religiöser Betrachtungen üblich, den Gegenspieler „Schatten“ mit „Hass“ zu vergleichen ebenso. Wenn also Interstitium und solar plexus im Bündnis nicht nur philosophisches Organ wären, sondern über die qualitative und quantitative Füllung der Gewebestrukturen noch einmal eine Art „Waage der Leidenschaft“, dann hätten Liebe und Hass endlich auch ihren körperlich überzeugenden Platz. Die Erscheinungen im Bauch und das Herzklopfen bei der ersten zarten Begegnung unserer Leidenschaft wären damit erklärbar und kein bloßes Phantom, „Wut im Bauch“ zu haben, bildete die andere Seite der Medaille.

B: Dass es hier nicht um philosophische Spitzfindigkeiten geht, sondern wiederum um eine klare Orientierung, muss noch an zwei Beispielen sichergestellt werden. Die Christen haben die entscheidenden Äußerungen christlicher Liebe oft genug selbst nicht recht verstanden: Die Nächstenliebe und die Jungfräulichkeit. Beide sind belastet mit gesetzlichen Vorurteilen, erstere aus dem Alten Testament, letztere aus dem asketischen Ideal. Schopenhauer preist am Christentum die caritas, die

¹⁰³ Hans Blüher: Achse der Natur, S.418 und S.420

Agape als ethisches Ideal der Entsagung und Weltverneinung, als Absage an den Egoismus und Willen zum Dasein. Schopenhauer hat damit zweifellos unrecht, aber er befindet sich mit diesem Missverständnis in der guten Gesellschaft vieler redlicher Christenleute, die meinen, die höchste Forderung, die überhaupt an einen Menschen gestellt werden könnte, sei die der Nächsten- oder sogar der Feindesliebe, und eben dies tue das Christentum und stelle damit eine ethische Höchstleistung dar. Nun ist ja aber klar, dass das Christentum, das von der Erbsünde weiß, eben die Erfüllung solch hoher Forderung für unmöglich erachtet, weil in ihrem Vollzug der Erbsünde unterworfen. Eine solche Religion kann nur Unglauben und heftigen Unwillen hervorrufen, wie sie durch ihre irregeleiteten Vertreter auch weithin unglaubwürdig geworden ist. In Wirklichkeit „lässt das Christentum zunächst einmal den empirischen Charakter bestehen und rührt ihn nicht an ... Nie kommt der Gedanke einer Verbesserung des Menschengeschlechts in ihm auf.“¹⁰⁴

L: Es ist sicher befreiend für das Kirchenvolk sich von zu großen Erwartungen entlastet zu sehen. Allerdings, ist das Postulat der Nächsten- und Feindesliebe tatsächlich einzige und wichtigste Ursache für den um sich greifenden Unglauben? Mitnichten! Vielmehr wiegt doch, dass es einer ins Alter gekommenen Kirchenstruktur immer weniger gelingt, sich angemessen zu reformieren. Luthers mutiger Schritt in die Ehe hat für einen Teil der Christen recht grundsätzliche Veränderungen gebracht. Das aber war vor 500 Jahren und hat keine gleichwertige Nachfolge erfahren. Nach den Symptomen der Gesellschaft in der wir leben, hat es die Amtskirche vor allem nicht vermocht, eine echte „Religion der Liebe“ zum Gemeingut zu machen und muss sich nun mit der hässlichen Fratze des aus dem Ruder laufenden Eliminats der Sexualität abfinden, welches sich noch dazu „Befreiung“ nennt. Das letzte große Plädoyer für die Liebe legte der Apostel Paulus in seinen Brief an die Gemeinde der Korinther nieder. Hier einige Sätze zur Erinnerung:

„Wenn einer alle Sprachen der Menschen und sogar der Engel spricht, aber keine Liebe hat, ist er doch nur ein dröhnender Gong oder eine lärmende Pauke.

Wenn einer göttliche Eingebungen hat und alle Geheimnisse Gottes kennt, wenn er den Glauben hat, der Berge versetzt aber ohne Liebe ist, hat das alles keinen Wert.

Wenn einer seinen ganzen Besitz verteilt und den Feuertod auf sich nimmt, aber die Liebe nicht hat, ist alles umsonst.

Wer liebt, hat Geduld. Er ist gütig und ereifert sich nicht; er prahlt nicht und spielt sich nicht auf. Wer liebt, ist nicht taktlos, selbstsüchtig und reizbar. Er trägt keinem etwas nach. Er freut sich nicht, wenn der andere Fehler macht, sondern wenn er das Rechte tut.

Wer liebt, gibt niemals jemanden auf. In jeder Lage vertraut und hofft er auf ihn. Alles nimmt er geduldig auf sich.

Liebe behält ihren Wert. ...

Alles wird aufhören; nur Glaube, Hoffnung und Liebe nicht. Diese drei bleiben; aber die Liebe steht am höchsten.“¹⁰⁵

In diesen Sätzen schwingt die ganze Größe und Leidenschaft, mit der das Christentum auszog in den Versöhnungsfeldzug der Gegensätze, vor allem aber dem eigenen und unmittelbaren Kontrahenten Hass. Wenn wir die Botschaft nach allen Richtungen hin untersuchen, spüren wir, dass uns der Apostel über eine große Lebensphilosophie hinaus in die Ethik, Ästhetik, Moral und Werteordnung wissender Zuversicht führt. Erst wer diese Schritte mit vertrauensvoller Hilfe gegangen ist, wird eine so mächtige Forderung, wie die Nächsten- und Feindesliebe erfüllen können. Fehlerbehaftet, wie wir

¹⁰⁴ Hans Blüher: Achse der Natur, S.425

¹⁰⁵ 1 Korinther 13 Nichts geht über die Liebe in: Das Neue Testament in heutiger Sprache

alle sind (von Erbsünde zu sprechen ist antiquiert) wird das nur partiell gelingen. Aber so sind nun einmal Maßstäbe von höherer Dimension, sie sind im Irdischen nicht umfassend erfüllbar.

Mit dem Bild der Jungfräulichkeit wird ein ganz anderes Kapitel aufgetan, jenes der Unberührtheit. Ja, wer macht schon nicht gern die ersten Spuren im frischen Schnee. Oder anders: wer würde nicht gern der einzige sein, der Spuren hinterlässt in den samtenen Höhen und Tiefen?

Geht es bei der Jungfräulichkeit im allgemeinen und im Zusammenhang mit der Liebe junger Paare nicht weniger darum, ob es schon vor der „Verehelichung“ (hier auch die mit Gott) „körperliche“ Kontakte gegeben hat, als darum, die Seele und den Geist wach zu halten für das, was ein erstes „Erkennen“ bis in die Tiefe des Unbekannten hinein zu geben hat? Mit der Trivialisierung des Momentes und einer gewissen „Entheiligung“ schwächt sich dafür die Aufmerksamkeit und es gelingt im Grunde nicht mehr, die Einheit zwischen dem transzendenten Schmerz der für Gott ertragenen Kreuzigung oder ganz irdisch bei der Öffnung des Hymens und jener Verzückung im Zuge der Hingebung herzustellen. Diese ausdrucksstarke Symbolik für das Miteinander auf dem Wege durch Dick und Dünn zu sichern, war ohne Zweifel wichtiger als alle Vorschriften, insofern rankten sich für das einfache Volk immer fromme Geschichten um den abzuwartenden Moment. In der Fülle ihrer frommen Geschichten hat die Kirche allerdings die Gelegenheit verpasst, aufgeklärten Menschen die wahren und menschlich einleuchtenden Hintergründe Jahrtausende alter Regeln zu erläutern. Vielleicht, weil auch die Kirchenväter sie nicht mehr kannten oder unterdessen außerstande sahen, sie bildhaft zu machen.

B: Aber „das Wesentliche am Tatgeheimnis des Christentums ist ja eben, dass es nicht aus dem Gesetze stammt, sondern getrennt von ihm aus dem Blute Christi, das in die Liebe eingeträufelt ist in dem Augenblick, als diese jene Rangerhöhung erfuhr und Organ für die Güte wurde. Hierbei zerriss der Vorhang des Tempels. Es handelt sich also um einen kosmischen Vorgang, der entlang der Achse quer durch die Natur verläuft, und nicht etwa ein Menschheitsphänomen. Darum ist es auch der ganze, unteilbare Eros, der sich hier das Organ des Subjektes der Güte öffnet, und es liegt nicht in der Macht des Menschen, hier etwas abzuhandeln ...“¹⁰⁶ Will man überhaupt zwischen Eros und Agape scheiden, so sind solche Unterscheidungen wie „natürlich“ und „geistlich“ oder gar „übernatürlich“ in der Philosophie nicht zu gebrauchen. Allenfalls könnte man von der vorherrschenden Richtung des Liebesverlangens sprechen: von schenkender und begehrender Liebe. Aber den Menschen, der nur schenken könnte, ohne selbst zu empfangen, gibt es nicht. Wie künstlich und theoretisch auch diese begriffliche Scheidung noch ist, beweisen die extremen Fälle: Selbst die Pflegerin unansprechbarer Idioten wird zu ihren Schützlingen noch hingezogen (sonst könnte sie diese „entsagungsvolle“ Arbeit niemals tun) und freut sich über jedes Zeichen ihres Wohlbefindens. Unter uns Menschen muss immer beides da sein, Geben und Nehmen, und sei es in noch so geringem Maße. Das Wort vom „Lieben wie dich selbst“ gibt diesem Tatbestand unbefangen und ohne frömmelnde Verklemmung Ausdruck.

L: War sie da nicht eben, die Geschichte vom „zerrissenen Vorhang des Tempels“ voller frommer Andeutungen?! Viel klarer sind da schon die Worte vom „Lieben wie dich selbst“. Als hätte man es mit dem Egoismus des Menschen dieser Tage schon seit Menschheitsgedenken zu tun? Dabei ist der Kerngedanke sicher arglos, denn er drückt nur aus, was unsere Bestimmung ist: Wir Menschen sind, selbst wenn es durch politische Fehlsteuerungen in der Masse gerade gelingt, die Erde zur Müllhalde unserer Begierden zu machen, erst einmal nur dafür zuständig, uns selbst mit aller Liebe zu optimieren, d.h. gesund und leistungsfähig zu halten. Darüber steht aber ein Plan, der eher zum Universum gehört und darauf aus ist, ein natürliches Leben zu entwickeln. Auf diesen, dem objektiven Polgebiet entspringenden Plan ist – so die Grundidee – unser subjektiver Einfluss eher gering. Hier sind wir mehr Empfänger. Den Nächsten zu lieben wie uns selbst, greift dazwischen, wie es die

¹⁰⁶ Hans Blüher: Achse der Natur, S.425

Liebe öfter tut – sie gibt das sie Berührende nicht auf! Allerdings ist es ein Trugschluss, wenn man annimmt, sie sei für mehr als das wirklich Nächste zuständig, dann nämlich würde sich die von Blüher erkannte Stromrichtung vom objektiven zum subjektiven Pol umkehren und der Mensch würde anstatt Herr über die eigene kleine Welt viel eher zum Narren der großen. Dieser Zustand ist krankhaft aber eben vergleichbar mit den Zellen von Krebsgeschwüren, welche autonom wirken, ohne von einem höheren Bewusstsein erreichbar zu sein.

Liebe, auch und besonders die transzendente, kann durch ihre Vermittlungsfunktion auf nächster Distanz dennoch heilen. Dazu darf sie aber nicht unpersönlich sein. Sie muss sich vielmehr im physischen, funktionellen und mentalen Bereich des Daseins zutragen und damit individuell fassbar. Andernfalls wird sie zu einer Formel der Agitation und wird ihr Ziel verfehlen. Insofern haben kluge Herrscher der Vergangenheit grundsätzlich und nicht nur im Sinne einer Machtdemonstration sehr viele Frauen erobert, von denen sie Liebe begehrten. Das Hohenlied Salomonis steht als Beleg.

B: Aber auch eine vorwiegend begehrende Liebe, wie die vom Sexuellen her stimulierte und bestimmte, ist ohne das entscheidende Moment der Hingabe gar nicht denkbar. Und so durchdringen sich wohl beide, die schenkende und die begehrende Liebe zu einem einzigen unteilbaren Lebensvorgang. Wo aber beides sich aufs Glückliche vereinigt, wo die „schenkende Tugend“ die begehrende Sehnsucht erhöht und ins Unermessliche steigert, da kann man sich auf gewaltige Kräfte gefasst machen. Diese Kräfte sind es, die spielend alle Widerstände überwinden. Das Untergründige, Schlüpfrige der sexuellen Sphäre – einerseits stärkster Antrieb des Eros, zugleich aber auch das als „tierisch“, untermenschlich, abstoßend und (für sich genommen) Ekel erregend Empfundene wird spielend der „Liebe“ einverleibt; und wo schenkende Liebe vor allem gebraucht wird, da gibt der Eros ein sicheres, ein nie versagendes „natürliches“ Fundament. Wo aber etwas so absurdes wie Feindesliebe möglich werden soll, da muss sie von Güte als der „Kraft aus der Höhe“ getroffen, ja ergriffen werden: „So wie das Auge trunken werden kann von Schönheit, so kann die Liebe trunken werden von Güte. Und dann möchte ich die missliebige Kreatur sehen, die es sich herausnimmt, ‚mein Feind‘ sein zu wollen!“¹⁰⁷ Immer aber ist es die eine unteilbare Liebe, in der sich solches ereignet.

Dies gilt auch von der scheinbar radikalen Verleugnung aller „irdischen“ Liebe, der Entsagung der Heiligen. Heilige sind und bleiben jungfräulich oder sie sind keine. Aber ihre Askese ist alles andere als der immer wieder aussichtslose Kampf des heilig-unheiligen Antonius in der Wüste, der sich der ihn verfolgenden lüsternen Weiber in seiner Phantasie kaum erwehren konnte. Jungfräulichkeit ist eine Gabe, das hat Luther sehr richtig gesehen, die man entweder hat oder nicht hat, erkämpfen kann man sie sich nicht. Das wäre ja, mit Nietzsche zu reden, nur ein Stück Geist, das man dem Fleische abgejagt hat. Der Heilige ist daran unzweideutig zu erkennen, dass „nie ein scheeler Blick auf fremde Wollust“ gefallen ist (Blüher), wie man etwa in Joh.8 den Unterschied zwischen den geistlichen Anklägern und dem gütigen Richter ausmacht. Man sieht aber, dass diese Heiligkeit und Jungfräulichkeit ganz und gar aus Liebe besteht und aus nichts anderem.

L: Die Frage ist nun, was macht die Liebe der Heiligen aus und worin vermittelt sie? Sie vermittelt zwischen den Menschen, denen sie, weil nicht männlich und nicht weiblich sondern androgyn, auf nächster Distanz begegnet. Das ist etwas Sonderbares, dem zur Nächstenliebe Ausgesagten scheinbar widersprechend. Als „Empfänger“ der universellen Liebe haben die Heiligen viel mehr an Güte zu vergeben, als andere Menschen. Dadurch greift auch den Begriff des Nächsten viel allgemeiner. Zu den Heiligen zu zählen, sich zumindest die Option dafür offen zu halten, das ist der wohl eigentliche Grund des Zölibats.

¹⁰⁷ Hans Blüher: Achse der Natur, S.424

B: Aber auch in der „Liebe der Heiligen“ ist ein starkes erotisches Moment unverkennbar, allerdings im strengen Sinn der Jungfräulichkeit. Wie schwärmerisch verliebt ist die Heilige Johanna in die Stimmen der Heiligen Margareta und Katharina, die sie aus dem Klange der Glocken zu hören meint! Wie wagt sie ihr Leben und vollbringt das Wunder der Rettung Frankreichs aus dieser großen und starken Liebe heraus! Und bei der Bernadette Soubirous ist die starke Liebesbeziehung zur Heiligen Jungfrau ja mit Händen zu greifen. Es gehört zu den „typischen Untaten des Deutschen Idealismus“, die Blüher mit Recht brandmarkt, dass eine solche große und starke Liebe romantisiert und zur treudeutschen Mann-Weib-Minne verniedlicht wird. Bernard Shaw hat die Ehre der Jungfrau gegen den Schillerschen Unverstand wiederhergestellt und gerettet. Dabei ist aber nicht zu übersehen, dass es sich trotzdem um Erotik im Vollsinn, also um Liebe handelt; nur eben um Erotik in dem objektiven Sinn der sich ereignenden Güte.

L: Einfache Erotik hat etwas triebhaftes, wie sich herausgestellt hat. Spricht der androgyne Körper auf so etwas nicht an, so entwickelt die Erotik in höherer Liebe eine sehr viel umfassendere Art von Güte. Eine feine Spur solcher Geistigkeit liegt in der Hohen im Gegensatz zur Niederen Minne. Dass die Romantik verstört darüber, dass das Gleichgewicht zwischen „Gottes“- und Menschenwerk verloren ging, Unsicherheiten entwickeln musste, ist nachvollziehbar. Die Aufklärung hatte philosophisch viel Neues gebracht. Der eben erst wieder aufgewachte individuelle Mensch stand damit in der Zeit um 1800 im Zwiespalt zwischen sich entwickelndem, bloßen Materialismus und seinem Gegenspieler dem reinen Idealismus. Gemeinsam war den beiden Richtungen in ihre Engstirnigkeit nicht zu begreifen, dass sie in Wechselseitigkeit zum Leben gehören. Für die Idealisten kam hindernd dazu, dass die für wahre Liebe notwendige Nähe sich durch eine spürbare Weltläufigkeit zu verflüchtigen suchte. Der Materialismus andererseits setzte auf Eingriffe in die Natur von ungeahnter Dimension. Er begann sein bahnbrechendes Herrschaftswerk ohne die Hohe Liebe als Zügel überhaupt noch zu erfahren, erfahren zu wollen. Die Zwiesprache mit „Gott“ bzw. dem Universum versank im Dröhnen der immer mächtiger werdenden Maschinen. An eine Zuständigkeit des Menschen für sich und seinen kleinen Mikrokosmos und die des Universums für die Natur- und Lebenswelt war beiderseits nicht im althergebrachten Sinne zu denken. Der Mensch als Herr und Knecht in einer Gestalt war untergegangen und mit ihm die Liebe (auch jene zum Abendmahl) in beiderlei Gestalt. Es hätte damals einer neuen Reformation bedurft. Doch diese kam nicht zustande. In der bürgerlichen Revolution obsiegte das Kapital über den Geist und die christlichen Ideale. Die schöpferischen Kräfte verzogen sich nach innen und wurden destruktiv, hechelnd nach Selbstauslöschung, von der die darauffolgende Zeit so pathetisch wie drastisch zu berichten weiß.

VII. Die Begründung der Ethik im „reinen Ereignis“

L: Nur stellvertretend für die anderen Kulturtechniken des höheren Bewusstseins steht hier der Versuch im „reinen Ereignis“ die Ethik zu begründen.

B: Es hat in der Geschichte des Philosophierens auch bisher nicht an Versuchen gefehlt, den Bereich philosophischer Forschung über „den ewigen Gegensatz der beiden unzertrennbaren Komponenten unseres Wissens, Empirie und Ratio“¹⁰⁸ hinaus auch auf die Erscheinungen wie Kunst und Religion auszudehnen. Thomas Mann bezeichnet die Philosophie Arthur Schopenhauers als eine rechte Künstler-Philosophie, die ja wahrscheinlich über Friedrich Nietzsche, Richard Wagner und schließlich Thomas Mann selbst neben vielen anderen ganze Künstler-Generationen in einen baccantischen Rausch des Schaffens versetzte und ihnen wertvolle Anstöße vermittelte.¹⁰⁹ Aber gerade das Beispiel Friedrich Nietzsches zeigt, wie der Bereich sauberer philosophischer Forschung allzu leicht verlassen wird zugunsten von Lebensmächten, wie sie einst in Ekstatikern, Schamanen, und Propheten oder

¹⁰⁸ Albert Einstein: Zur Methodik der Theoretischen Physik

¹⁰⁹ siehe hier z.B. Leo Tolstoi: Anna Karenina; auch in der Auseinandersetzung zu Leid, Mitleid und Versöhnung

auch der schöpferischen Phantasie der Künstler ihren Ausdruck fanden. Philosophie aber, die doch die Aufgabe hat, den Vorgängen, die zu solchen Erscheinungen führen, nachzuspüren, wird ihrer Funktion entkleidet und hört auf Philosophie zu sein, wenn sie sich solchen Mächten in naiver Unbefangenheit hingibt, statt sie in ihren Wirkungen zu untersuchen. Philosophie wird dann selbst zur Prophetie oder zum künstlerischen Wurf, der als solcher zwar aller Ehren wert ist, der aber mit philosophischer Forschung doch nichts mehr zu tun hat. Die Aufgabe einer kritischen Philosophie auf diesem Gebiet, der Objekt-Seite des Naturkontinuums, ist bis in die jüngste Zeit hinein ungelöst, ja unversucht geblieben.

L: Es ist die „Kunst“, wenn sie gut ist, sicher keine schlechtere Philosophie als manches Werk eines studierten Philosophen. Und es wird auch für die „Kunst“, wenn sie gut ist, die Objekt-Seite des Naturkontinuums ausgeschöpft. Sie unterscheidet sich darin nur marginal von den Wissenschaften. „Kunst“ ist dabei weit mehr als das, was heute für Kunst gehalten wird und sich durch Beifügungen wie „darstellende“ oder „bildende“ charakterisiert. „Kunst“, wie sie aus der Antike herüber scheint, ist vielmehr ein ganzes Netzwerk von Methoden zur Ableitung komplexer Zusammenhänge, die sich anders nicht entschlüsseln lassen. Die hier angesprochenen Ableitungen sind dabei gar nicht so unähnlich jenen in der Mathematik. Dort werden sie z.B. benötigt um das Minimum oder Maximum einer Funktion zu errechnen, also die Grenzwerte. „Echte Kunst“ sucht ebenfalls Grenzwerte und fordert damit die Gesellschaft regelmäßig heraus. Sie sucht dieselben allerdings mit der sachlich unterlegten Absicht, Brücken zu bauen zwischen verschiedenen Ufern der sinnlichen Wahrnehmung, für die das Naturkontinuum von jeher keine anbietet oder die durch Fragmentierungen der Lebensumwelt verloren gegangen sind. „Kunst“ ist insofern ein sehr individuelles Therapeutikum innerhalb der Gesellschaft. Ob es hilft, entscheidet die Genauigkeit der Anamnese und die unbedingt notwendige intuitive Einfühlung. Wahrscheinlich gibt es zu den daraus resultierenden, komplizierten Rezeptionsstrategien mit vielen Randbedingungen nur sehr wenige belastbare Untersuchungen.

B: Dies steht in einem erstaunlichen Gegensatz zu der Unzahl von Arbeiten und Forschungen, die auf der anderen, der Subjekt-Seite im Spannungsbereich zwischen dem Feld der Erfahrung und dem Subjekt geleistet worden ist. Zwar hat Kant hier die wesentlichen Entdeckungen aus der Verborgenheit des Unbewussten heraufgeholt und ins helle Licht der Erkenntnis gestellt. Aber gerade die Tatsache, dass er mit seinem Werke von den wenigsten verstanden, den meisten aber missdeutet, in seinem wirklichen Beitrag zu einer exakten kritischen Philosophie überhaupt noch nicht erkannt worden ist, zeigt, wie doch das, was Kant als ganze Arbeit erschienen war, erst zur Hälfte getan ist und dringend nach Ergänzung und Erweiterung, nach klärender Orientierung im Ganzen des Naturzusammenhanges verlangt. Es geht hier der philosophischen Forschung ähnlich wie der physikalischen: nachdem man jahrzehntelang ein altes bewährtes System in unendlicher Fein- und Kleinarbeit ausgebaut hat, stößt man an allen Ecken und Winkeln, nämlich dort, wo man bisher noch nicht so genau nachgesehen hatte, auf Schwierigkeiten und Widersprüche, die das System als solches fraglich machen, wobei die unendlich vielen Einzelheiten, an die man bisher alle Arbeit verschwendete, in ihrem Wert als sicher zurückgelegte Stufen auf dem Weg zum Ziel der Erkenntnis mehr als zweifelhaft werden und statt dessen wieder das große Ganze beherrschend ins Zentrum der Forschung und vor allem des Nachdenkens tritt.

So wie von Newton bis Einstein die kühne Konzeption der mechanistischen Kosmologie in fleißiger Forschungsarbeit immer mehr und scheinbar unwiderlegbar ausgebaut wurde, bis eben jene wissenschaftliche Kleinarbeit selbst eine Revision des Ganzen in der relativistischen Kosmologie Einsteins nötig machte, so scheint auch in der philosophischen Forschung die Zeit gekommen zu sein, wo über dem Ungenügen an erkenntnistheoretischer Spezialuntersuchung auf der einen und existenzialistischer oder anderer Erfahrungs- und Lebensphilosophie auf der anderen Seite die ganze Tiefe der Natur ins Blickfeld der Philosophie tritt und nach einer erneuten Gesamtorientierung verlangt.

Wie groß heute die Unsicherheit in der Wissenschaft trotz Kants exakter Beantwortung der Frage wie Wissenschaft möglich ist, - freilich oft genug auch aus bloßer Unkenntnis Kants – in den philosophischen Grundfragen geworden ist, zeigt besonders schön ein so genialer Kopf wie Albert Einstein. In seinem Vortrag über die „Methodik der Theoretischen Physik“ steckt er noch einmal ganz klar das Feld ab, in dem bisher von Wissenschaft im exakten Sinne gesprochen werden konnte:

„Wir verehren in dem alten Griechenland die Wiege der abendländischen Wissenschaft. Hier wurde zum ersten Mal das Gedankenwunder eines logischen Systems geschaffen, dessen Aussagen mit solcher Schärfe auseinander hervorgingen, das jeder der bewiesenen Sätze jeglichen Zweifel entrückt war – Euklids Geometrie. Dies bewunderungswürdige Werk der Ratio hat den Menscheng Geist das Selbstvertrauen für seine späteren Taten gegeben ... Um aber für eine die Wirklichkeit umspannende Wissenschaft reif zu sein, bedurfte es einer zweiten Grunderkenntnis, die bis zu Kepler und Galilei nicht Gemeingut der Philosophen geworden war. Durch bloßes logisches Denken vermögen wir keinerlei Wissen über die Erfahrungswelt zu erlangen; alles Wissen über die Wirklichkeit geht von der Erfahrung aus und mündet in ihr. Rein logisch gewonnene Sätze sind mit Rücksicht auf das Reale völlig leer. Durch diese Erkenntnis ... ist Galilei der Vater der modernen Physik, ja der modernen Naturwissenschaft überhaupt geworden. – Wenn nun aber Erfahrung Anfang und Ende all unseres Wissens um die Wirklichkeit ist, welches ist dann die Rolle der Ratio in der Wissenschaft?“

Kant ist dieser Frage bekanntlich energisch auf den Leib gerückt und hat sie beantwortet. Das weiß auch Einstein, obwohl er nach eigenem Geständnis „die Frage nach dem a priori im Sinne Kants niemals hat begreifen können“¹¹⁰ Er macht aber durchaus den richtigen Gebrauch von Kants Erkenntnissen, indem er klar sagt, dass „die Mathematik es ist, die den exakten Naturwissenschaften ein gewisses Maß an Sicherheit gibt.“¹¹¹ Er bestreitet nur deren transzendentalen Charakter, von dem er offensichtlich nichts versteht, und nimmt sie rein empirisch, d.h. in diesem Falle subjektiv-anthropologisch, wodurch allerdings seine „Philosophie“ an denkerischer Eleganz und philosophischer Exaktheit leidet und eine etwas verschwommene Gestalt annimmt. Kant spricht von leeren Begriffen und Anschauungsformen (im Gegensatz zu den empirisch gegebenen und inhaltlich bestimmten), und das ist philosophisch völlig exakt. Einstein aber macht aus dem was der Kantianer Ernst Marcus den „apriorischen Organismus“ genannt hat, ein empirisch brauchbares „axiomatisches Gefüge“ oder System.

L: Bei dieser Einschätzung hat man freilich den Eindruck, dass sie den guten Willen Albert Einsteins sehr nah dran zu bleiben an den Grundlagen der Kant'schen Philosophie, ohne sie nachzubeten, etwas zu gering würdigt. Offenbar ist Einstein sich auch bewusst, wie selten es vorkommt, dass ein solches Gedankenwunder geschieht und unzweifelhafte Sätze gebiert. Mit Axiomen ist es wohl etwas leichter. Deren Gültigkeitsanspruch ist nicht ganz so hoch. Die Annahme von transzendentalen „reinen (leeren) Denkformen“ geht allerdings tatsächlich einen Schritt weiter und bestätigt etwas, was heute Grundvoraussetzung für das Funktionieren eines jeden Computers geworden ist. Intelligente Systeme brauchen einen solchen „apriorischen Datensatz“, um lauf- und entwicklungsfähig zu sein.

B: Nach Einstein sind „Punkt, Gerade usw. in der axiomatischen Geometrie nur inhaltsleere Begriffsschemata“. Aus dem praktischen Bedürfnis, doch auch durch Mathematik und Geometrie etwas über „das Verhältnis wirklicher Dinge“ zu erfahren, heraus werden aber nun „den leeren Begriffsschemen der axiomatischen Geometrie erlebbare Gegenstände der Wirklichkeit zugeordnet“, und Einstein meint: „Die so ergänzte Geometrie ist offenbar eine Naturwissenschaft“¹¹², worunter

¹¹⁰ Albert Einstein: Raum- Äther und Feldprobleme

¹¹¹ Albert Einstein: Geometrie und Erfahrung

¹¹² ebd.

Einstein wahrscheinlich eine empirisch verstandene wissen will. Auch sonst ist, was Kant exakt erfasst hat, bei Einstein nur empirisch, also roh, vorhanden: „Die in unserem Denken und in unseren sprachlichen Äußerungen auftretenden Begriffe sind alle – logisch betrachtet – freie Schöpfungen des Denkens und können nicht aus den Sinneserlebnissen induktiv gewonnen werden ... so ist z.B. die Reihe der ganzen Zahlen offenbar eine Erfindung des Menschengesistes, ein selbst geschaffenes Werkzeug, welches das Ordnen gewisser sinnlicher Erlebnisse erleichtert ... Damit Denken nicht in ‚Metaphysik‘ bzw. leeres Gerede ausartet, ist nur notwendig, dass genügend viele Sätze des Begriffssystems mit Sinneserlebnissen hinreichend sicher verbunden seien ... Im übrigen ist aber das ‚System‘ ein (logisch) freies Spiel mit Symbolen nach (logisch) willkürlich gegebenen Spielregeln.“¹¹³

An diesen Sätzen ist vieles sehr interessant und aufschlussreich. Sehen wir einmal davon ab, ob die empirische Betrachtungsweise Einsteins wirklich ausreicht oder ob nicht Carl Friedrich von Weizsäcker auf der richtigen Spur ist, wenn er vermutet, dass der Kreis dessen, was in den „apriorischen Organismus“ hineingehört, erweitert werden müsse, und dass z.B. alle Grundsätze der klassischen Physik als a priori gegeben angesehen werden müssten, also im Subjekt verankert sind. Die „Axiomatik“ scheint das empirische Seitenstück zur philosophischen „Aprioristik“ zu sein. Die Frage ist nur, wie das geschehen kann, dass „genügend viele Sätze des Begriffssystems mit Sinneserlebnissen hinreichend sicher verbunden seien“, da doch „die brauchbaren mathematischen Begriffe durch Erfahrung wohl nahe gelegt, aber keinesfalls aus ihr abgeleitet werden können.“¹¹⁴ Das eben möchte man doch wissen, und hier steckt die eigentliche philosophische Aufgabe, die Einstein uns leider schuldig bleibt.

Ja nicht nur das, er verstrickt sich und uns in unauflösbare Widersprüche und ruft damit die kritische Philosophie herbei: Auf der einen Seite erklärt er: „Nur das Logisch-Formale bildet gemäß der Axiomatik den Gegenstand der Mathematik, nicht aber der mit dem Logisch-Formalen verknüpfte anschauliche oder sonstige Inhalt.“¹¹⁵ Auf der anderen aber: „Das eigentlich schöpferische Prinzip liegt aber in der Mathematik. In einem gewissen Sinne halte ich es also für wahr, dass dem reinen Denken das Erfassen des Wirklichen möglich sei, wie es die Alten geträumt haben.“¹¹⁶ Auf der einen Seite sagt er: „Insofern sich die Sätze der Mathematik auf die Wirklichkeit beziehen, sind sie nicht sicher, und insofern sie sicher sind, beziehen sie sich nicht auf die Wirklichkeit ... Der von der Axiomatik erzielte Fortschritt besteht nämlich darin, dass durch sie das Logisch-Formale vom sachlichen bzw. anschaulichen Gehalt sauber getrennt wurde.“¹¹⁷ Auf der anderen: Wir sind nach den Erfahrungen der bisherigen Forschung zu der Annahme berechtigt, dass die Natur „die Realisierung des mathematisch denkbar Einfachsten“ sei.

L: Die hier zugrunde liegenden Aufsätze sind ohne Zweifel nicht zeitgleich entstanden und es wäre zu unterstellen, dass in einer Zeit rasanter Neuentdeckungen innerhalb der Theoretischen Physik, Wichtungen das eine um das andere Mal etwas anders ausfallen. Tatsächlich ist aber diesen Widersprüchen geschichtswissenschaftlich nachzugehen, um sie nicht – weil Offenbarung einer genialen Forscherpersönlichkeit! – zur Behinderung weiterer philosophischer Erkenntnisse werden zu lassen.

B: Wir überlassen das Gegensätzliche dieser Äußerungen dem Urteil des Lesers, der sich nur fragen möge, wie denn ein logisch-formales, also doch leeres axiomatisches Begriffssystem wie das der Mathematik plötzlich „schöpferisch“ werden kann, also wohl zeugend und erzeugend neue Gegebenheiten schafft, wie denn die notwendige Verknüpfung des inhaltlich Gegebenen mit dem

¹¹³ Bertrand Russell und das Philosophische Denken

¹¹⁴ Albert Einstein: Zur Methodik der Theoretischen Physik

¹¹⁵ Albert Einstein: Geometrie und Erfahrung

¹¹⁶ Albert Einstein: Zur Methodik der Theoretischen Physik

¹¹⁷ Albert Einstein: Geometrie der Erfahrung

logisch Formalen vor sich gehen mag und was denn jene Sätze der Mathematik zwar nicht aus der Erfahrung entnehmen, aber doch nahe legen lässt. Es ergibt sich daraus deutlich das Bild, wie eine Naturwissenschaft, die Kant zwar empirisch-anthropologisch missversteht, aber dennoch im kantischen Wissenschaftsbegriff und Begriffsschemata eingeklemmt bleibt, sich in dem von Kant abgesteckten Raum zwischen dem Feld der Erfahrung (gegebene Inhalte) und dem (transzendenten) Subjekt mit seinen leeren Begriffsschemata wie in einem Gefängnis hin und her wendet, nach irgendeinem Ausgang ins Freie sucht, ihn nirgends finden kann und darum immer wieder ins alte Gehäuse zurückkehrt. Freilich wird bei der Rückkehr das Unzulängliche dieses Systems noch krasser und offenkundiger, und daraus erklären sich all die Widersprüche, die die Physik allein zu lösen nicht imstande ist. Erst wenn man dies begriffen hat, geht einem auf, welch gewichtigen Beitrag die Philosophie Hans Blühers zu den theoretischen Problemen der Gegenwart zu leisten imstande ist. Dies war es, was ihm auffiel: hier werden dem Subjekt Dinge zugeschoben, für die es nicht zuständig ist, am allerwenigsten als „schöpferischer Menschengestalt“. Wohl wird die gewisse Ordnung, von der Einstein spricht, soweit sie mathematischer und technischer Struktur ist, tatsächlich vom Subjekt her in die Natur, soweit sie Erfahrung wird, hineingetragen. Aber es gibt auch Erkenntnisse, die „im Objekt verbunden“ sind mit „Wirklichkeit“, die den Stempel der Natur selber tragen und sich dem Subjekt aufdrängen, „nahe legen“ wie Einstein sagt, und in ihm eine Gewissheit hervorrufen, wie sie aller bloßen Erfahrung abgeht, wie sie aber auch das subjektiv bedingte leere Begriffsschema der reinen Logik, Mathematik usw. nicht verbürgt. Solche Gewissheit wurde bisher in das Feld der – der exakten Philosophie nicht würdigen – sog. „Intuition“ verwiesen. Blüher rückt sie in den Zuständigkeitsbereich sauberer philosophischer Forschungsarbeit.

L: .. und führt sie überdies in eine neue Dimension des zeit-räumlichen Denkens, die außerhalb des anthropologischen Zuständigkeitsbereiches liegt.

B: Dem Kantischen Gegensatzpaar *a priori* – *a posteriori* müsste als Drittes das „in actu“ der „reinen Ereignisse“ an die Seite gestellt werden. Einstein verwirft die metaphysik-feindliche Philosophie des Positivismus und zeigt damit ein feines Gespür dafür, dass weder das Denken allein noch auch die Erfahrung und beides zusammen ausreichen, um wirklich Wissenschaft zu begründen, wenn es ihm auch an Ausdrucksmitteln fehlt, dies nachzuweisen und darzustellen. Er ist sich des Erkenntniszustandes des „Phantasierens, dem Verliebten oder Religiösen ähnlich“, bei dem „in actu“ die wahren Zusammenhänge aufleuchten, deren Gewissheit die Erfahrung nur noch bestätigt, nicht aber erschüttern kann, zu sehr bewusst. Und so liefert er unfreiwillig – und von Blüher merkwürdigerweise völlig unbeachtet – eines der schönsten Beispiele für Blühers Theorie von der „genialen Zone der Menschheit“, die ihm eine auf der Subjektseite vorhandene für objektiv-transzendente Ereignisse empfängliche Schicht des intellektuellen Vermögens der Vernunft zu sein scheint. Dem Kantischen Begriff des Transzendentalen, der sehr deutlich einen subjektivistisch-virgilen Charakter trägt (= das transzendente Vermögen der Vernunft, an Erfahrung vorbei ins „Unendliche“ hinauszulangen und dort ein unfruchtbares Dasein zu führen mit allerhand Spiegelfechtereien und Vortäuschung falscher Tatsachen), muss ein erweiterter Begriff des Transzendentalen gegenübergestellt werden, der Vorgänge betrifft, die im transzendentalen Objekt wurzeln und in „reinen Ereignissen“ hinüberschlagen in die geniale Zone auf der Subjektseite, wo sie „in statu nascendi“ konzipiert und „in actu demonstrierend“ zu klären und weiterzugeben versucht werden.

L: Sicher ist es auch hier nur ein Bild, aber Blitze wurzeln scheinbar häufiger im Irdischen, wobei die einzelnen, noch schwachen Arme in einen starken Hauptstrom münden, der hinaus in himmlische Sphären greift, vereinzelt ist es allerdings ganz anders, da münden die von Außerhalb kommenden Nebenarme in einen Hauptstrom der irgendwo das Irdische berührt. Vergleichbar dem „reinen

Ereignis“? Kugelblitze hingegen scheinen ganze Landstriche überstreichen zu wollen. Wer einen solchen real begegnet, ist ein Gebannter auf Lebenszeit.¹¹⁸

B: Von daher erweist sich die begriffliche Unterscheidung (die in der Praxis nicht immer gelingen kann) zwischen den empirischen und den transzendentalen Entdeckern als von philosophischer Relevanz und von Bedeutung für die kritische Philosophie. Auch hier gibt Einstein das beste Beispiel aus eigener Erfahrung: „Die Methode des Theoretikers bringt es mit sich, dass er als Fundament allgemeiner Voraussetzungen, so genannte Prinzipie braucht, aus denen er Folgerungen deduzieren kann. Seine Tätigkeit zerfällt also in zwei Teile. Er hat erstens jene Prinzipie aufzusuchen, zweitens die aus den Prinzipien fließenden Folgerungen zu entwickeln. Für die Erfüllung der zweiten Aufgabe erhält er auf der Schule ein treffliches Rüstzeug. Wenn also die erste seiner Aufgaben auf einem Gebiet bereits gelöst ist, wird ihm bei hinreichendem Fleiß und Verstand der Erfolg nicht fehlen. Die erste der genannten Aufgaben ist ganz anderer Art. Hier gibt es keine erlernbare systematische Methode. Der Forscher muss vielmehr der Natur jene allgemeinen Prinzipie gleichsam ablauschen, indem er an größeren Komplexen von Erfahrungstatsachen gewisse allgemeine Züge erschaut, die sich scharf formulieren lassen.“¹¹⁹

L: Zurück zur Poesie, die in einzigartiger Weise den Dichter „küsst“ in Leidenschaft versetzt, voller Verzweiflung und Entzücken, wo Zweisamkeit erwächst mit einer fremden Kraft, die Schöpfung ermöglicht und eben auch Geburt, so wundersam und unbegreiflich.

Es ist sehr richtig, dass in den letzten Jahren auch Männer nicht mehr nur der Zeugung sondern auch den Vorgängen der Entbindung in ihrer ganzen Ambivalenz „beiwohnen“ können. Hier hat eine spießige Bürgerlichkeit in der Vergangenheit eine Menge von Ressentiments erzeugt, die der natürlichen Entfaltung des Denkens Hindernisse in den Weg legte, ohne dass man immer weiß, woher sie kamen und welche Nachwirkung sie besitzen. Wer den ganzen Vorgang selbst und mit innerer Anteilnahme erlebt hat, wird sich dem hier philosophisch abgeleiteten „in actu“-Prozess kaum noch verschließen können. Damit begreifen auch nicht nur Frauen, mit welcher Gewalt Ereignisse anklopfen, die in ihrer ganzen Erscheinung, mehr als wir vermuten, objektiv-transzendentalen Ursprungs sind.

B: Theoretiker vom Schlage Einsteins, Newtons und anderer im strengen Sinne genialer Köpfe sind leicht zu unterscheiden von jenen, denen „hinreichender Fleiß und Verstand“ zum schließlichen Erfolg verhelfen. Unter den genialen Typen ragen besonders die hervor, die nicht nur mit kühnem Blick eine ganze neue Wissenschaft „erschauten“, d.h. einen Wissenszweig aus dem rohen Probier- und Experimentierzustand zu wirklicher Wissenschaft erhoben, sondern die das Welt-Ganze zu umspannen vermochten und die großen kosmologischen Entdeckungen hervorbrachten. Zu ihnen zählt die Entdeckung der Kugelgestalt der Erde, wie sie im Altertum schon konzipiert war und wie sie sich Kopernikus erneut aufdrängte. Irgendeine empirische Methodik hätte nie zu solcher Entdeckung geführt, und das Vorhaben, die Erde zu umsegeln war erst die Folge (und empirische Kontrolle) jener kühnen Idee. Diese selbst aber drängte sich einfach auf, ganz gewiss an Hand von bestimmten empirischen Beobachtungen, aber im Ganzen doch trotz der empirisch nicht zu widerlegenden Methode der alten Auffassung. Die Berechnungen hatten ja auch vor Kopernikus durchaus gestimmt, und die Bahnen der Planeten, wie sie auf dem Hintergrund erscheinen, waren seit den alten Babylonern empirisch ganz genau bekannt – und verlaufen heute noch genau so empirisch exakt. Warum also umdenken – wo doch alles so ganz genau „stimmt“! Dies war keine Sache, die in jedermanns Kopf hineinzubringen war, sondern da musste die Natur schon Glück haben, auf einen Kopernikus zu

¹¹⁸ Als etwa 12jähriger geriet ich mit meiner Mutter in einen Wolkenbruch, dessen Begleiterscheinung mehrere an uns vorbeirollende Kugelblitze waren.

¹¹⁹ Albert Einstein: Prinzipien der Theoretischen Physik

treffen. Nachdem das neue Prinzip einmal formuliert und anerkannt war, lernt natürlich jeder die „richtige“ Anschauung gleich in der Schule und hätte natürlich auch gefunden, was Kopernikus entdeckte.

L: Auch an dieser Stelle ist es wohl wichtig zu erinnern, dass es eben nicht nur Glück war, auf einen Kopf, wie den des Kopernikus, zu stoßen, sondern, dass dahinter ein Vorgang der sich zuspitzenden Konfliktlagen stand. Diese erzeugen die schon angesprochenen Polaritäten und in Folge auch die Exponenten, welche zur „Befruchtung“ durch reale und transzendente Impulse zur Verfügung stehen.

B: Was Einstein in so merkwürdige Widersprüche und Unklarheiten verstrickte, was ihn wie in einem Gefängnis sich hin und her wenden ließ, ohne doch die Freiheit zu gewinnen, das drängt sich Blüher in einem philosophisch-kosmologischen Akte transzendentaler Erkenntnis auf als „Entdeckung der Natur“ und ihres Gesetzes, welches er formuliert: Natur ist ein transzendentales Kontinuum mit objektiven und subjektivem Pol, verbunden durch die Achse der Natur. Auch hier ist ein Vorgang des Umdenkens nötig, um das Befreiende dieser Definition zu verstehen: Der „Menschengeist“ wird dadurch aller vorgeblichen schöpferischen Funktion entkleidet, er bleibt, als was er von Kant entlarvt wurde: leere Form ohne Inhalt. Inhaltliche Füllung aber erfährt der Intellekt einmal auf empirische Weise an Hand der Erfahrung der gegenständlichen Welt, zum andern aber in objektiv-transzendentalen Sinne durch die „reinen Ereignisse der Natur“. Der Mensch als Teilhaber am Subjekt des Naturkontinuums ist damit zwar in seiner erhabenen Rolle als Mitbeteiligter am Baue der Natur bestätigt, zugleich aber aller naturhaft-schöpferischen Kraft entkleidet. Sein intellektuelles Vermögen erschöpft sich in Rezeptivität für empirische oder transzendente Vorgänge objektiven Ursprungs (wirklich alles, was Stromrichtung vom Objekt zum Subjekt hat!) und allenfalls in Reproduktivität, sei es im „actus demonstrandi“ oder auch in künstlerischer Produktion.

L: ... was ihn zum schöpferisch Abhängigen macht, mit der Einsicht vielleicht, dass in jeder Reproduktion und damit auch Zeugung ein objektiv-transzendentales Ereignis steckt, genauso wie in jeder künstlerischen Offenbarung. Letztere eindeutig dazu gedacht, das jeweilige körperliche oder gesellschaftliche System, welches einem gewissen Alterungs- bzw. Veränderungsprozess unterliegt, an seinen fragmentierten Einzelstrukturen zu heilen. Hieraus erwächst zwangsläufig die Ethik der Heilkunst. Sie hat sittlich nichts mit Experimenten zu tun, Wesen zu schaffen, die als Ersatzteillieferer für den Menschen taugen, ihn eventuell sogar als Klonen ersetzen bzw. für niedere Arbeiten entbehrlich machen. Es hat auch nichts mit Selbstdarstellung zu tun, die das weite Feld der Kunst missbraucht und unerträglich macht. In solchen Grenzüberschreitungen steckt der Zündstoff nicht heilbaren Unfriedens.

Die in der Bibel zu findende Geschichte der sogenannten „Engelsehen“, die an anderer Stelle schon besprochen wurde, enthält eine in diesem Sinne bewertbare, obskure Denkrichtung, nämlich das Erbgut „aufzufrischen“ durch die Kreuzung von verbrauchtem Menschenwesen mit von diesem selbst erzeugten Klonen. Wenn das in der Geschichte der Menschheit schon ein- oder gar mehrmals passiert ist, dann muss es fürwahr nicht wundern, wenn es unterschiedliche Arten, um nicht zu sagen Rassen, der „Spezies“ Mensch gibt – aber auch große Friedlosigkeit. Deren ursprüngliche Verbreitungsgebiete könnten wohlmöglich mit den Orten ihrer „Retortenschöpfung“ zu tun haben. Es gibt vergleichbare Entwicklungen ja auch heute wieder in den sogenannten „Innovationszentren“ der Welt und man kann sicher sein, dass Egoisten sich durch bestehende Gesetze nicht davon abhalten lassen werden, Entwicklungen einer dieserart optimierten Reproduktion mit persönlichem Ehrgeiz zu vollziehen. Wichtig ist, dieselbe nicht mit Schöpfung zu verwechseln und in die „heiligen“ Bücher unseres Zeitalters aufzunehmen, wie es offenbar in der Vergangenheit des Öfteren geschehen ist, mit dem zweifelhaften Beigeschmack, dass wir in aller Welt Gentechnologen – die sich „Gott“ nannten –

mit dem universellen und formlosen Schöpfergeist verwechseln und unserer kritischen Philosophie einen falschen Anker setzen.

B: Durch zwei wichtige Erkenntnisse bekommen Blühers Entdeckungen den Rang einer exakten kritischen Philosophie: Durch den Nachweis der Stromrichtung transzendentaler Ereignisse vom Objekt zum Subjekt; und durch die empirisch-transzendente Befestigung der „Naturachse“ in dem transzendental „durchwachsenen“ Gebiet des empirisch fassbaren Empfangs-Organs der Liebe. Dadurch rückt auch das, was in der „genialen Zone“ im Einzelfalle und noch dazu höchst selten geschieht, in den Bereich der täglichen Erfahrung. Es besteht ja die Gefahr, dass das, was dem genialen Entdecker und Künstler widerfährt: „Was drängst du mich, du Fülle der Gesichte“ ... und: „... Ich war wie in einem Rausch ...!“ – dass das in einen Bereich des Extravaganten verwiesen wird, dem keine exakte Bedeutung zukommt und das man jedenfalls als gewöhnlicher Alltagsmensch nicht ernst zu nehmen braucht, so wenig wie man Künstler-Allüren ernst nimmt.

L: Es ergibt sich fast automatisch, dass, wo eine transzendente Naturachse existiert, auch ein Ebenbild in der realen Welt existiert, nämlich im autonomen Feld der Erfahrung des menschlichen Naturkontinuums – dem ureigenen Körper. Diese hat Carl Huter vor mehr als hundert Jahren als „Krafttrichtungsordnung“ im menschlichen Körper ausgemacht.¹²⁰ Auch er hat dabei die Polaritäten klar erkannt und durch unterschiedliche Energiearten, die die einzelnen Strukturglieder und Organe abstrahlen, eine feine und vielfältige Differenzierung der menschlichen Lebenskraft beschrieben. Er nennt diese neben allgemeiner Wärmestrahlung Hartmedioma, Od und Helioda. Die „empirisch-transzendente Befestigung der ‚Naturachse‘ in dem transzendental ‚durchwachsenen‘ Gebiet des empirisch fassbaren Empfangs-Organs der Liebe“ ist danach genau dort zu suchen, wo wir sie nach chirurgischen und anthropogenen Untersuchungen heute vermuten dürfen, als zentrales Netzwerk von Zwischengewebe mit Schwerpunkt im solar plexus. Huter sieht in dieser Zone zwar die harte Medioma wirken und nicht die von ihm so benannte „Liebes-Licht-Strahlung“ Helioda. Das mag aber an einer abweichenden Interpretation dessen liegen, was als „Liebe“ im reinen Sinne bezeichnet wird. Wir fassen diese Begrifflichkeit hier sehr weit als Kulminationspunkt von großen Unterschieden. Denn Liebe ist eben nicht nur das sentimentale Gefühl unendlichen Wohlwollens, sondern der mit Anziehung verbundene Hang von Materie und Geist sich ungeachtet verschiedener Polaritäten sehnsuchtsvoll aufeinander zuzubewegen - Frau und Mann, Kalt und Warm, Gut und Böse, Innen und Außen, Materie und Geist! Dass im genitalen Bereich wärmere und um die Zone des Kopfes kühlere aber zugleich lichtere Strahlungen als Teil eines alle Organe charakterisierenden Farbsystems wahrgenommen werden, ist denkbar. Es ist ja nun einmal so, dass das „körperliche“ (hier herausfordernd „fleischliche“), heißblütigere Reaktionen langwelliger Art und das „geistige“, vergleichsweise kühlere und kurzwelligere, beim Akt der „Liebe“ eine hoffnungsvolle Vereinigung suchen. Der dazugehörige Ort kann kaum günstiger liegen als im Lichte der das ganze Spektrum anbietenden Sonne am Vernetzungsort von Gewebe, Nervenbahnen, Arterien und Venen. An diesem zentralen Ort und in aller Öffentlichkeit findet die Vereinigung oder „Ehe“ statt, wobei auch das Wort Ehe und der Vokal „e“ schon semantisch das Aufeinandertreffen zweier gleichwertiger aber von einem anderen Fleck kommender Seelenkräfte an einem Haltepunkt bezeichnet.

Liebe in die Wissenschaft zu tragen, ist ein dieser sich kühl und rational gebenden Disziplin kaum angemessenes Vorhaben. Und doch ist es in einer verwissenschaftlichten Gesellschaft, deren Forschungsthemen immer brisanter, deren Sprache für die Allgemeinheit andererseits kaum noch verständlich werden, dringend erforderlich. Liebe in die Kunst hineinzulegen, gelingt schon eher, wird vielfach sogar erwartet. Allerdings bedarf es auch dazu eines Wechsels der Sichtweise, sonst gebiert

¹²⁰ Carl Huter: Hauptwerk Menschenkenntnis – Körperformen und Gesichtsausdruckskunde, S. 679, Taf.74

die Kunst auch Hass und der, der endet in Strukturzerstörungen wie z.B. Krebs. Jeder Einzelne hat damit ein hohes Maß an Verantwortung.

B: Es handelt sich aber heute nicht mehr um menschliche Außenseiter, die man ohne Gefahr ignorieren könnte, sondern um eine so lebensgefährliche Sache wie Physik. Die Theoretiker dieser Wissenschaft versichern uns, dass ihre Grundlagen dem gewöhnlichen Alltagsdenken so fern gerückt sind und sich so weitgehend in dem „freien Spiel“ mathematischer Axiomatik, die nie aus der Erfahrung abzuleiten, wohl aber nachträglich in der Erfahrung „wieder zu finden“ ist, erschöpfen, dass zwar die technische „Bedienung“ einer Atombombe jeder Dummkopf lernen kann, aber die theoretischen Prinzipie zu verstehen immer mehr zu einer Geheimwissenschaft zu werden droht, deren wirklichen Zusammenhänge nur die Wenigsten noch zu durchschauen oder auch nur zu überschauen vermögen. Die Gefahr ist also riesengroß, dass der Riss zwischen der praktischen Lebensbewältigung oder vielmehr katastrophalen Nichtbewältigung und der „reinen“ Wissenschaft, die nur im Intellekt der genialen Köpfe einen einigermaßen zutreffenden Spiegel im „Weltbild“ erfährt, unüberbrückbare wird und unsere Welt zu zerstören droht.

L: Problematisch scheint dabei nicht nur die Konzentration des geistigen Kapitals, sondern auch jenes materielle, welches in riesengroßen Fabriken angelegt ist, die unterdessen menschenleere Wüsten, Höhlensysteme oder Schnee- und Eislandschaften überziehen. Je weiter weg von der menschlichen Zivilisation desto besser für „Experten“ deren Lebensart kaum noch mit sozialen Maßstäben zu charakterisieren ist, die in solcher Hyperzivilisation das finden, was virtuelle Systeme heute so beängstigend werden lässt.

B: Vielleicht kann man daran allein schon ermessen, was es bedeutet, wenn eine der exakten Naturwissenschaften so fern gelegene Sache wie die „Religion der Liebe“ in eine so feste „Organbeziehung“ hineingerückt wird, dass sie – empirisch mit der Urgegebenheit des Sexuellen identisch – zum subjektiven Organ wird für die aus der Tiefe der Objektseite einströmende Güte. Hier wäre wohl manche Arbeit noch zu leisten. Aber mit dieser Organbeziehung, in der die „Achse der Natur“ wesentlich gründet, ist ja nur die Plattform geschaffen, von der aus nun alle Vorgänge transzendental-objektiven Charakters in den Bereich exakter philosophischer Forschungsarbeit geraten können. Hier bleibt freilich ein ganzes bisher unbestelltes Feld der Forschung offen. Auch Blüher hat nur erste Ansätze dazu geliefert. Aber am Beispiel der Ethik soll doch nun abschließend wenigstens der Versuch gemacht werden, ein wenig die Linien aufzuzeigen, die zur Weiterarbeit auf diesem Gebiet reizen.

L: Ohne Zweifel, es bleibt noch sehr viel offen bei solchen Untersuchungen, aber sie sind umso dringender, je mehr sich durch die Anhäufung von Finanz- Forschungs- und Produktionskapital gesellschaftliche Polaritäten entwickeln, die zwingend des Ausgleichs bedürfen, damit sie nicht mit unheimlicher Sprengkraft aufeinander knallen. Die „Liebe“, an der Achse zwischen den Polgebieten des Naturkontinuums gelegen, hat hier mit großer Leidenschaft aber auch heroischer Selbstverleugnung für Ausgleich zu sorgen, nur dann kann daraus ein Schöpfungsakt werden. Andernfalls werden Blitze unterschiedlichster Herkunft, deren Energie wir nicht zu nutzen vermögen, die vorhandenen Potenziale des Lebens gründlicher als jeder nüchterne Geist für möglich hält, vernichten.

B: „Moral predigen ist leicht, Moral begründen schwer“, sagt Schopenhauer. Und das kommt daher, dass wir alle in ihrem Kraftfeld drinstehen und – um Moral zu predigen – wir uns nur ihren Wirkungen überlassen brauchen. Moral begründen aber erfordert den kritischen Abstand, aus dem heraus man den Kraftlinien selbst auf die Spur kommt und erforscht, wo sie ihren Ursprung haben und was sie gegenüber anderen „Natur“-Kräften über oder unterlegen macht. Indem wir nunmehr einen umfassenden Begriff von „Natur“ gewonnen haben, wird es wohl nicht mehr befremden, von moral-

ischen Kräften als von „Naturkräften“ zu sprechen. Schopenhauer hat hier – jedenfalls gegenüber Kant – schon einen entscheidenden Fortschritt erzielt. Wenn irgendetwas von Kants Philosophie „volkstümlich“ geworden ist, dann sein berühmter kategorischer Imperativ, zumal ihn Fichte in so hübsche Reimform brachte: „Und handeln sollst du so, als hinge von dir und deinem Tun allein, das Schicksal ab der deutschen Dinge und die Verantwortung wär dein.“

L: An dieser Stelle sollte doch vielleicht eine der Formulierungen Kants, nämlich: „Handle nur nach derjenigen Maxime, durch die du zugleich wollen kannst, dass sie ein allgemeines Gesetz werde.“ Vorzug erhalten. Denn wenn schon anknüpfen an dieser eingängigen Formel, dann am „Original“.

B: Zwar hat schon der „Deutsche Idealismus“ in der Schillerschen Glosse „Gewissenskrupel und Entscheidung“ solch reiner „Pflicht- und Sollens-Ethik“ widersprochen, in der Schiller zugibt „unsittlich“ zu handeln, weil er, was er auch tue, „leider aus Neigung“ und gar nicht aus Pflichtgefühl tut. Aber das alles bleibt doch im Bereich bloßer Meinung und Polemik. Deutlich ist doch aber die völlige subjektive Überfrachtung bei allem, was Kant zur Ethik beigetragen hat. Zwar lässt er die „Maxime meines Handelns“ an eine mögliche allgemeine Gesetzgebung gebunden sein und ihr Maß und Richtschnur finden, aber das heißt ja nichts anderes, als dass das subjektive Polgebiet, an dessen Freilegung Kant so stark gearbeitet hat, für allein zuständig für sittliche Entscheidungen erklärt wird. Ausschlaggebend ist, dass alles, was ich tue, auch jederzeit jeder andere tun könnte und dass darunter die öffentliche Ordnung nicht leiden darf. Eine in ihrer redlichen Nüchternheit zwar achtbare Sache, aber im Ganzen doch nicht haltbar.

L: Es erscheint mir etwas fremd, wie sich gerade Künstler und Philosophen, die selbst so gern tragende Satzkonstruktionen fertigen, angesichts der Worte Kants so erschrecken. Er spricht weder von „sollen“, sondern von „wollen können“; noch liefert er sich nur der subjektiven Polseite aus, sondern schließt mit „allgemeines Gesetz werde“ die empirisch fassbare Objektivität ein. Auch die Akzentverschiebung durch Jürgen Habermas, der nicht das „wollen können“, „dass sie ein allgemeines Gesetz werde“ akzeptiert, sondern das, „was alle in Übereinstimmung als universale Norm“ anzuerkennen bereit sind¹²¹, geht im Grunde nicht über Kant hinaus. Kant mag in Einigem geirrt haben, hier erscheinen seine Kritiker vielfach einfach als Besserwisser oder moralisch Ertrappte.

B: Schopenhauer, „dessen Verdienst darin besteht, Leben in die Philosophie gebracht zu haben, auch wenn das, was er über das Leben dachte, schließlich nicht standhält“¹²², geht hier einen anderen, den empirischen Weg. Er rechnet ohne Illusionen – vermöge seines edlen Pessimismus – mit der Macht, ja Übermacht des Bösen, von dem Kant in seiner Klause wohl nie so recht etwas begriffen hat; dass der realen Macht des Bösen nur eine reale Gegenmacht das Gleichgewicht halten kann, ist ihm klar, das Sollen aber, auch wenn es noch so kategorisch und noch so sehr aus praktischer Vernunft gefordert ist, ist keine reale Macht und Wirkung, sondern etwas, was das Subjekt zu leisten hat, welches allemal dafür viel zu schwach ist. Man muss sich, auch in der Ethik, auf die Natur verlassen können. Schopenhauer wird mit Kants imperativen Ethik sehr schnell fertig, indem er mit einem Gedankenexperiment klar macht, dass ein potentieller Mörder (aus Hass, Liebestollheit oder welcher realen Macht auch immer) niemals wegen so trockenen Überlegungen von seinem Vorhaben ablassen wird wie: Wenn sie es alle so machten, könnte die Menschheit nicht bestehen, deshalb musst du deine Tat von wegen des kategorischen Imperativs lassen. Einen solchen Menschen schilt Schopenhauer einen trockenen Pedanten, der nicht ernst zu nehmen ist. Das Leben aber ist ernst zu nehmen.

L: Was sucht man denn alles in den kategorischen Imperativ hinein zu legen, eine sittliche Weltformel vielleicht? Die wird es nicht geben und gibt es auch in anderen Teilgebieten des Lebens nicht. Dass

¹²¹ Jürgen Habermas: Moralbewusstsein und kommunikatives Handeln

¹²² Hans Blüher: Achse der Natur, S.

andererseits in diesem Satz viel Gutes Eingang gefunden hat, und eben nicht bestimmt vom „Sollen“ sondern vom „Wollen“, abgeschwächt und zugleich transzendiert durch das Wort „können“. Dies alles macht doch klar deutlich, dass es hier um die Verantwortung jeder einzelnen, schwachen Seele für sich und dadurch für die Allgemeinheit geht. Mehr als jeder andere hat er damit begriffen, dass wirkliche Ethik nicht über das hinausgreifen kann, was man selbst zu leisten fähig ist. Alles andere wäre verordnete Ethik, die niemals fruchten wird. Ein Riesenirrtum Schopenhauers, den sein materielles Zeitalter offenbar schon eingeholt hat, ist die Annahme, dass Viel auch viel hilft. Dem ist aber überhaupt nicht so. Nach der Arndt-Schulzschen Regel, fachen vielmehr schwache Reize die Lebenskraft an, mittelstarke fördern und starke hemmen sie. Auch bezüglich des „Bösen“ hat er ein verzerrtes Bild, eben weil er das Naturkontinuum nur auf einen Ausschnitt begrenzt sieht. Im Ganzen eines zwar nicht fassbaren Universums bleibt die Summe aller Energien nämlich gleich (Energieerhaltungssatz). Insofern gleichen sich die polaren Kräfte und Energien, egal wie sie sich örtlich begegnen mögen, aus, d.h. es besteht kein Grund zum Pessimismus, dass „gut“ und „böse“ grundsätzlich überwiegen werden. Dass in einer rauen, materialistischen Welt Charaktereigenschaften „geboren“ werden, die das „Böse“ bevorteilen, ist allerdings klar. Auch kriminelle Umtriebe werden in diesem sozialen Milieu stärker wirksam. Menschen zur Selbstreflexion anzuhalten und ihnen eine an ihrer Vernunft orientierte Lebensmaxime naheulegen, ist ethisch nicht falsch, sondern überaus wichtig.

B: Nur wird Schopenhauers eigener Versuch der Sache auch nicht gerecht, was wiederum an seinem eigentümlichen metaphysischen „Zu-kurz-Griff“ liegt. Immerhin: Reale Kräfte müssen es sein, die eine ethische Haltung hervorbringen. Dies energetisch vertreten zu haben, ist und bleibt sein Verdienst. Diese reale Macht aber findet er auch im Mitleid, im Mitleid mit der leidenden Kreatur. Danach würde der Mann, der sich mit Mordabsichten trägt, dadurch in seinen finsternen Plänen irritiert, dass er entweder an sich selbst denkt, an mögliche Entdeckung und Bestrafung, oder aber an sein Opfer und dessen Angehörige; in jedem Falle wird der Gedanke an das Leid, das er hervorzurufen im Begriffe ist, eine reale Gegenmacht darstellen, wobei es noch fraglich ist, was schließlich die Oberhand behält. Aber wenn nicht das Mitleid, so behauptet Schopenhauer, dann gibt es überhaupt keine Macht, die eine unsittliche Handlung verhindern könnte.

L: Erneut springt Schopenhauer zu kurz: Auch das Mitleid kann natürlich eine Komponente ethischen Verhaltens sein. Einem Entblößer mit Mitleid zu kommen oder Intrigen mit Mitleid begegnen zu wollen, läuft aber garantiert schief. Was in diesem Fall eher überzeugte, wären „ähnliche Leiden“. Gemeint sind dabei Leiden, die dem Leiden des Betroffenen (z.B. mit einer intrigenhaften Einstellung) spiegelbildlich gegenüberstehen. Das Muster des Leidensbildes innerhalb der leeren Formen des subjektiven Polgebietes wird dadurch offenbar. Künstler prüfen die Stimmigkeit ihrer Bildkomposition in vergleichbarer Weise, indem sie ihre Malerei oder Steinmetzkunst im Spiegel betrachten und dabei Fehler erkennen. Die Betrachtungen Schopenhauers sind deshalb als Aspekte nicht grundsätzlich zu verwerfen, aber eben richtigzustellen.

B: Darin steckt auf jeden Fall eine hochwertige Beobachtung, die sich in der Psychologie nun auch empirisch bestätigt hat: Der Mensch ist in keiner Weise in seinen Entscheidungen frei, sondern genau so dem Gesetz von Ursache und Wirkung unterworfen wie jeder andere Naturvorgang auch. Und zwar nicht nur, wie Luther in „De servo arbitrio“ mit sicherem Griff erfasst hat, im Blick auf sein Gottesverhältnis und ewiges Heil, sondern auch in seinen alltäglichen Handlungen, in denen die verschiedensten Motive als reale Ursachen wirken und den Menschen in Bewegung setzen. Im Grunde hat eine jede Philosophie höheren Grades, ja eine jede vornehme Geisteshaltung von diesem Tatbestand gewusst, aber Schopenhauer zeichnet sich auch hier durch seinen nüchternen Blick fürs Empirische aus und hat dadurch ein sehr großes Licht in dieses für das Bewusstsein so dunkle Kapitel gebracht. Er sieht sehr deutlich, wie sich die Motive als wirkende Ursachen in vielfacher Weise

überkreuzen und nach dem Gesetz des Parallelogramms der Kräfte die schließliche Handlung zustande bringen. Blüher spricht in diesem Zusammenhang in konsequenter Weiterführung der Schopenhauerschen Gedanken von dem „kulminierenden Punkt des Willens“.¹²³

L: Mit dem Parallelogramm, das ist natürlich auch wieder nur so ein mechanistisches Bild. In der Realität gibt es ohne Zweifel Wirkungsformen, die sich ganz anders addieren, subtrahieren usw. Darauf kommt es zunächst überhaupt nicht an. Wichtig ist, dass man das Ursache-Wirkungs-Prinzip nicht aus dem Auge verliert, denn es ist das für Teilaspekte und Teilnehmer (man vergleiche mit Phänomenen der Teilchenphysik) gültige Kontinuum. Eine Ausschließlichkeit besitzt es sicher nicht.

B: Dies ist freilich eine Sache, bei der noch mehr Grundelemente mitspielen, als selbst Schopenhauer bewusst wurden. Zwar übernimmt er die Kantsche Unterscheidung zwischen dem empirischen und dem intelligiblen Charakter und preist sie ausdrücklich als die zweite der Großtaten Kants in der Philosophie, mit der er den gültigen Nachweis geliefert habe, wie Freiheit und Notwendigkeit im menschlichen Schicksal zusammen bestehen können. Aber er bleibt auch hier hinter Kant zurück und im Empirischen oder allenfalls Metaphysischen stecken, ohne die Dimension des Transzendentalen zu erreichen. Kant hatte erklärt, von Freiheit könne nur im Bereiche des intelligiblen Charakters die Rede sein, also im „An sich“ des Charakters, das außerhalb der Erscheinung bleibt. Blüher würde sagen: in der vom Archetyp her gedeckten und in ihm verankerten „Person“, von der das Christentum sagt: „Ich glaube, dass mich Gott geschaffen hat.“ Da also ist Freiheit; aber sobald diese in Erscheinung tritt, also empirisch wird, unterliegt sie den Zusammenhängen und Gesetzen dieser Welt und macht davon keine Ausnahme.

L: Freiheit ist Einsicht in die Notwendigkeit. In dieser Aussage, steckt die Gebundenheit des Freiheitsbegriffes. Friedrich Engels bemerkt: „Hegel war der erste, der das Verhältnis von Freiheit und Notwendigkeit richtig darstellte. Für ihn ist Freiheit die Einsicht in die Notwendigkeit. ‚Blind ist die Notwendigkeit nur, insofern dieselbe nicht begriffen wird‘. Nicht in der geträumten Unabhängigkeit von den Naturgesetzen liegt die Freiheit, sondern in der Erkenntnis dieser Gesetze, und in der damit gegebenen Möglichkeit, sie planmäßig zu bestimmten Zwecken wirken zu lassen.“¹²⁴ Wir wissen, dass Engels Denken sich vorrangig im Realen vollzog. Dazu war er zu praktisch. Prinzipiell stimmte er aber überein, dass „Freiheit“ einmal nur als theoretischer Grenzfall betrachtet werden kann oder aber über Einsichten zu einer neuen transzendentalen Ebene gelangt. Denn auch „Notwendigkeit“ besitzt eine über das vollständig erklärbare hinausgehende Transzendenz. Überlegenswert erscheint, dass „Freiheit“ auch eine andere im Naturkontinuum angelegte, kontingente Wirkungsebene meinen könnte, wenn z.B. das von einigen prinzipiell unterstellte Ursache-Wirkungs-Prinzip in seiner Determiniertheit nicht greift und Prozesse sich stattdessen verschränkt organisieren. Auch dort kann man natürlich nach den Gesetzen einer Selbstorganisation suchen und findet dabei in der Wahlfreiheit paradoxerweise eine Art Zwang. Man erkennt daran, wie nahe sich real und objektiv „Freiheit“ und als seine Kehrseite „Zwang“ stehen können. Jede offene Konsumgesellschaft kennt dieses Phänomen und findet darin ihre Beschränkung.

B: Nun haben beide, Kant wie Schopenhauer, von dieser hochwichtigen und zweifellos richtigen Erkenntnis nicht den rechten Gebrauch zu machen vermocht und zwar sicherlich beide aus „religiöser Befangenheit“. Kant steckt zu tief im rationalistisch-subjektivistischen Geist der Aufklärung drin, um wirklich zu sehen, was hier zu sehen war. Zwar spricht er vom „Gesetz“, aber dann doch immer nur vom „moralischen“ Gesetz „in mir“ und meint damit eigentlich den Staat und die Gesellschaft. Schopenhauer aber, der einen sicheren Blick dafür hatte, dass das sittliche Handeln, wenn es mehr sein wolle als bloßes Hirngespinnst und „Gewissensskrupel in der Entscheidung“, auf Naturkräften

¹²³ Hans Blüher: Achse der Natur, S. 258 ff

¹²⁴ Friedrich Engels: Anti-Dühring. Zitiert nach http://www.mlwerke.de/me/me20/me20_032.htm

beruhen müsse, von ihnen getragen werde, hatte doch den Blick für die Tiefe der Natur nicht, aus der heraus jene Kräfte wirken. So recht er hat, wenn er sagt: „Der Mensch kann zwar tun was er will, aber er kann nicht wollen, was er will“, er sieht die Gebundenheit dieses Wollen-Wollens wieder „zu kurz gegriffen“ im metaphysischen Gesamtwillen der Natur, der sich im Willen zum Dasein äußert und deshalb das Leiden einschließlich des Mit-Leidens scheut.

L: Es ist ein Problem der Klassischen deutschen Philosophie, dass sie sich in wolkigen Gedankenkonstruktionen verkrümmelt und damit den Sprung ins Basisgebende nicht schafft.

B: So nahe es gelegen hätte, hinter diesen unzulänglichen Erklärungen die einzig wirklich objektive Gegenmacht zu entdecken, denen die Propheten begegnet waren – Kant und Schopenhauer waren wohl auf diesem Auge blind, durch Philosophie erblindet, und zwar jeder auf seine Weise: Kant ist fast noch näher dran, aber er verlegt ins Subjekt, was ins Objekt gehört, und versachlicht zum „Gesetz“, was wohl nur als persönlicher Gegenwille zutreffend beschrieben werden kann. Schopenhauer aber, der das Naturgegebene dieses Kräftestromes ganz richtig erkannte, war durch die Mystik der Inder verdorben und wollte nicht sehen, was ihm „Judenmythologie“ zu sein schien. Blüher aber – ein volles Jahrhundert später – hat den unbefangenen Blick, der durch keine Anti- und Abwehrhaltung mehr getrübt ist, und stößt zur entscheidenden Erkenntnis durch, indem er den schopenhauerschen empirischen und metaphysischen Komponenten des sittlichen Handelns – dem empirischen Charakter und dem Gesetz der Motivation – die ausschlaggebende hinzufügt: das rein objektive Sollen, das aus dem transzendentalen Objekt dem Menschen entgegenwirkt und sein Handeln nicht neben, sondern durch alle anderen Einflüsse hindurch, bestimmt. Gewissermaßen lässt sich dies noch aus Kants intelligiblem Charakter ableiten, nur dass dieser von Blüher an den ihm zukommenden richtigen transzendentalen Ort platziert wird, nämlich ins transzendente Objekt.

L: Worunter man bei etwas Logik real existierende Wirkungen aus einem größeren uns umgebenden Wirkungszusammenhang annehmen kann, der Gesetzen unterliegt, die auch unsere Gesetze sind, weil es im großen Naturkontinuum keine andere geben kann. Das sogenannte „rein objektive Sollen“ ist letztlich eines, was geboten ist und eine Komponente darstellt, die in höheren menschlichen Vorstellungswelten Platz sucht. Selbige war auch schon da. Die Rückerinnerung daran ist für einige aber dennoch schwierig, andere bauen überhaupt noch an den Grundlagen, insgesamt aber steht über allem die Einsicht in die Notwendigkeit.

B: Blüher selbst gibt ein instruktives Beispiel: „Als Luther im Jahre 1521 auf dem Reichstag zu Worms den Widerruf seiner Lehre verweigert, gab er seiner Haltung den letzten Akzent mit den Worten: ‚Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir. Amen!‘ Es spielt keine Rolle, ob diese Worte tatsächlich so gefallen sind oder nicht, sondern nur, dass sie den Charakter des Tuns betonen. ‚Ich kann nicht anders!‘ – das aber heißt: Ich stehe unter Zwang; aber nicht unter physischem Zwang, sondern unter dem der Freiheit. ‚Zwang durch Freiheit‘ aber, dieses tiefsinnige Oxymoron, ist der höchste Ort, an den ein Mensch gelangen kann. Würde diese Szene im Alten Testament gespielt haben, wozu sie durchaus das Format hat, so würde der Text hier zweifellos weitergehen: ‚Und der Engel Gottes sprach zu ihm: von nun an sollst du Martin Luther heißen‘. Denn in der Tat, nur dadurch, dass er ablehnte, wurde er in Wahrheit Martin Luther. Das aber ist ein Geschehen unter dem Zwange der Freiheit und unter dem Schilde der Notwendigkeit.“¹²⁵ Wir verstehen: der intelligible Charakter dieses Mannes, der sein „Martin Luther“ war, traf hier mit dem empirischen aufs Glückliche zusammen, d.h. Luther war eben auch als Mensch ein ganzer Kerl, der es wagte, „gehorsam“ zu sein, sein „Martin Luther“ hatte Glück mit ihm, und das schlug alle vordergründigen Motive aus dem Felde.

¹²⁵ Hans Blüher: Achse der Natur, S.269

L: Wir befinden uns damit im Gewölbe des Religiösen, jenem Empfangsgebiet des mönchischen Oberhauptes, das in der menschlich-körperlichen Achse freigehalten wurde vom Haarwuchs. Von hier, so meinte man jedenfalls, kämen jene Botschaften an uns, deren wir selbst nicht mächtig wären. Einstein könnte mit seinem vollen Haar diesen Sachverhalt relativieren. Im Grundsatz aber ist es wohl richtig, die Antennen der „Zuversicht unseres Wissens – Religio“ in eben dieser Region zu suchen. Wir selbst sind im engeren Rahmen gewiss schöpferisch, dort aber, wo sprichwörtlich das „Latein am Ende“ ist, benötigen wir Impulse von außen und bekommen diese unter besonderen Konstellationen auch. Die in den westlichen Ländern etwas rar gewordenen Kontemplation oder auch Verinnerlichung ist aus diesem Vorgang nicht wegzudenken. Das Gebet – an wen auch immer – ist der unvermeidliche Brückenschlag.

B: Was sich den Wenigen und Großen, Aposteln und Propheten, in solch einmaligen Situationen aufdrängt, wirkt, zwar weniger massiv, dafür aber umso intensiver und mit gleichbleibender Dauer, auf einen jeden ein, der Menschenantlitz trägt, in jenem Grundgesetz von Sinai, in dem die Grund-elemente menschlicher Gesittung dem Menschengeschlechte unverlierbar vorgestellt und eingeprägt werden. Wie wenig wir sie aus Eigenem haben, wie wenig sie also subjektiv bedingt sein können, merken wir an der Lust, mit der wir gegen sie verstoßen. Dass sie auch dort uns keine Ruhe geben, wo Staat und Gesellschaft sich den Vorstoß gefallen lassen und an seiner Ahndung kein Interesse zeigen, daran können wir ermessen, dass es sich um unaufhebbare Naturkräfte handelt mit dem typischen Kennzeichen des Realen, der Stromrichtung vom Objekt zum Subjekt. Blüher lässt sich deshalb zuversichtlich in eine philosophische Debatte mit den polternden Philosophen von Frankfurt ein, indem er beweist, dass weder der kategorische Imperativ noch auch die vorgebliche Kraft des Mitleids die wesentlichen sittlichen Kräfte entbindet, sondern allein der objektive Gegenwille, dem leider die Sprache – da es sich ja eigentlich um ein transzendental-objektives Sollen handelt – das entsprechende Substantivum versagt hat.

L: Ich meine, es heißt *similia similibus curentur*! Das ist nicht etwa ein Zauberspruch, sondern die Regel der Ähnlichkeit. In unserem Zusammenhang könnte eine solche bedeuten: wenn wir in tiefster Verunsicherung, Not oder auf der kontemplativen Suche sind und entsprechende Botschaften dieses aufwühlenden Prozesses nach außen dringen, so koppeln die dabei ausgesandten Schwingungs- oder Elementarwirkungen in solche gegensätzlich-ähnliche Wirkungen ein, die kosmisch maßstabsvergrößert oder mikrokosmisch maßstabsverkleinert zur Verfügung stehen. In jedem Falle sind diese objektiv. Transzendental werden sie dadurch, dass wir deren Abrücken aus der Ebene des menschlich-rationalen, ernsthaft Messbaren registrieren. Blüher hat auch darin wahrscheinlich recht, wenn er nach Schopenhauer von einer Art „Willen“ spricht. Denn ohne Energie und Anstrengung ist der Akt der Ähnlichkeit nicht leistbar. Er ist vielmehr nur leistbar, wenn die dazu sittlich notwendigen „Willensstrukturen“ den vorhandenen Strukturen anderen Vorzeichens entgegengesetzt werden. Wohlgemerkt, es geht hier nicht um Materialität, sondern um Geistiges bestenfalls Energetisches (Schwingungsmuster o.ä.). Geist ist mithin eine objektive Erscheinung.

Ein Beispiel kann dies eventuell verdeutlichen: In einer mittelalterlichen Kollegiatkirche, dem Dom zu Wurzen, hat der Künstler Georg Wrba 1931/33 ein raumwirkendes Bildprogramm aus Wandmalerei und plastischen Bronzebildnissen geschaffen, dass uns in seiner Ausdrucksart (es betrifft Kreuzigungsgruppe, Domherrengestühl, Kanzel, Taufbecken, Lesepulte und andere figürliche Einzelplastiken) blank erschauern lässt. Dabei war sein „Wert“ schon in der Entstehungszeit sehr umstritten und ist es bis heute. Handwerklich zeigt es hohe Meisterschaft. Ethisch, im Sinne einer „Übereinkunft“, möchte man es lieber entfernen. Es trieft von jenem Gedankengut, welches die schrecklichen Ereignisse der Nazizeit so eingängig machte. Jene unheilige Allianz von Hochmut, Eitelkeit, Selbstüberschätzung, Aberglaube, Machtbesessenheit verbunden mit sehr viel Geld wirkungsmächtigem aber reaktionären Geldadels. Weder in der katholischen noch in der evange-

lischen Kirche finden sich anderenorts Beispiele für eine derart entgleiste Geisteshaltung, hinter der insbesondere die damaligen Domherren des Kollegiatstiftes zu stehen scheinen. Wie es dazu kommen konnte, dazu gibt es hervorragende Recherchen von Thomas Popper, die freilich noch erweiterungsfähig sind.¹²⁶ Die Frage ist: wie geht man denkmalpflegerisch mit solchen Zeugnissen um, wovon doch ein sächsischer Kunsthistoriker von Ruf schreibt: „Als Denkmal einer ‚konservativen‘ Moderne, die Züge des Funktionalismus der zwanziger Jahre aufweist, aber auch Elemente der vor der Tür stehenden Zeit des Naziregimes in sich trägt, ist die Neugestaltung des Wurzenener Doms von besonderem kulturgeschichtlichen Wert.“¹²⁷ Das ist unzweifelhaft richtig und benötigt, wenn man diese Kirche nicht zum Museum einer deplatzierten Geistigkeit machen will, einer sinnreichen Antwort. Diese kann bei der Geballtheit des künstlerischen Angebotes kaum anders als im weitesten Sinne künstlerisch ausfallen und sie muss den Gestus des Dargebotenen in seinem großspurig pathetischen Ernst, wie in seiner handwerklich subtilen Verächtlichkeit kongenial (ähnlich) begegnen. Das kann keine Parodie, das kann keine Satire, das kann auch nicht die Karikatur, das kann nur die Transformation und Pervertierung ihrer selbst sein. Mit dem energiereichsten Licht unserer Zeit verdient jedes dieser Bildwerke angestrahlt und in einen skurrilen Ausdruck versetzt zu werden, der z.B. Hochmut zu Demut, Eitelkeit zu Bescheidenheit ... Aberglaube zu Wissen ... verkehrt und die unsägliche Schwere der geschwärmten Bronze von den empfindsamen Seelen nimmt. Dazu käme eine diskrete Informationsstele die rational und voller ehrlichem Leid von der Verführung ideologisierte Kunst berichtet. Bei der „Kunst“ Wrobas sind wir bei dem, was Hans Blüher die falsche Stromrichtung nennt, die uns unter misslichen, ideologischen Bedingungen eine Unwelt zur Wirklichkeit macht.

B: Für Blüher steht es fest, dass wo das Mitleid oder andere empirische Motive einen Menschen in seiner Tat abhalten (oder aber ihn dazu antreiben), wir noch nicht auf die fundamentalen Schichten des Urbösen (oder aber der objektiven Güte) gestoßen sind. Wo aber einer einen Mord aus wirklichem, metaphysisch geschwängertem Hass begehen will, erweisen sich alle sonstigen Motive wirkungslos; es sei denn, dass er plötzlich und unvermittelt auf jenen Gegenwillen stößt – an den er beileibe nicht etwa „glauben“ muss, sondern den er in ruhigen Tagen getrost verleugnen und verlachen kann! – der ihm mit dem apodiktischen „Du sollst nicht töten“ in den Weg tritt. Diese Barriere wird nur höchst selten überwunden, und wo es geschieht, da nimmt das Unheil seinen Lauf. – Hätte man andererseits Luther „nach seiner Tat gefragt, ob seine Entscheidung aus freien Stücken, das heißt von ihm aus als sein fertiges Eigentum und sein Verdienst gefallen sei, so hätte er den Fragenden unwirsch angefahren und ihm geantwortet, dass er hieran keinerlei Verdienst habe, dass er nichts sei als ein sündiger Mensch, zu nichts Gutem fähig und wenn er es doch täte, dies ohne jeden Rest geschenkt bekommen habe. Das aber ist die tiefste Überzeugung aller redlichen Menschen, die je etwas Gutes getan haben; sie lassen sich deshalb ungern darauf anreden und werden verlegen, wenn man es dennoch tut. Es ist die Entdeckung des Christentums, das alles Gute geschenkt ist.“¹²⁸

L: Gern sprechen wir von einer christlichen Einstellung, die zu einer solchen Anschauung kam. Das allgemeine Christentum ist sicher kein Entdecker. Aber es ist richtig, dass auch das Extremste ein sittliches Gegenüber braucht und eine adäquate Form des Ausdrucks, der die Löschung übernimmt. Ein Feuer wird mit Wasser gelöscht. Die Schwere der Erde wird erleichtert von eindringender Luft. Es hängt an der Vielfalt unseres Vorstellungsvermögens, ob wir auf die mannigfachen ethischen Fragen unserer Zeit und Gesellschaft Entsprechungen finden. Insofern ist tatsächlich gerade das Alte und

¹²⁶ Thomas Popper: Nochmals zur Wurzenener Domerneuerung von 1931/33 unter Emil Högg und Georg Wrba. Nebst einem Plädoyer in: Der Dom St. Marien zu Wurzen, Arbeitshefte des Landesamtes für Denkmalpflege Und Sachsen, S.122ff

¹²⁷ ebd. S.131 (Zitat Heinrich Magirius)

¹²⁸ Hans Blüher: Achse der Natur, S.270f

Neue Testament eine Fundgrube, aus der viel Gutes verschenkt wird. Wir sollten aber auch Geschenke so verpacken, dass sie Interesse erwecken.

Nach Jürgen Habermas bleibt es in ethischen Fragen allerdings immer auch notwendig, Übereinstimmung in einer den konkreten Sachverhalt betreffenden Gemeinschaft zu finden. Denn gerade „Sitten“ – um dieses ältere Wort hier noch einmal zu gebrauchen – sind immer an Gruppenkonventionen gebunden und keine reine Privatsache. Der Einzelne liefert dafür freilich die maßgebliche Grundeinstellung.

B: Paul Ernst lässt in einem seiner „Erdachten Gespräche“ eine junge uneheliche Mutter mit Immanuel Kant in einem Königsberger Garten über das Moralische oder Unmoralische ihres Tuns rechten. Der Vater hat seine Tochter verstoßen getreu der Devise, dass das, was nicht für alle gleichmäßig verbindlich werden könne, unmoralisch sei und geahndet werden müsse. Kant soll diese Einsicht auch in dem Mädchen wecken. Aber es geht ihm nicht recht voran damit; denn sie erklärt, sie hätte das sichere Gefühl gehabt, sich ihrem Liebsten hingeben zu sollen, ehe er ins Feld zog und fiel, er habe sie doch gebraucht. Sie gibt ihrer Haltung den rechten Nachdruck, indem sie erzählt, wie ihre Mutter ihr zum Abschied noch ein Kreuz geschenkt habe und gesagt: „Als dein Vater dich verstieß und du ihm hart antwortetest, da wollte sich mein Herz gegen dich empören. Ich ging auf meine Stube und weinte, und wie ich mich überbeugte im Weinen, da spürte ich dieses Kreuz, das ich immer trug. Ich dachte: ‚Gottes Sohn war ohne Schuld, und Gott wollte, dass die Menschen ihn kreuzigten.‘ Als meine Mutter das sagte, da wurde mir klar: das ist das Größte, dass Gottes Sohn gekreuzigt ist; nun sollen wir wissen, dass es keinerlei Gesetz gibt, sondern nur den Willen Gottes.“ – Es ist also keine neue Entdeckung, sondern ein uraltes, immer wieder verschüttetes und immer wieder neu aufbrechendes Wissen, das nunmehr auch in der Philosophie Anerkennung und verdiente Aufmerksamkeit findet.

L: Die Geschichte vom schuldlos gekreuzigten Christus, den Gott aufgeopfert hat für die Menschen, welche das gesamte Christentum durchweht, ist für sich so ereignishaft, dass sie den Rang einer Meistererzählung besitzt, von der sich in Nebensträngen hunderte andere Geschichten ableiten. Sie heute zum „reinen Ereignis“ des transzendentalen Objekts machen zu wollen und damit der Religion aus einer sehr schwierigen Krise des Selbstverständnisses zu helfen, ist andererseits gewagt.

B: Es geht aber um weit mehr, als dass etwa nur die Philosophie der Religion zu Hilfe kommt, was ja wie ein höchst verdächtiges Unternehmen aussehen könnte. Die morsch und brüchig gewordenen Stützen des Glaubens philosophisch zu untermauern, ist ein allzu zweckhaftes Geschäft und der Philosophie nicht würdig. Im Gegenteil: es gilt, das Weltgefüge, dessen theoretische Durchdringung im Spiegel des Denkens nicht nur gefährlich unzureichend geworden ist, sondern weit auseinanderklafft und auseinanderzubrechen droht, zu heilen durch Suchen und Finden der verlorenen Einheit, das Denken auf naturhafte Grundlage zu stellen, auf jene umfassende Natur, die mit dem Denken eins ist, deren anderer Pol im Intellekt wurzelt. Diese Einheit dort zu suchen, wo sie verloren ging, im naturverbundenen Mythos der Völker, in der dem Mythos noch nahe benachbarten Philosophie der Alten, oder auch im geschlossenen Kosmos des christlich-biblichen Weltbildes, dürfte ein vergebliches Unternehmen sein. Aber auch die Versuche und großen Bewegungen der Erneuerung des antiken Lebensgefühls in Renaissance und Humanismus oder aber der säkularisierten Heilslehren, die Teilelemente des Christlichen zu politischen Massenbewegungen unserer Tage umprägen, müssen als gescheitert angesehen werden, wie das Bemühen, sich auf bloße „Wissenschaftlichkeit“ zurückzuziehen und diese als „Weltanschauung“ herauszuputzen. Dies alles sind eher Krankheitssymptome als fruchtbare Neuansätze.

Die Physiker unserer Tage sind dabei, ganz ähnlich wie man vor rund hundert Jahren zwei so verschiedene Erscheinungen wie Magnetismus und Elektrizität in der einheitlichen Theorie des elektromagnetischen Feldes zusammenfasste und damit genau ins Herz der Dinge traf, die zwei

„Säulen“ der theoretischen Physik, die Quanten- und Relativitätstheorie, die noch in vielen Punkten fast unvereinbar auseinanderklaffen, zu einer „einheitlichen Feldtheorie“ zu vereinigen, um die zerstörte Einheit des physikalischen Weltbildes wieder herzustellen. Wenn in der Philosophie der weit umfassendere Versuch gewagt wird, ein einheitliches Weltbild zu entwerfen, das frei ist von allen ideologischen Tendenzen und nüchtern mit den Grundgegebenheiten der Natur rechnet, so kann das nur so geschehen, dass man gehorsam die wesentlichen Entwicklungen und Erkenntnisse der letzten vierhundert Jahre anerkennt: Der Prozess der Säkularisierung, der zu einer freien Forschung und Wissenschaft geführt hat, ist nicht umzukehren und scheint auch in der Konsequenz eines reformatorischen Christentums zu liegen. Die Trennung aber der Wissenschaft von den geistlichen Bereichen der Offenbarung, die aus dem Vorgang der Emanzipation von der geistlichen Vormundschaft nur zu verständlich ist und wohl auch notwendig war, ist nicht länger möglich. In diesem Sinne stehen wir wohl wirklich am „Ende der Neuzeit“. Die neue Synthese aber, die sich anbahnt zwischen den reichen Früchten der Überlieferung derjenigen Weisheit, die mit bloßer Wissenschaft nie zu erlangen ist, und dem mit ungeheurem Fleiß bestellten Feld der theoretischen, empirischen und angewandten Wissenschaft, ist in den unerhörten Möglichkeiten einer künftigen Fruchtbarkeit noch nicht abzusehen.

L: Wie es aussieht, hat die Physik es letztlich nicht vermocht, eine einheitliche Feldtheorie zu entwickeln, welche Quanten- und Relativitätstheorie zusammenführt. Die Vermutung liegt nahe, dass sie gestört wurde, durch die großen gesellschaftlichen Verwerfungen, die zwei Weltkriege mit sich brachten. Schlimmer aber noch, es gab sie nicht mehr, die bis in die Vorkriegszeit hinein bestehende Konzentration der Physik im Herzen Europas. Hier waren sich in seltener Dichte die wissenschaftlichen Kapazitäten ihrer Zeit begegnet. Und der direkten Begegnung bedurfte es auch fernerhin, wollte man die Entdeckungen der theoretischen Physik des frühen 20. Jahrhunderts in einem großen Wurf zusammenführen. Inzwischen muss die Philosophie liefern, was aus der Naturwissenschaften gerade nicht kommen kann. Dabei drängt es sich auf, die doch eher willkürliche Abgrenzung von Natur- und Geisteswissenschaften bei der philosophisch nicht länger aufschiebbaren Revision des Wissenschaftsmodells aufzuheben.

B: Der Beitrag, den Blüher mit seinem „System der Philosophie als Lehre von den reinen Ereignissen der Natur“ zu einer solchen künftigen Philosophie der Wissenschaft geleistet hat, ist vor allem eine klare Orientierung über die transzendente Struktur des Weltgebäudes und die verschieden gelagerten „Orte“, von denen die Naturvorgänge jeweils ihren Ausgang nehmen: Immanuel Kant, der selbst nicht recht sah, was seine Entdeckung bedeutet, ist als der geniale Erforscher des subjektiven Polgebietes der Natur erkannt, jenes polaren Spannungsfeldes, von dem aus – a priori – die transzendentalen Ordnungsgefüge hinausgreifen auf das Feld der Erfahrung und es mitbestimmen. Schopenhauer setzt in der Mitte des Naturkontinuum an, indem er die empirische Methode auch in der Philosophie einführt – wohl einer der wenigen wirklich positiven Beiträge, den die klassische Naturwissenschaft des neunzehnten Jahrhunderts zur philosophischen Forschung geleistet hat – und kategorisch fordert, dass auch das Denken sich der Kontrolle der Erfahrung zu unterwerfen habe; was man sicherlich nicht wieder vergessen wird. Blüher aber wendet die Methode des empirischen Nachweises nun auch auf Vorgänge an, die Kant fälschlicherweise ins Subjekt verlagerte, sodass er der Meinung war, eine Metaphysik a priori entwerfen zu können, die alle Fragen dieser so dunklen und schwierigen Disziplin ein für allemal lösen würde.

Das war freilich ein Irrtum, der eben auf jenen Orientierungsfehler zurückzuführen ist, den Blüher erkennt und aufzuheben trachtet. Wenn Metaphysik mehr ist als bloßes Hirngespinnst, wie der Positivismus behauptet – und so nüchterne Forscher wie Einstein sprechen sich sehr deutlich dafür aus, dass ohne eine reale Metaphysik (d.h. eine mit Stromrichtung vom Objekt her) Wissenschaft überhaupt nicht möglich sei – dann ist sie nur als eine Wissenschaft a posteriori gegeben, jedoch nicht

im Sinne der bloßen Erfahrungswissenschaften, die jeder methodisch lernen kann, sondern im Sinne „in actu“ eines gespannten und aufmerksamen Hinhörens auf die Dinge in ihrem objektiven Sachverhalt und Zusammenhang; was freilich niemals eine Sache des gesunden Durchschnittsverständes sein kann, der eben nur für das Empirische empfänglich ist. „Durch Humes Kritik“, sagt Einstein¹²⁹ „trat eine verhängnisvolle ‚Angst vor der Metaphysik‘ ins Leben, die eine Krankheit des gegenwärtigen empiristischen Philosophierens bedeutet; diese Krankheit ist das Gegenstück zu jenem frühen Wolken-Philosophieren, welches das Sinnlich-Gegebene entbehren und vernachlässigen zu können glaubte.“ Nur, dass eben Einstein auch hier wieder im Empirisch-Metaphysischen stecken bleibt und nicht bis zum transzendentalen Objekt durchdringt, welches der eigentliche Ursprung und Ort jener Vorgänge einer „realen Transzendenz“ ist, von denen die genialen Entdecker erfasst werden.

L: An dieser Stelle setzen Physiker wie Werner Heisenberg und Wolfgang Pauli ein, die sich im Unterschied zu Einstein kategorisch von einem Neuaufguss der alten Feldtheorien trennen und in der Kopenhagener Deutung der Quantenmechanik¹³⁰ gemeinsam mit Niels Bohr einen Paradigmenwechsel in der Physik einleiten. Hier wird auf der Grundlage des erkannten Welle-Teilchendualismus auch nach Meinung von Philosophen ein Schritt hin zur Transzendentalphilosophie Kants getan. Sie begründeten das mit einem Gedanken von Niels Bohr: Für diesen waren Phänomene immer Phänomene an „Dingen“, da sonst keine wissenschaftliche Erfahrung möglich sei. „Dinge“ aber sind nach Kant „Objekte“ mit konkretem Orts- und Zeitbezug, nicht wahlweise „Wellenfunktionen“ im Sinne der Quantenmechanik. Diese fordert als Komplementär zur klassisch kausalen eine ganz andere, kontingente Physik heraus.

B: So ergibt sich ein dreifach verschiedener Ort transzendentaler Vorgänge: solche, die im Objekt verankert sind, andere, die im Subjekt ihren Sitz haben und schließlich die der gegenständlichen Welt, wie sie im Feld der Erfahrung erscheint, welches vom transzendentalen Objekt und Subjekt her gleichermaßen geprägt, gestützt und durchdrungen wird.

L: Von ihrem allgemeinen Ansatz her ist diese Definition kaum angreifbar. Im konkreten Fall aber führt sie zu wenig Aufklärung. Sinnvoll erscheint es, die Erfahrungsbereiche von Physik und Philosophie zusammenzuführen. Dazu sollte die kausal angelegte „Physik bestimmter Systeme“ in eine „Physik unbestimmter oder verschränkter Systeme“ horizontal erweitert werden. Dazwischen steht die Metaphysik – jene Physik, die vor allem Schopenhauer und Einstein im Munde führen und mit gewissem Recht im empirischen Bereich der Wissenschaft verorten. Letztere besitzt allerdings eine Zwitterstellung: sie ist Basis der in einer höheren Dimension operierenden transzendentalen Philosophie im Grenzgürtel zwischen älterer und neuer Physik.

Wenn man so will, dann bildet die Physik der bestimmten Systeme den Rahmen für die meisten Gebiete der Naturwissenschaft, jene der verschränkten hat andererseits sehr viel Gemeinsames mit den Geisteswissenschaften und der Kunst. Hier gelten die üblichen Kausalitäten nur eher selten, auch der Raum- und Zeitbezug fehlt des Öfteren. Verschiedentlich gibt es Synchronizitäten.

Die transzendente Ausdehnung des philosophischen Naturkontinuums ist, dem Blüherschen Modell treu bleibend, eine eigene Sache. Sie führt, ob nun auf der Objekt – oder Subjektseite immer mehr in die Tiefe des Raumes. Sie bildet dadurch die wichtige dritte oder vertikale Achse, die den Physikern zur Vollendung eines erweiterten Arbeitsmodells möglicherweise noch fehlt.

B: Diese Tiefenstaffelung ist aber nicht eine Sache, die sich in herkömmlicher Weise auf verschiedene Zweige der Wissenschaft wird aufteilen lassen, sodass sich der eine mit „der Erde“ begnügen könnte, einem anderen aber „der Himmel und die Spatzen“ vorbehalten bliebe. Vielmehr hat eine jede

¹²⁹ In: Bertrand Russell und das philosophische Denken

¹³⁰ Kopenhagener Deutung der Quantenphysik, 1927

Wissenschaft, wenn sie im Ernst Anspruch auf diesen hohen Namen erheben will, immer mit beiden zu tun, nämlich immer mit dem ganzen Bau der Welt, von welcher Seite auch immer sie ihn anleuchtet. Die Aufteilung der Wissenschaften in eine gewissermaßen horizontale Schichtung der einzelnen Disziplinen wird aufzugeben sein zugunsten eines vertikalen Durchbruchs zum Ganzen des Naturkontinuums auf einem jeden Sektor, der den Disziplinen als Forschungsgebiet zugewiesen ist. Am wenigsten scheinen von dieser notwendigen „Wendung um 90 Grad“ die empirischen Wissenschaften betroffen zu sein, die es sich wohl auch weiterhin werden leisten können, im konkreten Forschen die Welt naiv als das zu nehmen als was sie erscheint. Hier aber hätte die Philosophie Aufgabe und Amt, den kritischen Durchblick zu erzielen, der dem bloßen Tatsachenforscher versagt bleiben mag, indem sie, was auf dem Feld der Erfahrung festgestellt werden kann, mit den transzendentalen Spannungsfeldern im subjektiven und objektiven Polgebiet der Natur verbindet und den Linien durch die ganze Tiefe des Naturkontinuums nachspürt.

Vielleicht gehört schon in absehbarer Zeit zweierlei aus der philosophischen Forschung – nachdem die Philosophie durch die moderne Physik gehörig unter Druck gesetzt worden ist – zur höheren philosophischen Allgemeinbildung: das man sich nicht nur der transzendentalen Vorgänge zwischen Intellekt und der gegenständlichen Welt bedient, sondern sich ihrer auch bewusst ist, also genau ihre Möglichkeiten und Grenzen kennt, übertriebene Ansprüche, die von Unbildung zeugen, fallen lässt und einen sinnvollen, vielleicht sogar segensvollen Gebrauch davon macht. Praktisch gesagt: das der Techniker, der die Gesetze der Mathematik auf die Natur anwendet, weiß, dass er dies nur kann, weil der subjektive Pol am Bau der empirischen Welt beteiligt ist. Er würde dann auch wissen, dass die Natur sich nur so weit erkennen und beherrschen lässt, als sie vom transzendentalen Subjekt her konstitutiv bestimmt ist, dass er also vermittels der Mathematik und Technik nichts anderes in der Natur finden kann, als was zuvor schon in diesen angelegt ist und drin steckt.

L: Das wäre wohl zu wenig an Botschaft. Denn ist es nicht zum Beispiel so, dass jene individuellen und gesellschaftlichen Krankheitssymptome uns besonders treffen, die die Schattenseiten selbst verursachter Entwicklungen sind. Wenn exemplarisch eine Gesellschaft in der Epoche der Aufklärung, die den menschlichen Intellekt anstachelt, nicht gleichzeitig dessen Allmachtsgedanken zähmt, muss sie sich nicht wundern, wenn derselbe falsche Vorstellungen über sich und die Welt produziert. Dann sieht er neben den sich auftuenden Möglichkeiten der Mathematik, Physik und Technik wahrscheinlich auch nicht seine Verantwortung gegenüber der vielfach gedemütigten Natur in ihrem gesamten Ausmaß, wozu auch die Ebenen des Abseitigen, Verdrängten, Destruktiven gehören. Ein bisschen „Gott“ sein und Allmacht zu haben, damit ist es nicht getan.

Dabei ist dem, dem es an Überblick fehlt, sicher hier und da technisch und methodisch zu helfen. Die Unterstützung versagt allerdings dort, wo die Hilfsmittel durch Nebenwirkungen ein Ungleichgewicht zwischen Wahrnehmungen (heute vornehmlich Hören und Sehen) auf der Seite des Verstandes und den reinen Denkformen auf der Seite der Vernunft schaffen. Gleichermäßen verschärft sich auch das Missverhältnis zwischen Sinnesebene und intelligibler Vorstellungsebene (vgl. Schema 4), weil ein Überangebot an nicht oder nur unzureichend verifizierter Information (2:5 Sinne) keine ethisch-ästhetisch ausgereiften Problemlösungen (Algorithmen) und Schlüsse erlaubt. Die Betroffenen geraten heute durch die permanente Rückkopplung mit Smartphon, Notebook o.a. vielmehr in einen intellektuellen Stau, der sich ganz unzweckmäßig in „Datenerfassungshysterien“ und vielen anderen psychologischen Irritationen entlädt, die nicht mehr erlauben zwischen wichtigen Botschaften und Zerrbildern der eigenen Psyche zu unterscheiden. Damit haben wir das Problem verschoben in die transzendente Tiefe chronischer Krankheiten (Schatten- oder Subjektseite), aus der wir sie ganz schwer wieder herauszuholen in der Lage sind.

Völlig falsch dürfte es sein, den subjektiven Pol des Naturkontinuums in die Ebene des menschlichen

Intellekts zu verlegen. Diese Sichtweise ist geradezu egozentristisch. Und sie blendet die für unsere Begriffswelt „ungemütliche“, dunkle Seite der Tiefenerfahrung im Krankheitsfalle aus.

B: Das andere aber ist fast noch wichtiger: dass wir aufhören, ins Reich der Phantasie zu verweisen und also ins Subjekt zu verlegen, wodurch eigentlich die Natur zu uns redet, sich offenbart und entdecken lässt. Dies aber ist in den Naturwissenschaften genau der gleiche Vorgang wie der, von dem die Dichter und Propheten Zeugnis geben. Weil es sich hier um wirkliche Naturvorgänge, reine Ereignisse handelt, darum stehen sie in keines Menschen Macht. Sie kommen zu ihm. Darum mag es Wissenschaften geben, die nicht aus dem rohen Probier- und Experimentierstadium heraus sind, die das Gesetz ihrer Wissenschaft noch nicht gefunden haben und sozusagen erst noch im Kommen sind. Wie es auch andere geben kann, die ihren Höhepunkt bereits überschritten haben, in trockene Gelehrtenarbeit zurücksinken, philosophisch uninteressant und steril geworden sind, weil sie die Gesetze ihres Forschungsgebietes an übergeordnete, größere Sachzusammenhänge abtreten mussten, so wie etwa die Astronomie heute fast zu einem Teilgebiet der physikalischen Kosmologie [Astrophysik – neuerer Begriff, d. Autor] geworden ist. Wichtig ist nur, dass wir sehen: wie wir heute schon von einer „Geschichte der Natur“ (Weizsäcker) reden, also doch wohl von dem Sich-Ereignen der Natur, so müssen wir gleichermaßen von einer Geschichte der Wissenschaft reden, aber nicht im bisherigen Sinne einer subjektivistisch-eitlen Feststellung, wie wir's so herrlich weit gebracht, sondern in dem großen und beruhigenden Gedanken eines „Ganges der Natur mit unserer Seele“, in der sie sich selbst den Spiegel vorhält.

Wir würden dann wissen, dass Gott zwar nicht das „ens realissimum“ ist, die wirkende Ursache, aus der alles andere hervorgeht, was ja weiter nichts sein kann, als ein Versuch (mit untauglichen Mitteln), mit subjektiven Idealkonstruktionen zu „erklären“, was nur die Natur selbst offenbaren kann – aber wir würden dann wissen, dass Gott „genau so real ist wie der Baum vor meinem Fenster“ (Blüher). Nur dass dieser bloß empirisch auf meine Sinne und Verstand einwirkt, jener aber auf das unmittelbare Gewissein, das eines Beweises ebenso wenig bedarf wie die unmittelbaren empirischen Gegebenheiten. Denn niemand wird beweisen wollen, ohne sich lächerlich zu machen, dass die Blätter grün sind und dass die Bäume aus den Samen ihrer Früchte wachsen. Auch hat noch niemand bewiesen, dass es Menschen gibt und dass sich unter ihnen die Liebe ereignet; denn alles das ist einfach Tatsache, die jedermann hinnimmt. Wenn es aber so ist, dass derselbe Baum vor meinem Fenster, in dem der Techniker nur die künftigen Möbel oder seine Tragfähigkeit als Zimmerbalken sieht, mit mir seine eigene Sprache redet, mich am Morgen weckt mit dem Gezwitz der Vögel in seinen Zweigen, des Tages mir seinen Schatten spenden und des Abends mich zum Sitzen unter seinem Dache einlädt, warum sollte denn Gott nicht mit mir reden können?

L: Wenn mir auch der Begriff von „Gott“ – weil er in seiner Personifizierung diskreditiert ist – nicht in diese Erörterung passt und ich ihn viel lieber mit „wesenhaftes Universum“ beschreibe, so bleibt anzuerkennen, dass es viele Ausdrucksmittel gibt, das Naturkontinuum als Ganzes zu bezeichnen. Eine Welt, wie die unsere, kann nicht anders als holistisch zu Ende gedacht werden. Auch wenn es uns, lokal und zeitlich festgemacht, in vielen Fällen so scheinen mag, als gäbe es mehr Grenzen als Freiräume, so ist das ein Phänomen der irdischen Verhältnisse, die anscheinend dazu eingerichtet sind, den Korridor der Freiheit als Herausforderung oder Veranlassung für weitere Entwicklungen zu beschneiden. Es ist der aufbegehrende menschliche Wille, der aus dieser „Beschneidung“ im Verbund mit der Liebe und fruchttragenden Lebenskraft neue Freiheit schaffen kann. Wenn solche einen Baum ohne „wenn“ und „aber“ als Baum akzeptiert, dann sollte es ihr auch gelingen, ein wesenhaftes Universum und sei es unter dem Namen „Gott“ objektiv anzuerkennen. Hierin könnte man übrigens den eigentlichen Sinn aller irdischen Erfahrung ausmachen. Nicht die Forderung nach „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“ an sich steht nach der verunglückten Französischen Revolution somit unter Generalverdacht, sondern ihr lediglich ins private abgeleiteter und nicht ins trans-

zendentale übersetzter Anspruch. Dieser führte unweigerlich zu ethisch und moralisch nicht haltbaren Verwerfungen in den Rechten und Pflichten für die Mehrheit der Menschen. Und er führte weg von der Glaubenszuversicht an ein universelles Wissen (für die, die es mögen: in „Gott“).

B: Hier freilich müssten die traditionell von Offenbarung lebenden Wissenschaften, allen voran die Theologie, ein neues Feld der Forschung sehen und erschließen. Es ist schon längst als eine vergebliche Liebesmühe erkannt, objektive Gegebenheiten mit „Beweisen“ oder auch nur Argumenten eine Daseinsberechtigung zu verschaffen. Die viele Mühe, die darauf mindestens im praktischen Gemeindeleben und seelsorgerlichen Dienst noch immer verschwendet wird, entspringt auch nur aus dem Trugschluss, der ins Subjekt verlegt, was dem Objekt angehört, der also meint, das Subjekt zeichne verantwortlich für objektive Gegebenheiten. Die Kräfte aber, die dadurch frei werden, dass wir uns entschließen, Gott, Gott sein zu lassen und ihn mit menschlichen Argumenten zu verschonen, könnte sehr nutzbringend darauf verwandt werden, dass wir mit der empirischen Methode in der Theologie ernst machen, indem wir uns weniger um das Zustandekommen von Offenbarungsvorgängen von der transzendentalen Objektseite her bemühen, was ja wohl immer nur als Ereignis notiert, aber niemals erforscht werden kann, dafür aber umso mehr Fleiß, Mühe und Scharfsinn darauf verwenden, den Vorgängen nachzuspüren, wie sie sich im Felde der Erfahrung abzeichnen, zu gewissen Formen verfestigen, Gestalt werden, Fleisch und Blut gewinnen und wie sie von daher zum Subjekt herüberwirken, in ihm sich zu erkennen geben.

Dies aber nicht in der Art der alten liberalen Schule, die sich bemüht, von der transzendentalen Objektbegründung geflissentlich abzusehen und den Tribut der „Wissenschaftlichkeit“ dadurch zu zollen, dass man getreu dem Geist der Zeit sich im Nur-Subjektiven, Nur-Geschichtlichen und Nur-empirischen bewege. Sondern auch hier gilt es, die ganze transzendente Tiefe grundsätzlich mit einzubeziehen, um dadurch, dass man ganz unbefangen von der Realität der Offenbarungsvorgänge weiß, frei zu sein, im Empirischen, auf dem Felde der Erfahrung und an den Vorgängen des Auftreffens im Subjekt zu forschen und im Verein mit anderen Zweigen der Wissenschaft zu wetteifern in dem Bemühen, das Ganze der Welt in ihrer Tiefe und Breite zu durchleuchten mit einer Forschung, die schlicht genug ist, das Gegebene vorbehaltlos anzuerkennen und doch hochfahrend und anmaßend genug, nichts dem menschlichen Forschen vorzuenthalten, weil es ja doch nur entdecken kann, wie die Dinge uns gegeben sind, in welchen Zusammenhängen die Natur sich offenbart und auf welchen Wegen die Erkenntnis zu uns kommt.

L: Albert Einstein formulierte: „Der intuitive Geist ist ein Heiliges Geschenk und der rationale Verstand ein treuer Diener. Wir haben eine Gesellschaft erschaffen, die den Diener ehrt und das Geschenk vergessen hat.“ Können wir anderes erhoffen in einer Welt, deren Maßstab Geldreichtum ist und der nichts wert ist, was nichts kostet?

VIII. Quaternität als halber Weg zum Universum

Vorstellungen entwickeln sich, und ein Manuskript aus dem Jahr 1959 kann zwar vieles vorweg nehmen, es spiegelt aber auch den Stand der damaligen Wissenschaft im Allgemeinen, der Physik und Philosophie im Besonderen wider. Hans Blüher und Hartmut Bock – sein „Schutzgeistlicher“ – waren noch nicht so weit, die Quantenphysik in ihrer ganzen Tragweite zu überschauen. Viele andere haben es bis heute nicht geschafft. Immerhin aber waren sie voller Träume, dass der große Aufbruch der Physik zwingend die Philosophie auf den Plan rufen würde. Das aber geschah weitaus verhaltener, als nach den physikalischen Vorleistungen der 20er und 30er Jahre zu erhoffen war. Die Weltkriege hatten nicht nur „Gott“ sondern auch die am großen Unheil beteiligten Physiker, Philosophen, Geistlichen in einem Maße diskreditiert und belastet, so dass über Jahrzehnte verstreut keine andere als nur kleinteilig-empirische Denk- und Forschungsarbeit möglich war. Ausflüge in kaum denk-, geschweige denn fassbare Sphären des Universums waren nicht gewünscht, das

praktisch Notwendige stand vor allem Wunschdenken. Nach dem weltweit erlebten Leid sicher zurecht! Ehe man sich versah, hatten aber Kräfte der Wirtschaft, die auch am nachfolgenden Kalten Krieg nicht wenig profitierten, das Sagen und bogen sich im allgegenwärtigen Ökonomismus die Welt so zurecht, dass alsbald überhaupt nicht mehr über dieselbe nachgedacht werden braucht, denn sie versinkt immer weiter in ihren Widersprüchen und selbst herbeigeführten Abgründen. Nach nicht auszudenkenden wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Katastrophen gehen wir mit großen Schritten der globalen Klimakatastrophe entgegen¹³¹ und leiten die gesellschaftliche Selbstzerstörung in ungeahnten Dimensionen ein. Damit ist es dann vorbei mit der individuellen wie gesellschaftlichen Erlangung von Freiheitsgraden bis ins hohe Alter, vorbei mit jeder Würde.

Mit der Quantenmechanik hat sich erfüllt, was tief fühlende und betroffene Menschen des 19. Jahrhunderts schon oder immer noch wussten, dass es nämlich neben dem Determinismus der klassischen Physik ein nichtdeterministisches Wirkungsfeld der Physik gibt. Deren „mystische“ Seite, wie man meinen könnte,¹³² tatsächlich aber die Erweiterung des Farbenreichtums dieses Fachgebietes. „Hell“ und „dunkel“ sind dagegen ganz andere, für die vertikale Ausdehnung des Naturkontinuums geltende Koordinaten.¹³³ Mit dem Planckschen Wirkungsquantum und dem daraus abgeleiteten Ψ ist eine Dimension in die Welt zurückgekehrt, von der tatsächlich die Mystiker aber auch die Alten der Antike eine gewisse Vorstellung hatten, die sich aber ganz besonders in der Volksseele erhalten hat – in Form der Märchen! Heute finden sie ihre neue Gestalt in jenen Kultserien wie Harry Potter oder Herr der Ringe. Hier vernetzen und verschränken sich Bewusstseinssebenen, hier gibt es Zauberer, Riesen, Zwerge und viele andere merkwürdige Wesensarten. Plötzlich sind sie alle wieder da, die Archetypen des mehrfach geschichteten Weltendaseins. Und die Physik macht Hand in Hand mit der Filmkunst deren glaubhaftes Wiedererscheinen möglich. Insofern lohnt es zu fragen: was ist Wirklichkeit, was ist Kausalität, was Akausalität, was ist Bewusstsein, was Unbewusstes, wie heißen die ewig gültigen Gesetze des Lebens?

Wir sind erneut angekommen im Wunderland, in dem Himmel und Hölle, Gott und Teufel sich als Gestalten gegenüberstehen wie Schwarz und Weiß. Wir können auf keine Seite verzichten, wie uns eine gereifte Dialektik erklärt. Wir sind raus aus dem Tunnel, der uns den Eindruck erweckte, die Dinge erschöpften sich in ewigen Wachstum und wir hätten nur noch wenige Minuten bis zur Formulierung der letzten Weltengleichung. Es kann sich nach dem brennenden Inferno oder der Sintflut also sehr wohl der Paradiesgarten öffnen, aber es ist auch das Gegenteil möglich.¹³⁴ Es gibt Freiheitsgrade. Und unser Modell einer Achse der Natur hilft diese zu nutzen.

Rein empirisch fassbar in der irdischen Ebene unseres Kontinuums vollzieht sich Wirklichkeit immer dort, wo ausgehend von objektiven Zusammenhängen subjektive Erkenntnisse reifen. Das menschliche Gehirn ist durch seine Zweiteilung dabei in der Lage, Objektives und Subjektives getrennt „abzulegen“ und zu verarbeiten. Beides hat aber in der Regel einen Zusammenhang und ermöglicht durch den gegenseitigen Bezug das „Bewusstsein“. Bewusstes und Unbewusstes sind dabei ebenfalls nur zwei Seiten einer Medaille. Sie repräsentieren den kausalen und akausalen Wirkungsbereich der empirisch fassbaren Erscheinung. Kausalität kommt nur in Teilaspekten der Wirklichkeit zum Tragen, hier dominieren Teilchenbeziehungen und Quantitäten. Hier und nur hier gibt es auch Reproduzierbarkeit und bestimmte Realität. Akausalität beschreibt das Netz der Einheit, dort wo Wellenbeziehungen existieren und Qualitatives vorherrscht. Die an dieser Stelle entstehende Verbundenheit, zu

¹³¹ SZ v. 09.10.2018 – Weltklimarat fordert drastische Maßnahmen, Sonderbericht des IPCC-Weltklimarates

¹³² Wir haben auch das Mittelalter aus einem sehr einseitigen Blickwinkel heraus vielfach „mystisch“ genannt, ggf. zu Unrecht, weil wir manche Zusammenhänge einfach nicht erfassten.

¹³³ An diesem Punkt empfiehlt sich ein Blick auf Farbraummodelle wie CIELAB, die in additiver bzw. subtraktiver Farbmischung aus horizontal angeordneten Buntfarben vertikal „weiß“ und „schwarz“ erzeugen.

¹³⁴ unlängst stand der Ort Paradise bei Los Angeles/Kalifornien in einem flammenden Inferno

der auch Liebe als Einfluss gehört, ist nicht reproduzierbar und liefert nur unbestimmte Bilder. Echte Naturgesetze sind beiden Seiten des vorgestellten Zusammenhangs verpflichtet.¹³⁵ Insgesamt entsteht eine Quaternität horizontal geschichteter Vorgänge.

Vertikal zu dieser sich in der Ebene vollziehenden Wirklichkeit elektrodynamischer Vorgänge und Erscheinungen steht in einem erweiterten Modell (Schema 3) das auf zwei entgegengesetzte Punkte – nämlich objektiven und subjektiven Pol – zulaufende, transzendente Naturkontinuum.

Materie und Geist sind für uns philosophisch das maßgebliche Gegensatzpaar. Deren imaginäre Ausdehnung in das umgreifende transzendente Naturkontinuum beschreibt die Seele. Seele ist in diesem Zusammenhang kein veralteter Begriff, sondern ranghöhere Dimension von Funktion und Verbundenheit, die in ihrer höchsten Stufe keine Trennung mehr kennt zwischen Materie und Geist. Im transzendentalen Maßstab – das sei an dieser Stelle deutlich gesagt – lösen sich die Gleichungen, die wir in unserer Wirklichkeit als unbestimmt und akausal einordnen müssen.

Kommt es zu unnatürlichen, aus einem gewissen Toleranzbereich herausrückenden Einseitigkeiten, erkrankt die Seele; finden die zu verbindenden Erscheinungen innerhalb der bestehenden Freiheitsgrade zueinander, erholt sich dieselbe wieder. Im Naturkontinuum stehen sich der apriorische Organismus mit seinen „reinen Formen“ und das archetypische Potential, mit seinen Typisierungen und „reinen Ereignissen“, grundsätzlich dienstbar gegenüber. Blüher objektiviert die Archetypen transzendental, die in der Antike schon bekannt waren und noch in der Zeit Sigmund Freuds und C.G. Jungs als Entäußerungen des Subjekts eine Renaissance feierten.

Das Phänomen der Liebe ist ein spezielles und allgemeines. Liebe ist die gesunde Funktion der Seele. Sie ist allgegenwärtig dort wo Licht ist, auch im transzendentalen Sinne. Sie ist durch ihre Vermittlerrolle aber nur im absoluten Grenzfall „rein“. Um wirklich Liebe zu heißen, ist sie auch immer in irgendeiner Weise personalisiert. „Liebe“ ohne ein konkret fassbares Gegenüber fällt ins Leere und hat keinen Gehalt. Die Wärme, dabei aber auch schwierige „Fassbarkeit“ der Liebe in ihren Ausprägungen Eros, Philia und Agape erklärt die Eisigkeit und schwer abschaltbare Präsenz ihres Gegenparts, des Hasses. Liebe und Hass führen zu Erfahrungen, die, nach ihrer jeweiligen Intensität, Wohlergehen oder Krankheit in unserem Leben bestimmen. Leidenschaften im Wortsinn haben dabei immer beides – auch Wellen- und Teilchennatur. Hier spricht echte Metaphysik das Wort. Sie zu bändigen, heißt für stumpfsinnige Naturen sie auszulöschen. Es klingt allerdings absurd, wenn Jemand das auslöscht, was nun einmal das Ringen der Gegensätze mit und durch die Liebe ausmacht. Allein, genauso, wie die Liebe graduelle Steigerungsformen im Zuge ihrer Beseligung kennt, genauso kennt sie der Hass in seiner Dämonisierung, der über Grummel und Hadern mit den Verhältnissen, Wut und Zorn schließlich seine volle Entfaltung und Schärfe erfährt. Hier befinden wir uns auf der vertikalen oder magnetischen Achse des Naturkontinuums.¹³⁶ Mit der Formbildung in Richtung des subjektiven Pols gehen Verdichtungen einher, die pathologisch sind bzw. zu pathologischen Beeinträchtigungen führen. Krankheiten, die zu weit ins „Dämonische“ fallen, sind in der Regel irreversibel, verlieren ihre Freiheitsgrade.

Am Beispiel des Menschen können wir zwischen der „Liebe“, den „Liebenden“ und den von beiden Seiten gebotenen „Liebesgaben“ unterscheiden. Nur Letztere gehen wie Samen und Eizelle auf in der gemeinsamen Energie eines neuen Chromosomensatzes. Die schöpferischen Liebesgaben adeln die Verbindung, „laben“ die Seele und machen Nähe langfristig möglich. Wenn wir sie verschmähen,

¹³⁵ Entwicklung des Zusammenhangs nach Norbert Winter: Vortrag Pauli, Jung und Bogers Daumen, 6.-7.10.2018, Meißen

¹³⁶ Interessant in diesem Zusammenhang: das Wirken der Magnetresonanztomographie (MRT), jenes 1971 von Paul C. Lauterbur eingeführte, bildgebende Verfahren, welches die Kernspinresonanz insbesondere von Wasserstoffatomen nutzt. Durch die Einführung von sogenannten magnetischen Gradientenfeldern schafft es eine Ortskodierung, die im Wellenmodus der Erscheinung bis dahin nicht möglich war.

werden sie oft zur Waffe des Hasses und fragmentieren die Fähigkeit zu späterer Leidenschaft. Ähnlich verhält es sich auch bei anderen komplementären Wechselbeziehungen. Komplementär stehen sich nicht alle von der Liebe behandelten Widersprüche gegenüber, sondern nur die antagonistischen, in unserer irdischen Dimension eigentlich nicht lösbaren, wie: Feuer – Wasser, Erde – Luft. Allein diese und ihre Derivate sind nach unserem Verständnis wirklich fruchtbar. Nichtantagonistische Widersprüche gehen dagegen für uns wahrnehmbar ineinander auf, wie: warm – kalt und sauer – süß. Auch hier kann die Liebe Gutes verrichten, aber ohne einen uns sichtbaren Zeugungsakt.

An die Preisgabe der Identität beim komplementären Akt der Liebe ist keinesfalls zu denken. Diese wäre für jeden systemisch auf Diversität angewiesenen Organismus auch tödlich. Dort, wo Liebe nicht mehr gelebt wird, stirbt die Vielfalt. Gemessen an der großen Zahl der in weniger als einhundert Jahren ausgestorbene Tier- und Pflanzenarten auf der Welt, mag sich jeder ein Bild von der Bedrängnis echter Liebe auf unserem blauen Planeten machen.

VIV. Politik der Liebe als Gebot

Vor Zweitausend Jahren hat Christus die Religion der Liebe gepredigt und durch wunderbare Gleichnisse seinen Gedanken Ausdruck gegeben. Betroffen macht uns zum Beispiel die Geschichte von dem liebevoll verteilten Brot und Fisch, welches für die Speisung Tausender reichte.¹³⁷ Die Geistlichkeit hat allerdings in den Jahren danach die Angelegenheit immer blutleerer werden lassen. Ihre Aussagen zur Liebe wurden innerhalb dieses Prozesses immer formaler und gottlastiger. Gerade deshalb blieb eigentümlicherweise auf der Strecke, dass Liebe niemals von uns selbst ausgeht, sondern von einer transzendentalen Ebene über uns – wir können nicht einfach lieben, wen und wann wir wollen! Bestenfalls sind wir Empfänger und Vollender. Wir sind andererseits aber die, die den Boden aufmerksam bereiten für die Liebe, welche einen Ort und sehr viel Nähe braucht und als Ereignis einfach passiert! Abhanden kam in jenem Zuge falscher „Vergöttlichung“ auch das Bekenntnis zu dem, was uns als Menschen im „Akt der Liebe“ maßgeblich ausmacht, so zu sagen das „Ich“ definiert. Im Ausspruch: „Liebe Deinen Nächsten, wie Dich selbst“ schwingt indirekt noch etwas von dem verlorengegangenen Ich-Bezug mit, von der Unmittelbarkeit. Er bleibt aber weithin fruchtlos, weil uns das transzendente Gegenüber fehlt. Niemand versteht den Wink heute, der nicht ohnehin weiß, was es damit auf sich hat. Dabei ist nur auf ein festes Fundament der Eigenwahrnehmung auch eine verlässliche und für den Vorgang der Liebe notwendige Fremdwahrnehmung zu setzen. Darum geht es.

Die Anpreisung einer Heiligen Sophia oder der Heiligen Mutter Maria bediente nicht dieselben Bedürfnisse. Sie hatte nicht direkt mit uns zu tun, war vielfach einseitig und verletzte dadurch das Gleichwertigkeitsprinzip. Gottvater anzubeten oder seiner angepriesenen Liebe zu den Menschen zu huldigen, war noch weniger geeignet, die Liebe aus ihrer unfruchtbaren, platonischen Ecke zu holen. Denn was bedeutet denn Liebe, wenn sie sich nicht entsprechen kann im Schenken und Beschenktwerden? Und dort, wo von vornherein fest steht, wer wem mehr gibt – konstitutionell nur geben kann – kommt keine echte Liebe auf. Insofern haben die Kirchenväter und Kirchengelehrten der Institution Kirche unbewusst ein Korsett angelegt, was den unbeschwerten Liebesakt verhinderte und durch fromme Sprüche ersetzte. Auch Platos Philosophie hat ähnliches getan, sonst gäbe es nicht die vom Denken überbordende sogenannte „platonische Liebe“.

„Politik der Liebe als Gebot“ erinnert an die Botschaft Christi und unterliegt bei Formalisierung den gleichen Gefahren. Sie bindet an der Überzeugung an, dass alle großen gesellschaftlichen Umwälzungen in der Geschichte – und wir sind in einer solchen gerade mittendrin – mit einer ganz neuen Wahrnehmung der Liebe einhergingen. Warum das so ist, dazu gab es schon unter Abschnitt VII/VIII

¹³⁷ Matthäus 14 (13-21)

einige Bemerkungen. In Kurzfassung hier noch einmal: Liebe ist das aufmerksame Wahrnehmen und fruchtbringende „Erkennen“ eigentlicher Gegen„spieler“ und ist mit einem besonderen Rausch bzw. Zauber verbunden. Sie ist etwas, was geschieht innerhalb eines Zusammenhangs von Geschehnissen, in dem der Mensch und das Leben in eigener oder fremder Sache wirksam werden, durch innere Verbundenheit und Verschränkung. Denn Liebe lässt sich nicht bestimmen, sie ist zumindest Teil einer Wellenbewegung. Diese Formulierung schafft wieder den Anschluss an die Erkenntnisse der modernen Physik, die in der Quantenlogik den flüchtigen, netzbildenden Wellenerscheinungen kontingenter, ähnlicher Prozesse nachspürt, mehr aber noch an die Biokybernetik, die mit der Ausprägung dieser physikalischen Phänomene in der vom Leben bestimmten Natur und Gesellschaft zu tun hat. Die Grundregeln der Biokybernetik findet Frederic Vester in:

1. Negative Rückkopplung 2. Wachstumsunabhängigkeit 3. Produktunabhängigkeit 4. Jiu-Jitsu-Prinzip 5. Mehrfachnutzung 6. Recycling 7. Symbiose 8. Biologisches Designe ¹³⁸

Zu schauen bleibt, ob diese eher technischen Regeln für den „Nestbau“ der Liebe anwendbar sind?! Unbestritten ist sicherlich, dass es nur wenige Lebensbereiche gibt, die so inkonstant oder rechnerisch unbelastbar daher kommen, wie die Liebe. Natürlich kann man das Liebesverhältnis zwischen Mann und Frau sehr anschaulich wahrnehmen, es ist auch eines der vollwertigsten die es gibt, zumal es alle Sinnesebenen einschließt. Letztlich aber bleibt alles bei Wahrscheinlichkeiten.

Doch es ist eben nicht nur die Liebe in einer Partnerschaft, die interessiert. Wir finden im Leben eine ganze Reihe andere Konstellationen, in denen antagonistische Verhältnisse nicht nur komplementär sondern schöpferisch miteinander werden – durch Liebe. Genau dort gehört die nun folgende Abhandlung hin, die aus der sorgenvollen Betrachtung unserer Zeitverhältnisse erwächst.

Biokybernetik als Leitgedanke

Was hat Liebe mit Rückkopplung oder gar negativer Rückkopplung zu tun? Sie basiert auf Resonanz. Schwingungen und Wellenerscheinungen sind dafür die Grundlage. Völlig klar auch, dass Systeme positiv und negativ rückkoppeln müssen. Um nicht zu „verglühen“ oder zu „vereisen“, muss die negative aber immer über die positive Rückkopplung dominieren, d.h. ganz folgerichtig: die Liebe als absolutes, sich immer weiter aufschaukelndes Prinzip gibt es nicht. Sie hat vielmehr – wie alle natürlichen und anthropogenen Vorgänge – eine Wachstumsgrenze. Wenn diese überschritten wird, kommt es zu irreversiblen Schädigungen. Selbst Hass oder weit weniger grenzwertig auf der Skala der Empfindungen: die Angst braucht es, um die vermeintlich grenzenlose Liebe oder ebenfalls weit darunter: das Vertrauen nicht „auswachsen“ zu lassen. Umgekehrt verhält es sich genauso.

Andererseits ist Liebe keine Einbahnstraße. Sie bedarf, um tief und fruchtbar zu sein, einer stark vernetzten Wellenstruktur. Übersetzt heißt das, sie muss vielseitig ausschlagen dürfen, um gegenseitig zu befördern. Durch unterschiedliche „Baustellen“ oder Aktionsebenen erhält sie Flexibilität und Anpassungsfähigkeit. Eine ihrer zauberhaftesten Techniken ist, freie Energien nutzbar zu machen bzw. Energien im Richtungswechsel so verändern zu können, dass sie vom System assimilierbar sind. Das geht natürlich am besten, wenn Resonanz oder Ähnlichkeit besteht und erklärt die Möglichkeit geistwirkender, informativer Heilverfahren. Selbstverständlich sind auch die Ressourcen der Liebe nicht unendlich, insofern erfährt sie ihre volle Ausprägung erst, wenn sie sich durch breitgefächerte Synergien selbsttätig verstärkt.

Wenn Ausgangs- und Endprodukte verschmelzen und möglichst kein „Abfall“ entsteht, dann hat jeder Vorgang seine optimale Ausprägung gefunden. Bei der Liebe ist es ebenso. Sie verströmt sich im Geben und Nehmen. Erkalte aber völlig bei Einseitigkeit. Symbiotische Beziehungen sind

¹³⁸ Frederic Vester: Ballungsgebiete in der Krise S. 67

geradezu Voraussetzung für die Liebe. Diese beruhen bekannterweise auf Nähe, Vertrautheit und Komplementarität. „Dem Anderen einen Wunsch von den Augen abzuschauen“ ist der richtige Anspruch dafür, Stärken und Schwächen auszugleichen und entwicklungsfördernd zu sein, das Ergebnis.

Zu allerletzt im Regelwerk der Biokybernetik steht der Gedanke vom biologischen Designe: Solches berücksichtigt endogene und exogene Rhythmen, nutzt Resonanz und funktionelle Passform, harmonisiert die Systemdynamik und ermöglicht die organische Integration neuer Elemente.¹³⁹

Auf die Liebe gemünzt bedeutet dies: Schönheit und natürliche Ästhetik sind nicht eben Nebensache, sondern ihr wesentlichster Dreh- und Angelpunkt. Daran lebt Liebe – wie wir wissen – immer wieder neu auf. Dort, wo dieser in gewisser Weise psycho-physiognomische „Anzeiger“ ignoriert wird, wo die biogene Attraktivität erlischt, ist das Misslingen einer längerfristigen Beziehung geradezu vorprogrammiert. Ganz nebenbei: Attraktoren sind die Erfolgsgaranten jedweden systemischen Zusammenhangs.

Polarisierungen unserer Zeit

Unsere Gesellschaft ist lieblos geworden und schämt sich geradezu tiefe Liebe zu empfinden. Unsere Gesellschaft polarisiert viel mehr und zeigt die Ellenbogen. Immer weniger vereinbar sind die Positionen der politischen Lager, außer, sie haben sich gerade wieder einmal entschlossen, gemeinsam den heiligen Gral der „bürgerlichen Mitte“ zu erstürmen. Wir sehen zumindest daran, instinktiv ist den Parteien noch eine gewisse Vorstellung vom eigentlichen politischen Auftrag erhalten geblieben. Diesen mit Empathie und schöpferischer Verbundenheit funktionsorientiert umzusetzen, ist in den meisten Fällen allerdings nicht leicht.¹⁴⁰ Solche freilich brauchen wir, wollen wir die Unzahl von Konflikten in uns, unter unseren Nächsten und in der Welt auflösen und die fast schizophrenen, zumindest aber stark neurotischen Reaktionsweisen vieler Zeitgenossen beheben, die in ihrer Übersteigerung nicht zur Negation der Negation, sondern zur Permanenz von Hassgefühlen und Gewaltakten führen. Schon rein äußerlich ist hier das biologische Designe deutlich verletzt.

„Politik der Liebe“ trägt natürlich Verantwortung, weil in unserer westlichen Welt ohne diese ethische Fußangel überhaupt nichts geht. Aber sie kann eben nicht auf dieses Sicherheitskonstrukt beschränkt werden. Sie braucht vielmehr Vertrauen und Unmittelbarkeit, die das Gegensätzliche im „Akt der Verschränkung“ begehrenswert machen, die aus rationalen und emotionalen Einzelaspekten ein wahres Kunstwerk der Wechselwirkung schaffen.¹⁴¹ Man stelle sich das einmal vor unter den Augen eines geschäftlichen Journalismus, der jeden derartigen Versuch sofort zum Staatsakt der Übergriffigkeit erhebt und heftig verbellt. Doch Liebe „verbellt“ man nicht. Sie trägt man nicht zu Markte, sie ist nur wie ein feiner, symbiotischer Hauch. Ihre Einlassung ist in diesem Sinne eben nur das Schwingen eines eigentlich emotionalen Netzes bis hinein in jenes Stadium, in dem mit der Resonanz eine Amplitudenerhöhung eintritt, die Berge versetzt und Wunder vollbringt. Aber darüber sprachen wir schon. Und wir sprachen auch über einzuhaltende Wachstumsgrenzen, die auch dem vermeintlich Guten gesetzt sind.

¹³⁹ ebd. S. 84

¹⁴⁰ Die Festveranstaltung zur Verleihung des Theodor Heuss-Preises im Jahr 2017 stand unter der vielsagenden Losung „Anerkennung im Streit – Die Idee der demokratischen Öffentlichkeit“. Hier befindet sich eine Stiftung auf halben Wege zu dem in diesen Abschnitt thematisierten Phänomen, findet aber noch nicht den Mut, den Antagonisten mehr als „Anerkennung“ abzufordern.

¹⁴¹ Friedrich Schiller: Ästhetische Briefe – hier sucht der Autor Formen der Kunst, die zur kulturellen Gesundung der Gesellschaft führen u.a. Zwanglosigkeit; Schönheit als Freiheit in der Erscheinung; Heilung und Fortschritt; Mensch und Spielen als Einheit; Kunstschönes als Ganzes, Musterbildendes

Technische Hilfsmittel

Im Zeitalter der starken Präsenz technischer Medien sind wir allerdings immer seltener in der Lage, die mit der Liebe einhergehenden „Wunder“ überhaupt auszulösen. Diese technischen Vehikel helfen nämlich in der Regel nicht, sie unterbrechen und formalisieren viel öfter die intensive Liebesbeziehung zwischen Mann und Frau, Mutter und Kind, Sohn und Tochter, Politiker und Politikerin, Mensch und Natur ... , wenn sie sich mit ihren Signalen wie Götterboten zwischen die Akteure und bestehende, resonante Verhältnisse drängen. Da gibt es für die meisten, vor allem die sensomotorisch und technokratisch gestrickten Menschen kein Entweichen. Spontan wird in ihnen der Rationalismus des Wichtigseins geschaltet, der sich vor jede sinnliche Abwägung drängt, ob denn das neu eintretende Ereignis wirklich so bedeutungsvoll sei. Man kann das eventuell dadurch erklären, dass die Sinne von Hören und Sehen evolutionär noch jung und gegenüber den viel älteren des Riechens, Schmeckens und Tastens wesentlich rationaler angelegt sind. Nicht von ungefähr scheint es auch die Drohung zu geben: „Dir wird noch Hören und Sehen vergehen!“. Und als hätte diese sich in den letzten Jahren in ein Orakel verwandelt, sind es – weil durch „Kommunikationsmittel“ immer mehr herausgefordert – in der Regel auch die beiden letztgenannten Sinne, die derzeit mit uns irrlichtern. Die anderen, der Emotionalität näher stehenden, kümmern vor sich hin. Wunder ? – wir erfahren sie unter solchen Rahmenbedingungen immer seltener! Auch hier geht das Prinzip der biologisch vernetzten Funktionsorientierung durch technische Monokausalität und Störung verloren.

Den aus dem Konzept der Liebe geratenen, fehlt beim Handeln jede Rückstellkraft und Bodenhaftung. Der Verstand blockiert. Dort aber, wo im Großhirn vorzugsweise die Vernunft obwalten sollte, findet sich keine Hilfe, denn es gibt für die technischen Neuerungen noch keine verlässlichen Eintragungen in die Register der ins Subjekt eingeschriebenen Erfahrungen, reinen Formen und Muster. Das Bewusstsein setzt aus oder schaltet sich nur temporär zu. Bipolare Störungen sind geradezu vorprogrammiert und befinden sich ganz folgerichtig auf dem Vormarsch. Permanent verprellte Liebe, in der die Emotionalität überhaupt nicht mehr zum Zuge kommt, aber wird zum Hass. Ja, wir hassen deshalb auch Menschen, die sich nur noch hinter Verwaltungsvorschriften und technischen Anordnungen verstecken, ohne die Verrücktheiten und Zumutungen darin zu sehen!

Und noch eins, wenn wir einmal das Quant als die kleinste mögliche Wirkungseinheit beschreiben und aus dem Arbeitsfeld der Teilchenphysik hinaufschauen bis in die Gesellschaft, so finden wir hier neben der Zelle den Menschen als eine adäquate Einheit verschränkter, quantenlogischer Wirksamkeit. „In der Gesellschaft sind alle Teile austauschbar, nur nicht der einzelne Mensch“. Dieser ist ganz einmalig und individuell. Seine stabilen, selbstregulierenden und interagierenden Organbeziehungen ermöglichen dabei keine eigentliche Stringenz, sondern schaffen vielfach nur Näherungen und Wahrscheinlichkeiten zu dem, was „Wille“ und „Vorstellung“ vorgegeben haben.

Wenn nun aber der Mensch in dem eben ausgemachten Welle-Teilchen-Dualismus nicht nur Teilchen oder objektiver Beobachter, sondern auch subjektiv Mitwirkender bzw. Wellenerscheinung ist, dann treffen ihn folgerichtig auch die Gesetze der Quantenmechanik in einem ständigen Kreislaufprozess. Dann lassen sich an ihm zudem Vorgänge, welche dem Wellenmodus zuzurechnen sind, nicht gleichermaßen betrachten, wie jene im Teilchenmodus. Sinnesfunktionen gehen mithin verloren oder werden gewandelt, sobald ein fremder Beobachter ins Spiel gelangt, sei es direkt oder über eines der technischen Mittel. Denkende Menschen kleben wohl auch deshalb die eingebaute Kamera am Computer ab oder entziehen sich der ständigen Kontrolle über das Smartphone, welches alle GPS-Daten ihres Aufenthalts verrät. Man kann unter diesem Vorzeichen die technischen Entwicklungen und Manipulationen auch als Angriff auf die kognitive Seite unseres Wesens verstehen. Eingeschränkt ist unter diesem Blickwinkel selbst die „Objektivität“ bildgebender Verfahren der medizinischen Diagnostik.

Alternativen gefragt

Natürlich ist es keine Alternative aus einer „aufgeklärten“ Neuzeit in ein scheinbar „mystisches“ Mittelalter zurückzufallen. Das wäre nur das Ausweichen in Richtung der im Zuge der Inquisition schon einmal angeschrammten, historischen Leitplanke. Die aber sollten wir nicht noch einmal touchieren, sondern – wie gesagt – hübsch auf der Mitte bleiben. Die Quantenphysik, welche uns durch ihre Phänomene gerade erst wachgerüttelt hat, liefert in ihren Konsequenzen dafür den nützlichen Rahmen. Wer wüsste es denn nicht zu schätzen, wenn die Dinge, wie sie uns umgeben, einwenig Geheimnis in sich bergen. Wenn eben nicht sofort klar ist, ob sie kausal oder unbestimmt oder in einer Mischung von beiden anzugehen sind. Das Leben wird dadurch reicher. Und suchen heute nicht Viele medial den Kick, der ihnen im natürlichen Leben abhandengekommen ist. Freilich, man muss sich ohne Angst, vielmehr mit Vertrauen, darauf einlassen können. Das kann man auch, wenn man Reserven der Flexibilität und Anpassung besitzt, die nicht zu hoch spezialisierte Systeme auszeichnen. Wem dies nicht gelingt, dem wird übel mitgespielt, dem erscheinen die abgewiesenen Geister der Akausalität in der krankhaften Psyche, währenddessen die der Kausalität in den Computern, digitalen Netzwerken und der gesamten spezifisch hochgerüsteten, technischen Infrastruktur ihren Unsinn treiben. Liebe ist das nicht, es ist gegenseitiges Unverständnis! Die Stationen für psychische Erkrankungen sind deshalb voll von seltsamen Erscheinungen, die nur die Kehrseite verletzter symbiotischer Beziehungen sind!

Vertrauensvolle Einlassung als Lebensprinzip

„Einlassung“ ist nicht immer nur weiblich, auch wenn es der Artikel im Deutschen so vorsieht. Sie wird genetisch sogar vom Mann angeboten. Der hat in der Art, wie sich seine geschlechtsbestimmenden Chromosomen X bzw. Y mit dem weiblichen X – Chromosom verbinden, nämlich keine „Wahlmöglichkeit“, sondern er muss sich einlassen; ganz besonders deshalb, weil Antagonismen keine Neutren sind. Wenn sie das wären, wären sie spannungslos und unfruchtbar, für die Evolution im eigentlichen Sinne nicht zu gebrauchen. Sind sie aber nicht! Einlassung heißt, es gibt immer wieder neu „männlich“ und „weiblich“, „innen“ und „außen“. Es gibt nebeneinander „Dur“ und „Moll“. Und in diesem schönen Wechsel der Spielorte und Tonarten gibt es unvergleichliches Schöpferium. Genau das, was auch größere gesellschaftliche Veränderungen mit hoher Energie aus dem Stadium der Knospe in die Blüte treibt. Gegenseitige Nutzung von Verschiedenartigkeit – eben Symbiose – ist auch hier das Erfolg bringende Schlüsselwort.

Stellung der Geschlechter

Wir feiern gelegentlich und auch in diesen Tagen die sogenannte sexuelle Revolution. Sie hat Frauen eine neue Stellung in der Gesellschaft verschafft und viele alte Zöpfe und Konventionen über Bord geworfen. Sie hat Frauen damit aber nicht automatisch zu dem gemacht, was sie sein könnten und in ihrer Besonderheit im Zauber echter Liebe auch sind. Keinesfalls sind sie nämlich die besseren Männer. Sie sind aber auch keine Puppen, Hausbedienstete oder eben nur Lustvorstellungen erfüllende Playmates, sondern gleichrangige Partner. Und es geht auch überhaupt nicht darum. Die dahinter verborgene Sinnfrage wird nämlich letztlich genetisch von jeder Frau selbst und nicht von irgendeiner dieser Konventionen bestimmt. Das macht schließlich auch das unendliche Leid für all jene, denen gerade die Verheißungen technischer und darunter vielfach pharmakologischer Produkte, die doch so herrlich „frei“, beinahe geschlechtslos und verfügbar machen, irgendwann zur biologischen Zeitbombe werden. Selbst wenn ihnen die Benutzung vorübergehend Freiheitsgrade schaffte und auch das außerfamiliäre Arbeitsfeld erschlossen hat: „Gott würfelt nicht“¹⁴² ... und lässt sich auch nicht würfeln! Meist verbinden sich damit erhebliche Verluste innerhalb des biologischen

¹⁴² Zitat Einstein

Designes aber auch der Diversität, die das Spiel der Kräfte nach dem Jiu-Jitsu-Prinzip mit geringstmöglichem Energieverbrauch in Gang hält.

Die Position der Männer ist nur wenig besser. Auch diese wurden aus einem ersten Rausch der scheinbar unbegrenzten Möglichkeiten auf sehr bescheidenen Stand zurückgeschickt. Es gibt nicht mehr die früheren Bestimmer – dies wäre wirklich hinzunehmen – nur noch ein Beiwerk dessen, was die Konvention des 19. Jahrhunderts zurückgelassen hat. Frauen stehen im Beruf, die einen gut, die Mehrheit eher schlecht und recht. Doch Geborgenheit sieht anders aus. Single-Biographien mit und ohne Kind sind beinahe epidemisch angesagt. Vielfältige Zerrissenheit bestimmt den Alltag, Verschränkungen innerhalb der gesellschaftlich notwendigen, biokybernetischen Regelkreise gehen verloren. Das Recht der Kinder ist juristisch zwar geregelt, doch Recht ersetzt auch hier die Liebe nicht. Dem Nachwuchs fehlt die meiste Zeit die ausgestreckte zweite Hand. Und polarisierten Partnern wird nicht warm ums Herz. Das eben schafft in Gänze nur die Nähe. Man wagt sich kaum die Konsequenzen auszudenken. Als Trottelt einer gigantischen Industrie und für kurzen Lustgewinn in der Beziehung ist massenhaft die Bindung zwischen Menschen aus dem Boot geworfen worden. Die Hochzeit, einst das Leuchtfeuer der Liebe und des Bekenntnisses zur Familie, ist heute oft nur Steuersparmodell. Einseitigkeit und Kausalität treten an die Stelle vielfältig funktionsorientierter Beziehungen, die einen festen Anker brauchen.

Familie andererseits ist, wie die Schweizer Philosophin Barbara Bleich sagt, besonders eines: „ein Trainingslabor für geistige Offenheit.“ Wir treffen in der Familie oft auf Menschen, die wir sonst nie im Leben angetroffen hätten, weil wir uns meist mit Leuten umgeben, die unsere Interessen und Ansichten teilen. „Zur Verwandtschaft gehören aber meist ein Cousin, der politisch ganz anders denkt, eine Tante mit einem ganz fürchterlichen Geschmack, ein Onkel, der stockkonservativ ist. Gerade diese Unterschiedlichkeit schult unsere Konfrontationsfähigkeit und erzeugt Reibung, die manchmal sehr produktiv sein kann.“¹⁴³ Daraus erwächst letztlich auch so etwas wie Respekt, der sich in der Regel nicht aus einer menschlichen Eigenschaft ableiten lässt, sondern aus der Summe verschiedener Erfahrungen nach dem Grundprinzip der Mehrfachnutzung. Familie ist nach dem Quant, der Zelle, dem Einzelindividuum die vierte quantenlogische Wirkungsebene.

Wenn zwischenmenschliche Sexualität in allen Kulturen als ein möglicher Ausdruck der Liebe zwischen zwei Personen verstanden wird, so ist dies richtig, es verführt in der Konsum- und Mediengesellschaft allerdings dazu, eine viel tiefere, kunstvollere Liebe zu vergessen und dem Abgott der flacheren Sexualität aufzuopfern.

Kunstvolle Liebe

Das ist zunächst einmal nicht die Anwendung von Werkzeugen zur Verfeinerung eines Liebesspiels, denn Liebe hat zwar immer mit einem Gegenpart zu tun, aber sie spielt nicht, sondern verlässt sich besser auf natürliche Reize. Wer das vergisst, hat den obersten Leitgedanken der Liebe vergessen: die Wahrhaftigkeit! Aufgesetzte Techniken und Methoden sind demgegenüber Blendwerk und werden rasch durchschaut. Und doch ist uns ja hinlänglich bekannt, dass nichts die Liebe mehr vergrämt, als Langeweile. Sie wird dann auch optisch grau und schmallippig. Sie verliert an Anschmiegsamkeit und Strahlkraft. Letztlich entfallen ihr all jene feinen Herangehensweisen, die aus dem etwas zu machen vermögen, was die Seele als Ausdruck einer höheren, „Materielles“ und „Geistiges“ verbindenden Dimension erfreut. Das aber sind sehr subtile und andererseits schlichte Annäherungsrituale, die auf die Mitnahme aller Sinne zielen. Wer daraus schöpft wird nachhaltig schöpferisch und fruchtbringend.

¹⁴³ Barbara Bleich: Über die Freiheiten in meiner Familie In: Werde – Magazin, Winterheft 2018, S.68

Die 7 freien Künste des Mittelalters geben eine interessante Vorstellung vom Kanon gelehrter Bildung, hier: Grammatik, Rhetorik, Dialektik bzw. Logik; Arithmetik, Geometrie, Musik und Astronomie. Die Anwendung der angebotenen Rubriken verspricht ein Kunstgebilde großer Tiefe. Aber die genannten Knotenpunkte und Rippen des entstehenden Lehwölbes lassen das Wesentlichste aus, das alles ausfüllende Gefühl! Jenes besondere „Material“, dass die großen und wirklich freien Räume schließt, macht erst das kalte Konstrukt des Intellekts zum lebendigen Ereignis. Das Gefühl, welches Entlegenes und einander Fremdes verspürt, in ihm steckt die Dynamis – die unermüdliche Lebenskraft. Gefühl freilich findet keine Richtung ohne die um reine Erkenntnis ringende Liebe, was so viel heißt: auch Netzwerke sind nicht persée gut, weil sie bestehen, sondern nur dann, wenn sie sich auf Vertrauen und liebevolle Zuwendung gründen.

Der Tastsinn ist unser wohl ältester Sinn. Ihn mit dem „Fühlen“ gleichzusetzen oder gar noch mit dem aus dem Verstand in die Vernunft gewanderten „Gefühl“ ist provokant und geht an dem Faszinierenden eines Vorgangs vorbei, der Jahrtausende der Menschwerdung begleitet hat, der andererseits von Liebe eingenommen war, wie kein zweiter. Denn Gefühl ohne Liebe geht ebenso wenig wie Liebe ohne Gefühl. Der heute zur sich nicht mehr selbst erklärenden Empathie gewandelte Geschwisterakt von Gefühl und Liebe sicherte eine Entwicklung, die sanftes Erspüren und wahrhaftes Entgegenkommen vereinte, die nicht vordergründig sein musste, aber vielseitig und valent. Die Ratio, die sich erst ins Nachhinein in diese besondere Beziehung drängte, betonte die Konturen der arglos Schönen, machte sie durch Heraushebungen und Schnörkel effektvoller und bezog daraus ihre eigene Anerkennung. Dort allerdings, wo nur noch nach falscher „Anerkennung“ – also dem Effekt – gehascht wird, verzieht sich die Liebe und mithin das selbstlose Wahrnehmen und „Erkennen“. Das Gefühl, als Schwester, geht darüber zugrunde, denn es steht mit seiner Gebundenheit in der Vernunft. Diese aber hat wegen mangelnder Wahrhaftigkeit einen Konflikt mit dem Fühlen, als einer Sinnebene des verführten Verstandes. Der Zwiespalt macht kaputt und die Füllungen im Gewölbe unseres Lebens bleiben leer. Reparabel werden sie nur durch auf Geben und Nehmen ausgerichtete Kreislaufbeziehungen symbiotischer Vorgänge.

Reine Liebe ist der große, im Weltgeschehen eingewobene Gedanke des absoluten „Erkennens“ – ein Stadium der Weisheit. Sie vereint aus Prinzip, wo es etwas zu vereinen gibt, sie baut unsichtbare Brücken. Sie macht das, weil ihr an Form, Logik, Licht und damit unmittelbarer Wahrhaftigkeit gelegen ist. Übersetzt könnte man sagen: Die Liebe flicht die transparente Wahrheit in das oft nur graue Gewand der Gefühle ein, so dass es unter der Sonne Form, Farbe und Schönheit gewinnt.

Die Kunst der Liebe hat wohl ebenso wenig mit den oben genannten freien Künsten zu tun, wie mit jener der bildenden oder darstellenden Kunst unserer Tage, zumal diese ihre Wurzeln kaum zu kennen scheinen. Das macht, dass Kunst heute Alles und Nichts sein kann. Gehen wir allerdings auf das integrative und biokybernetische Potenzial der Kunst zurück, welches in der Mathematik ebenso wie in der Formbildung, in der Sprache, in der Musik und Sternenkunde steckt, dann werden wir doch noch fündig. Die elementare Kunst der Liebe liegt in ihrem Vermögen, ganz nah an etwas dran zu sein und dadurch besser als alle anderen zu erkennen, wo es Widerhall gibt oder etwas fehlt. Das ist der eigentliche Sinn des „Liebesspiels“. Quasi akustisch, jedoch weit tiefer gehend, lotet die Liebe die Möglichkeiten aus, Fehlendes durch das Entgegenkommen des Gefühls der beteiligten Kontrahenten zu ergänzen. Tatsächlich reicht dafür der sanfte Klang der Stimme, ein reizvoller Blick, die Melodie einer Bewegung, der unnachahmliche Geruch, der besondere Schwung der Formen. Das Interesse ist geweckt. Es kommt zu jenem ergreifenden Effekt zwischen Verstand und Vernunft, der uns die glückliche „Wiedervereinigung“ von lange Zeit Getrenntem verspricht. Deshalb auch der Eindruck, man wäre sich überhaupt nicht unbekannt. Das biologische Design wird als eigenes verstanden, was überhaupt erst Ausdrücke wie „meine“ Frau oder „mein“ Mann rechtfertigt.

Doch nicht genug: Liebe wird in diesem Prozess schöpferisch, das heißt, sie veranlasst zur Zeugung, die je nach Situation weit über das hinaus greifen kann, was an integrativen Potenzial überhaupt vorhanden war. Sie bindet in ihren transzendentalen Anteil Wirkungen mit ein, die „nicht von dieser irdisch erfahrbaren Welt“ zu sein scheinen, mehrheitlich aber wohl auf Synergien zurückgehen. Deshalb ist das Ganze mehr als die Summe seiner Teile in der uns bekannten Spruchweisheit.

Die Kunst selbst ist in diesem Zusammenhang Mittler zum Zweck. Sie steckt in der könnerhaften Ableitung von Differenzialen, sie ist lebendige Anwendung der Dialektik und Harmonielehre, in ihr steckt die geniale Gestalterin geometrischer Formen und sie trägt zur Kenntlichmachung von Kontingenzen bzw. Ähnlichkeiten in den Musterbildern bei. Über diese lassen sich teilzerstörte Strukturen zusammenführen. Die eigentliche Entdeckerin solcher ist und bleibt allerdings die Liebe. Nur sie hat den unbestechlichen Blick und den leidenschaftlichen Impuls. Aber sie ist keine Herrscherin und so fehlen ihr zuweilen die Mittel. Keine Chancen gibt es, wenn sich jemand willentlich sperrt oder überhaupt keinen Willen hat. Dann nämlich fehlt die Resonanz, auf der jede Liebesbeziehung und biologische Systemdynamik aufbaut.

Liebesgeschichte überall

Die hier vorangestellte Betrachtung ist keinesfalls vollständig. Es war auch nicht an eine umfängliche Analyse von Geschlechterbeziehung oder ähnlichem gedacht. Diese sind wirklich nur Illustration. Wahrscheinlich hat es zu jeder Zeit Kritik am Miteinander gegeben, welches die beiden Antagonisten „Mann“ und „Frau“ betraf. Während die Dichter schwärmten, zeigten sich die Literaten in ihren Werken in der Regel differenzierter. Sinn dieser kleinen Erörterung war, Grundsätzliches der beispielgebenden und unsere gesellschaftlichen Verhältnisse facettenreich abbildenden menschlichen Liebesbeziehung anzusprechen. Wer hätte sonst einen Maßstab für die vielen anderen Antagonisten in der lebendigen Welt, die es ein ganzes Stück schwerer haben, ihre Liebesgeschichte zu finden.

Geschwisterliebe von Materie und Geist

Durch die Jahrhunderte hindurch zieht sich der Streit nach der Stellung von Materie, als im weitesten Sinne „Basis“ und Geist als vermeintlichem „Überbau“. Nun bezeichnet Überbau zwar schon etwas, was aufgesetzt ist und man wäre damit am Ende der Betrachtung. Aber so sind sie eben die Tautologien, man kann mit ihnen wenig anfangen. Man kommt, wenn man diese zurechtbiegen will, eher zu Gott als zu einer Lösung. Genau darin liegt dann aber auch der Trugschluss, der gerade diesen Antagonismus bestimmt. Annehmen können wir, dass Geist und Materie philosophisch gleichgewichtig agieren, nicht oben oder unten, sondern als freie und gebundene Energie. Max Planck formuliert das so: „Es gibt keine Materie, sondern nur ein Gewebe von Energien, dem durch intelligenten Geist [also ebenfalls einer Energie, d. Autor] Form gegeben wird.“ Albert Einstein schreibt: $E = mc^2$. Uns ficht das offenbar aber überhaupt nicht an! Wir tun vielmehr, als habe sich nichts geändert in der Anschauung der Welt, die zugleich Weltanschauung ist. Wenn wir es aber tun würden, dann wären wir ganz rasch dort, wo uns dieser Exkurs immer wieder hinführt: beim fruchtbringenden „Erkennen“ unter scheinbaren Kontrahenten. Wir können die Zänkereien um das Primat dabei eigentlich nur als Teil des Theaters ansehen, welches zur Liebe nun einmal dazugehört. Denn langweilig mögen wir diese nun einmal nicht. Wir wollen aber immer hoffen, dass „irgendwann mit Happyend der ganze Film wird abgeblendet“. Schluss, Ende, Aus!

Was aber nun? Richtige Antagonisten sehen für uns anders aus, stehen sich mit Schild und Lanze gegenüber – hartherzig, unversöhnlich, unauflöslich!

Wieder so ein Irrtum! Wir müssen uns arrangieren, denn das Universum (für Gott) ist einfach überall. Der obwaltende Materialismus und Ökonomismus, der seine eigene natürliche Basis schikaniert, kann unter dieser neuen Prämisse nicht fortbestehen, wenn ihm selbstbewusst und auf gleicher

Höhe die Kultur als qualifizierter Geist entgegentritt. Eine Kultur, die die Liebe und Ehrfurcht vor den Leben hochhält und damit die Grundlage für jegliche soziale Beziehung zwischen den Menschen, zwischen Mensch und Tier und Pflanzenwelt. Eine Kultur, die den menschlichen Raubbau an der Natur aus sich daraus ableitenden ethischen Gründen ablehnt und scharf ahndet, weil es nicht sein kann, dass ein Gast den Gastgeber ungestraft beraubt.

Wir Menschen sind Gäste auf der Erde und können nur unter voller Berücksichtigung des Gewissens, das uns nicht von ungefähr geschenkt wurde, frei handeln. Was aber ist Gewissen eigentlich? Ein Teil von jenem Dossier im subjektiven Pol des Naturkontinuums, welches reine Formen bereitstellt und Muster der Erfahrung, anhand derer wir vergleichen können. Nach Kant sollten wir „wollen können“! Die gültigen Muster aber werden uns sagen: nur komplementär habt ihr als Einzelwesen und Gesellschaft eine Zukunftsperspektive! Nur im liebevollen Vereinigen dessen, was uns herausfordernd als Streitpartei gegenübersteht, habt ihr in einer endlichen Welt überhaupt eine Chance! Ansonsten werden die Flieh- und Sprengkräfte überwiegen. Deshalb sind als Erstes größte gegenseitige Aufmerksamkeit und Entgegenkommen angesagt, um das Ereignis der Übereinkunft und Verbindung überhaupt möglich werden zu lassen.

In diesem Sinne darf es auch nicht sein, dass sich Menschen über andere Menschen erheben, gleich welcher Hautfarbe und Rasse. Wenn Materie und Geist sich auf Grund bestehender Anziehungskräfte suchen und vereinigen, dann mag dies so sein. Fraglos richtig ist dabei, dass das nach den Gesetzmäßigkeiten der Ähnlichkeit geschehen sollte. Denn man muss sich, wie schon die Bibel als Buch vieler nützlicher Lebensregeln sagt „erkennen“, um miteinander wirklich fruchtbar zu sein. Vollständiges „Erkennen“ aber funktioniert nur, wenn nicht nur äußere Gegebenheiten (vergleichbar der Hardware) zueinander passen, sondern auch die inneren, gewachsenen und durch basisgebende Entwicklungsschritte bestimmten Handlungsweisen bzw. Algorithmen (hier Software). Insofern ist es eine der schlimmsten Fehlleistungen der Globalisierung anzunehmen, Menschen und ihre örtliche, kulturelle Bindung seien willkürlich und deshalb beliebig auswechselbar. Wenn wir Ort und Impuls in der Quantenphysik nicht uneindeutig und gleichzeitig bestimmen können, sondern nur in Form von Wahrscheinlichkeiten, so trifft das auch für Menschen zu, die sich individuell nicht deterministisch, viel eher stochastisch verhalten. Letztlich entziehen sie sich im Ergebnis falscher Einschätzungen ihrer wandelnden Organisationsformen bei liebloser Politik gänzlich der Kontrolle und landen mit hoher Wahrscheinlichkeit in Protest und Chaos. Der Physiker Pauli schrieb zu diesem großen Thema:

„Es scheint mir nämlich in der Komplementarität der Physik mit ihrer Überwindung des Gegensatzpaares ‚Welle – Teilchen‘ eine Art Modell oder Vorbild für jene andere, umfassendere Coniunctio vorzuliegen. Die kleinere ‚Coniunctio‘ im Rahmen der Physik, die von Physikern konstruierte Quanten- und Wellenmechanik, weist nämlich, ganz ohne die Absicht der Erfinder, gewisse Merkmale auf, die auch für die Überwindung des anderen ... Gegensatzpaares verwertbar sein dürften.“¹⁴⁴

Natur und Technik im Kriegszustand

Ein anderer Konflikt, besser Kriegszustand, nämlich der zwischen Natur und Mensch bzw. Natur und Technik geht im Grunde nicht auf einen antagonistischen Widerspruch zurück. Er ist, wie man so sagt „hausgemacht“ und kann so auch durch Liebe nicht im eigentlichen Sinne schöpferisch gelöst werden, denn die hat transzendente Wurzeln. Er gestaltet sich vielmehr wie die Allüren eines verzogenen Kindes. Das macht das große Dilemma aus. Es fehlt hier an Korrektiven für einen fruchtbringenden Umgang. In diesen Konflikt die für Liebe notwendige, wohlwollende Aufmerksamkeit einzutragen, kann helfen, dass man sich besser fühlt. Das ist zwar auch schon etwas, für verzogene, pubertäre oder böswillige Zerstörer aber reicht das nicht, denn diese haben sich durch die Ausbeute

¹⁴⁴ Wolfgang Pauli: Wissenschaftlicher Briefwechsel 1951, S.374

der Natur eine Vorteilsstellung verschafft, die ihre Gefühle durch privilegierte Reize erfolgreich narkotisiert. Das sind Reize aus der Trickkiste der Versuchung – im Mittelalter als Teufelszeug gescholten. Denn alles, was zu Lasten der uns nährenden Mutter Natur war, spielte dem Satan in die Hände. Man kann diese Betrachtung in ihrer Konsequenz nicht mehr ohne weiteres nachvollziehen. Wir sind alle unterdessen auch viel zu sehr selbst den Versuchungen der Konsumgesellschaft verfallen. Ob im Wirtschaftlichen, Funktionellen oder Sozialen – kaum einer unserer Zeitgenossen, kann von sich behaupten, dass er nicht Mitwisser, Wegbereiter oder immerhin passiver Nutznießer der Versklavung der Natur geworden wäre. Was wir damit auch hingenommen haben, ist die Versklavung unserer Vernunft. Sie war naturgemäß die gleichgewichtige Partnerin zum nun in vielem allein regierenden Verstand. Wir spüren das daran, wie selten heute das Wort Vernunft überhaupt noch selbständig benutzt wird. Vertrocknet sind seit langem die Tränen der sich beim gegenseitigen Gewährwerden entstehenden Rührung. Dünner wird auch die Wand des corpus callosums, als Grundvoraussetzung für alle Mess-, Steuer- und Regelungsprozesse im Hirn. Die Gleichschaltung beider Hirnhälften folgt dem Diktat jener Macht, die den Untergang aller Biodiversität verantwortet.

Es stellt sich die Frage, wann und durch welchen konkreten Umstand hat sich die auch nach ihrem Artikel eher weiblich agierende Vernunft in eine solche allgegenwärtige Abhängigkeit gebracht und wie kommt sie da wieder heraus?

Wir wissen es nicht. Eine der Annahmen ist, durch die schon an anderer Stelle angesprochene Französische Revolution 1789 und deren tiefgreifende Folgewirkungen. Diese Revolution hat Wirklichkeit aus dem Subjekt heraus kreiert und damit die geographische und politische Landkarte grundlegend verändert. Noch ehe eine Allianz anderer Mächte den französischen Imperator Napoleon stoppen konnte, hatte dieser die bestehende Weltordnung aus den Angeln gehoben. Schon 1789 war das Zinsverbot für Darlehenszinsen aufgehoben worden. Der 1804 erlassene Code civil schaffte das Zinseszinsverbot ab. Am 18. August 1830 zog die Katholische Kirche nach und auch Papst Pius VII. wandte sich gegen das Zinsverbot. Damit waren wesentliche Schranken der Kapitalakkumulation nach herkömmlicher Art in großen Teilen Europas und der Welt gefallen. Und es blieb auch dabei. Die heute wirksame und auf permanentes Wachstum setzende Geldwirtschaft findet darin ihren Ausgangspunkt und ihre Übermacht gegenüber jeglicher, tausende Jahre waltender Vernunft. Die Ankurbelung technischer Entwicklungen, um die Weltbevölkerung vor dem Hungertod zu bewahren, Rechte von Minderheiten zu verteidigen, „legitime“ Sicherheitsinteressen zu schützen, erwies sich seither allemal als billiges Argument für die nicht stillbare Sucht einiger weniger Profiteure, ihren Reichtum zu vergrößern.

Antipoden echter Liebe

„Geld und käufliche Liebe“ sind seit ewigen Zeiten die wirkungskräftigsten Drogen der Versuchung. Als Symptome des Sittenverfalls werden sie in unserer medialen Zeit allerdings kaum noch wahrgenommen. Denn sehr subtil sind inzwischen die Marktinteressen Weniger in das künstlich angefachte Konsumverhalten der Masse eingewoben. Alphabet, Amazon, Facebook, Google, IBM, Microsoft, Apple oder der Chip-Hersteller Nvidia bestimmen als „kapitalistische“ Plattformen das Geschäft. In der de facto staatsmonopolistischen Ausprägung chinesischer Art kommen Alibaba, Tencent und Baidu hinzu. Diese Giganten verstehen es immer besser, sich unter Umgehung echter Vernunft als Pendants des Verstandes zu inszenieren. Dazu entwickeln sie auch das, was die Liebe eigentlich als Markenzeichen hat: Nähe. Es ist eine kalte Maschinennähe, und auch die Wahrhaftigkeit ist eher die des weitreichend manipulierbaren Wikipedia. Doch „Deep Learning“ in künstlichen „neuronalen“ Netzen lässt sehr schnell den Eindruck entstehen, als habe man es mit wirklich dahinterstehender „Persönlichkeit“ zu tun. Im Handumdrehen analysieren ganze Rechnerblöcke der großen Online-Streaming-Plattformen wie Netflix das individuelle Nutzerverhalten weltweit. Netflix klassifiziert dazu

die Inhalte nach mehr als 2.000 Kategorien, zum anderen werden anhand vieler Parameter die Sehgewohnheiten von heute schon 250 Millionen Accounts beobachtet. Diese Unmenge an Daten wird in Echtzeit eingespeist in einen selbstlernenden Algorithmus.¹⁴⁵ Interessant daran, dass dieser Algorithmus heute nicht mehr deterministisch sondern durch gleitende statistische Datenanalyse im höchsten Maße flexibel reagiert. Hier findet unter dem Schlagwort „Künstliche Intelligenz“, kurz KI, genau das statt, was wie Liebe aussieht und Wellennatur zu haben scheint, aber letztlich einem kausalen Prinzip der Abzocke dient. Darin liegt nun auch die große Gefahr, denn derart an der Nase herumgeführte Erzeuger und Konsumenten sind eines Tages verprellt. Dadurch passiert, was rein rational aus jeder guten Sache werden muss, der die Empfindung und die echte Liebe abhandengekommen sind – sie wird sinnentleert und entwickelt Hass, kaum noch zu bändigen, da in vielerlei Hinsicht selbst um die gesündesten Erwartungen betrogen.

Liebe ist mehr

... sie ist in ihren Annäherungsritualen und Flirts, in ihrer Selbstlosigkeit und Unabhängigkeit kein Handelsgut. Sie öffnet das „dritte Auge“ und man wird den Verdacht nicht los, dass genau das nicht eintritt, wenn aller Tage „eine andere Sau durchs Dorf getrieben wird“, heißt die Psyche bzw. unser Gefühlskompass medial durcheinander geraten und es überall an Aufmerksamkeit fehlt. An einer Stelle, an der der menschliche Verstand, verleitet wie er ist, sämtliche anderen Organe übertölpelt, wird es für das Sicherheitssystem der Natur Zeit, den Stecker zu ziehen. Vor diesem Moment stehen wir als Einzelwesen aber auch als Gesellschaft. Wir sind nicht mehr Herr über das „Universum“ unseres eigenen Körpers und lassen zu, dass uns autonome Zellstrukturen durchörtern. Wir haben aber auch nicht mehr die Kraft und die Mittel, Autonomen in unseren Städten in ihrer blinden Zerstörungswut Einhalt zu gebieten. Wer noch sehen kann, der sollte genau hinsehen, wer noch hören kann, der sollte hinhören. Aber das wird nicht reichen, wir müssen wieder lernen zu riechen, zu schmecken und zu fühlen, was an diesen Symptomen unserer Zeit zu den Armen einer von uns selbst gezüchteten Hydra gehört. Selbst wenn diese vielköpfige Schlangenkreatur gefährlich aussieht, ist sie mit ihren „Metastasen“ mehr als das, sie ist ein Teil von jenem Netzwerk, welches uns im liebevollen Zustand komplexen „Erkenntnisgewinn“ verschafft.¹⁴⁶ Seit dem Garten Eden wissen wir, dass die Schlange das Verlangen (die Versuchung) nach Erkenntnis symbolisiert, die Hydra folglich das Verlangen nach einer Erkenntnis, die unseren heutigen Zeitgenossen so oft zu fehlen scheint, nämlich der, die die Ein- maximal Zweidimensionalität des Denkens überwindet. Wir erfahren hier beinahe beiläufig von den grandiosen Chancen, die das Dasein uns noch bieten könnte. Diese werden allerdings nicht geboten, solange wir in unserer Einfalt mit einer, gemessen an den Möglichkeiten der Natur und unseren eigenen menschlichen Potenzen, billigen digitalen Welt vorlieb nehmen, anstatt uns zu besinnen und die natürlich angelegten, individuellen Ressourcen richtig zu aktivieren. Das würde recht wenig kosten und unsere Welt vor weiterem Raubbau schützen. Das Wort „Nachhaltigkeit“ – als Modewort einer beschämend aus dem Ruder gelaufenen Politik – wirkt rational oder linear eindimensional, wie es heute verwendet wird, so fade, dass man es aus dem Duden streichen möchte. Im Grunde aber bezeichnet es auch eine sehr wichtige Sache, nämlich so viel Zeit zwischen den aufgenommenen Ereignissen zu lassen und damit „nachzuhalten“, dass es gelingt, unsere Wahrnehmungen aus der einen Kammer unseres Großhirns mit den musterhaften Denkformen der zweiten korrelieren zu lassen und daraus sinnvolle Vorstellungen zu entwickeln.

Weiblicher Faktor

Es wird großer Anstrengung bedürfen, die Natur durch mitsinnige und symptomenähnliche Mittelwirkungen wieder ins Gleichgewicht zu versetzen. Ohne den weiblichen Faktor in uns und in

¹⁴⁵ Timo Daum: Blaubeermuffins oder Chihuahuas in: OXI –Wirtschaft anders denken 10/18, S. 8

¹⁴⁶ Luther übersetzt das hebräische Wort da'at mit „Erkenntnis“ im Sinne von „Allwissen“

unserer Gesellschaft kann dies überhaupt nicht gelingen. Insofern ist die nicht nur nominale sondern inhaltliche und qualitative Gleichstellung der Frau ein Gebot der Stunde. Auch dadurch kann sich ein antagonistischer Gegensatz fruchtbringend lösen. Frauen sind von Natur her dem Wellenmodus wesentlich näherstehend als Männer. Das mag quantenmechanisch eine gewisse Unbestimmtheit in ihrem Wesen erklären. Sie tun sicher auch gut daran, nicht nur diese Seite auszubilden. Andererseits kommen sie aber oft weitaus besser mit sozialen Konflikten zurecht, dort liegt wohl auch der Schwerpunkt ihrer Multitaskingfähigkeit. Diese Eigenschaft wurde nicht über Jahrtausende herausgebildet, sondern ist angelegt und wesensimmanent. Im Zuge eines schon eingeleiteten Paradigmenwechsels werden wir sie dringend brauchen.

Frauen, die ihre Liebe „verkaufen“, ob im horizontalen Gewerbe oder als den männlichen Funktionsapparat anhimmelnde Karrieristinnen verfehlen ihre Bestimmung und laufen Gefahr, dass sie und ihresgleichen immer wieder nur gegenüber dem sogenannten stärkeren Geschlecht unterliegen. Das ist nicht nur bedauerlich, sondern beschränkt auch das Element der universalen Liebe, welches eine starke weibliche Komponente braucht. Unsere sich nach männlichen Vorgaben global entwickelnde Weltgemeinschaft findet keine Stabilität, wenn sie nicht zeitnah und gleichrangig eine weibliche Ausprägung durch die Regionalisierung erhält. Dann erst besteht die Grundvoraussetzung für liebevolle Beziehungen unter den Völkern, denn sie sehen ihre eigenen Kulturschätze gewahrt und geborgen.

Batterie der Stärken und Schwächen

Ein weiteres im menschlichen Dasein wichtiges Gegensatzpaar ist jenes von Stärke und Schwäche. Hier wird es dann eine problemlose Überwindung der Gegensätzlichkeit geben, wenn von gleichartigen, nichtantagonistischen Zusammenhängen ausgegangen wird. Dort wo es um individuelle Stärken des einen und individuelle Schwächen des anderen geht, gilt das Prinzip der Komplementarität. Im Vordergrund steht in diesem Fall die fruchtbringende Ergänzung und nicht nur der Ausgleich. Der große Akt der Liebe hat hier die passenden Konstellationen in einem Netz der Möglichkeiten zu finden, welches fernab jedes vordergründigen Ursache-Wirkungs-Prinzips existiert. Wer einmal erlebt hat, wie sich gesundheitlich unterschiedlich beeinträchtigte Menschen mit ihren Stärken und Schwächen im freien Lauf der Kräfte befördern, wenn sie in einer Atmosphäre liebevoller Achtung Arbeiten verrichten dürfen, der ist beeindruckt. Da ist wenig vorbestellt und im strengen Sinne kausal, da strebt ein gemeinsamer Gedanke mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit zur Umsetzung. Manchmal hat man da den Eindruck, wir Gesunden sind krank und die Kranken sind gesund! Auf jeden Fall ist gerade das vorbehaltlose, vertrauensvolle Miteinander in diffusen, unbestimmten Gesellschaftsstrukturen viel fruchtbarer als das Wirken polarer Gegensätze. Das bekommen wir heute vielfach vorgeführt, am deutlichsten in den Resultaten verfehlter, westlicher Entwicklungshilfe.

Neuorientierung und große Seelen

Doch wer vollzieht den ersten Schritt hin zur Neuorientierung? Lange Gesichter! Dies können nur Menschen sein mit großer Seele. Nicht gleich vom Format eines Mahatma Gandhis aber dennoch versehen mit den Eingebungen einer ranghöheren Dimension.

Menschen dieser Prägung besitzen innere Spiritualität, das heißt aber nicht gleichbedeutend, dass sie ihre Erkenntnisse aus dem subjektiven Polgebiet des Naturkontinuums schöpfen. Im Gegenteil sie erfahren sie als „reine Ereignisse“ aus der objektiven Zone universeller Zeitgeschichte. Diesen Sachverhalt hat Blüher sehr richtig dargestellt. Andere, die sich über sein Prinzip der Stromrichtung hinwegsetzen, erzeugen ebenfalls Wirkung, aber keine mitsinnige, in das verschränkte System des Universums hineinpassende.

Doch auch damit ist die Frage natürlich noch nicht beantwortet, wer sich als Lehrer im weitesten Sinne eignet. Zunächst einmal keiner der polarisiert. Aber auch niemand, dem es an Leidenschaft ermangelt Trennendes zu überwinden, indem er solches verständnisvoll und liebevoll zueinander

führt. Manchmal erleben wir, dass Menschen von dieser Größe sehr einsam sind, dass sie sogar missverstanden, angepöbelt und einem irgendwie gearteten Lager von Sektierern zugeordnet werden. Sie passen in ihrer unkonventionellen Art, hier: Bestimmtheit, dort: Unbestimmtheit, nicht ins Profil üblichen Rasterdenkens, denn sie sind unbestechliche Garanten höherer Werte. Zu Eugen Drewermann schreibt zum Beispiel Reinhold Gestrich: „Gerade er, der möchte, daß man keinen Menschen ausstößt“ wird nun „selbst ein Ausgestoßener. Man nimmt ihm übel, daß er grenzenlos geliebt hat. Man verlangt zurück und fordert ein: die Grenzziehungen, die Abriegelungen, die Einordnungen, die Einschnürungen – die Welt muß wieder sicherer werden; sie darf nicht so maßlos beunruhigt werden; wie der Mann aus Nazareth es wollte“.¹⁴⁷

Durch die Verkenntung der Fähigkeiten solcher weiter hinausdenkenden Seelen entsteht Orientierungslosigkeit und Groll unter jenen in der Gesellschaft, die noch ein natürliches, das heißt unverbildetes Gefühl für die notwendige Verankerung grundlegender Lebensprinzipien in einem zwar nicht quantifizierbaren aber umso qualitativvolleren Bereich des allgemeinen Daseins besitzen, die jedoch von nüchterner, liebloser Politik in ihren Gefühlen allein gelassen werden. In diesem Kontext sind auch die Medien vielfach keine Helfer, weil sie Dinge in ihrer oftmals aktionistischen Hast nur anreißen, ohne sie durchdrungen zu haben. Das harte Urteil „Lügenpresse“ meint deshalb gar nicht immer nur die Fake News, sondern die vielen Verkürzungen und Oberflächlichkeiten durch mangelnde Nähe. Gerade im Moment des Umbruchs vom Teilchen- in den Wellenmodus der gesellschaftlichen Erscheinung offenbaren die zur Darstellung linearer Ursache-Wirkungs-Prinzipien herabgesunkenen Medien ihre Grenzen. Das führt zu ihrer intuitiven Ablehnung.

Zu gewissen Zeiten hat man auch in der westlichen Hemisphäre die liebevolle Anrede, das ist eine „Seele von Mensch“ nicht nur als rührselige Apostrophierung angesehen, nein man hat den Wort-sinn verspürt. Man war sich klar darüber, dass die so angesprochenen Personen eine natürliche „Heiligkeit“ besaßen. In einer von der Technik im Übermaß infizierten Welt fehlt es sowohl an Glauben als auch an Einsicht, solche besonderen Qualitäten zu akzeptieren. Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit – diese Losung der französischen Revolution – hat eine Welt verändert, sie hat mit ihren vielfach selbstherrlichen, subjektivistischen Vertretern aber auch das Band zu höherer Geistigkeit im Universum zerrissen. Obrigkeit galt ihr nichts mehr. Und der eher oben verortete Gott fiel vom Sockel. Napoleon nutzte diese Gelegenheit und erklomm die frei gewordenen Höhen als gottgleicher und zugleich gottloser Imperator. Die über die magnetische Achse ans Irdische gekoppelte Seele (Ausdruck der Verbindung von Materie und Geist in höherer Dimension) wurde im gleichen Zuge diskreditiert. Die Kirche hatte sich ihrer bedient. Das konnte nur heißen, sich ihrer zu entledigen. Dabei hat die „Seele“ im kirchlichen Zusammenhang herzlich wenig mit jener Seele zu tun, die aus dem schon vorantiken Dreiklang von Körper, Seele und Geist zu uns spricht.

Unsere Gesellschaft braucht wieder diese „Seele“, diese „Seher“, die „weisen“ Männer und Frauen, die über den rein irdischen Dingen stehen und deren letzte Vertreter, wie jene 71 Frauen, die zum Beispiel noch zwischen 1646 und 1711 im thüringischen Georgental als Hexen auf dem Scheiterhaufen der Inquisition verbrannt worden sind, zugrunde gingen. Die, die sich über eine solche These entrüsten, dürften zu jener nachrückenden Garnitur von westlichen „Welterklärern“ gehören, die als Einäugige unter den Blinden ein einträgliches Geschäft gemacht haben.

Demokratische Öffentlichkeit mit Kunstsinn

Die Gesellschaft benötigt genauso und als Gegenpart aber auch die demokratische Öffentlichkeit. Nur im sich anerkennenden Wechselverhältnis der beiden genannten Kräfte wird es uns erneut gelingen, das Gemeinwesen liebevoll zu machen. Denn Demokratie für sich ist kein universelles

¹⁴⁷ Reinhold Gestrich: Eugen Drewermann – Glauben aus Leidenschaft, 1992 S.108

Heilmittel, auch wenn immer mal wieder gepriesen wird, dass Demokratie die beste Gesellschafts- und Regierungsform sei, die Deutschland je hatte. Das mag schon sein, aber es ist kein Grund, Prinzipielles außer Acht zu lassen und an der Anfälligkeit der Demokratie in Verbindung mit Erkennbar- und Verantwortlichkeit, zu kurzen Wahlperioden, einer schwierigen demographischen Situation (z.B. sehr viele ältere Menschen), zu weitmaschigen Gemeindestrukturen oder der gezielten politischen Einflussnahme durch finanzkräftige Kapitalgeber vorbeizudenken. Hier wären die Medien zwar ein wichtiges Korrektiv. Diese aber haben nicht nur durch Flüchtigkeit, sondern auch durch Abhängigkeit gegenüber ihren Kapitalgebern stark an Vertrauen verloren. Wer also nicht erkennen will, dass Veränderung auch hier rechtzeitig erforderlich ist – vor allem durch glaubhafte Persönlichkeit – wird sich den Vorwurf gefallen lassen müssen, autoritären Kräften – Diktatoren – sozusagen „alternativlos“ die Chance zum Totalverriss der Demokratie geboten zu haben.

Demokratie ist nur ein niedriges Podium des Meinungsaustausches, wenn verpasst wird, darin auch die künstlerischen, um nicht zu sagen unbestimmt kontingenten und ähnlichen Elemente des Lebens zu verankern. Dagegen sträuben sich Viele, weil sie meinen, damit Sicherheit und Fassbarkeit zu verlieren. Kunst hat einen eher zweifelhaften Ruf. Es geht aber kein Weg daran vorbei, weil sich sonst immer mehr Menschen in ihren individuellen Biographien und Erfahrungen – die doch einem Roman gleichen – unvertreten fühlen. Es fehlen ihnen die formbildenden, der Liebe nahen Anteile der Kunst. Auch an dieser Stelle noch einmal die Erinnerung daran, dass Kunst nicht nur Selbstzweck ist, sondern ein komplexes von Liebe und Gefühl bestimmtes Mittel, Fragmentierungen innerhalb des Körpers und der Gesellschaft auszudrücken und mithin zu beheben.

Insofern bedarf eine gefühlsverwirrte Zeit weiter entwickelter Kunst- und Kulturtechniken, die gerade Personen mit der Fähigkeit zur künstlerischen „Ableitung“ im politischen Meinungsbildungsprozess einbinden. Und es braucht viel engere Netzstrukturen, in denen die wichtige Anerkennung kreativ Handelnder überhaupt erst möglich wird. Verallgemeinerung und Abstraktion sind nämlich nicht nur in der Kunst, sondern auch im realen Leben bestenfalls Mittel der Wahl, wenn ein gegenständlicher Bezug der Sinne schon verloren gegangen ist und nun abstrakte Brückenkonstruktionen errichtet werden müssen. Das sind mehr oder weniger ästhetisierende Vereinfachungen, die die Psyche mitnehmen sollen, ohne künstlerisches Äquivalent aber auch zurücklassen. Letzteres ist der Nährboden für quälende Psychosen.

Eine geschliffene Demokratie ist bei näherer Betrachtung deshalb hohe Kunst. Sie kann es nicht weit bringen, wenn ihr das Detail fehlt und das Empathisch-Liebreiche, weil sie sonst lediglich Schnittmengen mit der Ratio findet. Das aber ist zu wenig, vor allem jenen Mitmenschen gegenüber, die darin nicht ihre Stärken besitzen. Immer öfter schließt man diese deshalb aus. Man könnte das als Arroganz des sensomotorischen Intellekts bezeichnen. Wirkliche Intelligenz besitzt dagegen nur der, welcher neben dem Verstand auch Vernunft sein Eigen nennt. Eine solche umsichtige Intelligenz oder Weisheit wird unter Rückgriff auf allgemeine und empirische Muster sehr schnell kundtun, dass die Ratio nur die eine Hälfte allen Wesens ausmacht, die andere Hälfte zu unterdrücken aber einer Art Apartheid gleichkommt, die Wut erzeugt.

Wer Wut zu einem Geschenk zu machen vermag, benötigt dazu einen guten Lehrer oder verpflichtenden Namen. Arun Gandhi, der Enkel Mahatma Gandhis, hat im Jahr 2017, offenbar als Reaktion auf das Buch „Das Zeitalter des Zorns“ von Pankaj Mishra, sehr persönliche Empfehlungen abgegeben, mit Wut umzugehen, die sonst alles auszulöschen vermag, was uns wert und wichtig ist.

¹⁴⁸ Er, wie viele andere, übersah dabei das zugrunde liegende philosophische Dilemma.

¹⁴⁸ Arun Gandhi: Wut ist ein Geschenk – Das Vermächtnis meines Großvaters Mahatma Gandhi, 2017

Unversicherbarkeit des Wandels

Und noch ein herausragender Antagonismus, der bei liebevoller Durchdringung eine für unsere Zeit und ihre Politik sehr wichtige Botschaft vermittelt: es ist der Antagonismus zwischen den Gegensätzen Leben und Tod.

Es gibt wenige Kulturen, in denen der Übergang zwischen den beiden unumgänglichen Phasen so angstbesetzt ist, wie unsere westliche. Intuitiv tun wir deshalb alles, den Zeitpunkt der Ablösung so lange, wie nur möglich, hinauszuzögern. Ärzte tun das in ihrer täglichen Praxis, oft selbst nicht wissend warum. Sie tun es zur Selbstberuhigung schließlich im Interesse eines bizarr abstrakten Humanismus oder aus Gründen der Haftbarkeit. Krankenkassen schließen sich dem an, in reinem Formalismus. Seniorenheime sowieso. Eine Tourismusindustrie generiert schließlich große Gewinne, indem sie den Alten noch einmal die Jugend verspricht und sie bis ans Ende der Welt befördert, wo sie doch besser unbelastet aber vorbereitet an den bevorstehenden Wechsel ihrer Daseinsform herangeführt würden. Allein, das ist der springende Punkt: Es gibt zwar das „C“ in der im Moment noch größten Volkspartei unseres Landes, aber es steht für nichts. In jedem Fall nicht für eine Glaubensüberzeugung, die das Zeug hätte, die Zukunft nach dem Tod wahrscheinlicher zu machen. Die Quantenphysik liefert hier mit den kühnen Ansätzen, die auf Wolfgang Pauli, Werner Heisenberg und andere zurückgehen, eine klare Arbeitsgrundlage. Denn es wird doch mehr als deutlich, dass auch wir über einen Weg der „Leidenschaft“ [Metaphysik im echten Wortsinn, d. Autor] in einen Zustand überwechseln, in der ein bis dahin maßgeblicher Determinismus durch Unbestimmtheit abgelöst wird. Diese Phase ist allein durch die als Metapher zu verstehende Geschichte von der Himmelfahrt Christi nach seiner nochmaligen, eigentlich völlig akausalen Rückkehr in den Kreis seiner Jünger plastisch geworden. Diese Metapher steht für unser aller Übergang in eine andere geistige Dimension, wenn wir dafür nur Bereitschaft zeigen und uns nicht vorschnell ins Fegefeuer des nächstbesten örtlichen Krematoriums begeben. Es wäre ein Akt von echter Nächstenliebe, unsere Alten auf diese Dimension ihres Neubeginns auch außerhalb der kirchlichen Fürsorge vorzubereiten, ihnen ein angemessenes Gefühl zu vermitteln, welches Wahrhaftigkeit und Entgegenkommen in Güte und Dialektik vereint. Alles andere führt zu Sucht - nach Tabletten, Rauschmitteln, billigen Ablenkungen

Sucht als Irrweg der Lieblosigkeit

Liebe ist ein gigantischer Komplex von rationalem, diffusem und irrationalen Austausch. Sie hier in jede Einzelheit zu zerlegen, würde ihr den Charme der Ganzheit und Leidenschaft nehmen. Andererseits gilt für sie das, was auch für alle anderen Kategorien der Philosophie gelten sollte, sie stehen niemals nur außerhalb des Diskurses, sondern immer mittendrin. Liebe hat im Verhältnis zu ihrem unmittelbaren Gegenpart, dem Hass, auch kein Primat. Wir können damit, wie Max Planck gemünzt auf die Wissenschaft sagte, auch nicht die letzten Rätsel der Natur lösen. Wir können es deswegen nicht, weil wir selbst ein Teil der Natur und damit auch ein Teil des Rätsels sind, das wir lösen wollen. Wir wollen unser Rätsel lösen, wollen unbedingt schlank werden, wollen zur Ruhe kommen, wollen das Bewusstsein erweitern, Liebe erfahren, suchen, suchen und finden die Lösung nicht. Dieser Zustand nicht zu bändigender, irrationaler Aufgewühltheit überfordert das Nervensystem und wird zu einem Fall, bei dem die Rückkopplung von Mess- und Steuergröße im Regelkreislauf von Verstand und Vernunft die kranke Form von Sehnsucht, nämlich Abhängigkeit erzeugt. Wir verstehen dann, dass Schokolade, Alkohol, Kaffee, Nikotin, ..., Drogen oder ähnliches unseren Körper extrem schädigen, wir verstehen auch, dass wir davon, einmal „eingestiegen“, nicht wieder werden lassen können. Da die Vernunft nicht „mitspielt“, bleibt das Verständnis allerdings folgenlos. Wir handeln unvernünftig! Das Ausbleiben der schöpferischen Vereinigung beider ist es, welches zu dieser Abhängigkeit von Ersatzmitteln führt und auch den Entzug vereitelt. Das eigentliche Dilemma, dass ohne die Mithilfe der Liebe wesentliche Grundwidersprüche unseres Lebens fortbestehen, gilt es auszuräumen.

Wir können gesellschaftlich nicht zaubern und wissen, dass es die Betroffenen selbst sind, die die, für ihre Heilung wichtige Erkenntnis erwerben und in ihrer Vernunft implementieren müssen. Und es ist, so unsystematisch, wie wir in der Regel vorgehen, auch eher Zufall, wenn eine Erlösung aus deren großen seelischen Zwängen erfolgt, die bis dahin weder philosophisch noch religiös verstanden worden sind. Ein wichtiger Schritt in die richtige Richtung wäre hier zu begreifen, dass immer der bestimmte und unbestimmte Anteil der eigenen Seele nach einer fruchtbringenden Vereinigung in Liebe sucht. Ärzte und Psychologen können den Vorgang der Suche bestenfalls unterstützen.

Teilen und Teil sein, das sind Begriffe mit einem paradigmatischen Hintergrund, dem die Liebe nur ausschnittsweise zugehört. Deshalb auch gibt es den Klassiker unter den Sprüchen zur Liebe: Liebe ist das Einzige, was sich, wenn man es teilt, vervielfacht. Hier wird das Paradoxe der Zuweisung in einen Ursache-Wirkungs-Zusammenhang sehr deutlich. Gleichzeitig aber blitzt der Gedanke auf, dass Liebe mehr sein muss, nämlich auch transzendental verknüpfte und bereichernde Wellenerscheinung.

15 einfache Sätze sollen umreißen, welchen Bedingungen die Liebe unterliegt:

1. Liebe umfassend zu beschreiben ist aussichtslos; wir erhaschen immer nur einen Hauch ihrer Flüchtigkeit. Sie ist selten linear.
2. Die Liebe als Sache, als Vorgang und Gedanke bezeichnet die Unzahl von Wahrscheinlichkeiten, der sie selbst fähig ist.
3. Liebe kann man nicht „wollen können“, Liebe kommt aus einer anderen Dimension, wenn dazu mit Aufmerksamkeit der Boden bereitet ist; sie ist ein reines Ereignis, welches einfach passiert.
4. Zur Bodenbereitung echter Liebe gehört als Wichtigstes Vertrauen.
5. Liebe ist Funktion zur fruchtbaren Vereinbarkeit von Gegensätzen, sie ist die Kunst des „Erkennens“ und Heilens nach dem Prinzip der Ähnlichkeit.
6. Liebe hat jenes dritte Auge über dem Zwerchfell, welches uns wächst, wenn die Notwendigkeit des äußeren Lebens in Resonanz mit unserer inneren, wesenseigenen Natur gerät.
7. Das Geben ist der einfachen Liebe bekömmlicher als das Nehmen; bei höherer Liebe ist es umgekehrt.
8. Je weiter die Liebe aus dem triebhaften „Ich“ gerät, desto feiner dosiert und ähnlicher sollte sie sein.
9. Liebe in eigener Sache ist oft ratlos, das macht ihre prominente Stellung auf der Achse zwischen Subjekt und Objekt, für den Nächsten ist sie ein unermüdlicher Dienstleister.
10. Als Dienstleister für Dritte ist die Liebe gefesselt durch ihren Kontrahenten, den Hass.
11. Liebe unterscheidet nicht: die, auf die Liebe sich einlässt, stehen dem Himmel so nah wie der Hölle.
12. Liebe ohne Hass ist erkenntnistheoretisch nicht fruchtbar, wie Gott nicht ohne Teufel; Hass ist der graue Stoff, in dem echte Liebe Farbe erhält.
13. Sind Liebe und Hass zu groß, werden sie sich nicht begegnen.
14. Liebe ist die gesunde, Hass die kranke Funktion der Seele, in der Leidenschaft begegnen sie sich.
15. Polarisierungen sind Kriegszustände in denen die Liebe schweigt und die Waffen des Hasses sprechen.

Zur Triebkraft

Schon Blüher und Bock versuchten, die Philosophie auf den ihr gebührenden, zentralen Platz im System der Wissenschaften zurückzuführen. Ihre Argumentation, dass es zum transzendentalen Subjekt Kants auch ein adäquates transzendentes Objekt geben müsse, dem man nachspüren müsse, ist überzeugend. Sie fanden durch die unglücklichen Nachkriegsumstände aber nicht zu einer größeren Zahl dankbarer Leser.

Beide Autoren besaßen eine große Aufgeschlossenheit gegenüber den Forschungsergebnissen ihrer Zeit. Sie drängten allerdings darauf, nur Wissenschaft zu nennen, was ihrer Auffassung nach diesen Namen verdient; nicht die fleißige Gelehrtentätigkeit fand ihre namentliche Anerkennung, es waren vielmehr die Offenbarungen, die großen Geistern nach hartem Kampf in Sternstunden zuteilwerden. Darin erblickten sie die aus der transzendentalen Objektebene kommenden „reinen Ereignisse“, die das Leben schöpferisch bereichern.

Der Weg zur Beschäftigung mit der Liebe und mit Gott ist davon nicht weit. Aber auch in dieser Angelegenheit schoben sich in den 1950er Jahren noch Hindernisse in den Weg. Es fehlte an der Mitsinnigkeit der damaligen gesellschaftlichen Entwicklung. Insofern öffnete sich in Sachen „Liebe“ lediglich ein Ventil Richtung sexueller Revolution. Alles darüber Hinausgehende blieb in Normen gefangen, die der etwas verstockten, alten Werteordnung entsprachen.

Die von beiden Autoren praktizierte Ausklammerung akausaler, besser kontingenter bzw. ähnlicher Prozesse aus dem philosophischen Diskurs findet ein ähnliches Erklärungsmuster. Hier hemmte einerseits noch die von Kant gesetzte Diktion, welche Kausalität zur allgemeinen philosophischen Kategorie erhoben hat und das bei nicht verschränkten Vorgängen zurecht. Bei Prozessen innerhalb eines quantenphysikalischen Rahmens gibt es allerdings auch Unbestimmtheiten, die irdisch definitiv unauflösbar bleiben. Hier hat die Kausalität in ihrer üblichen Definition keinen Platz. Emotional steckten Blüher und Bock nach zwei verheerenden Kriegen andererseits selbst noch in einem Paradigma, das Ordnung abverlangte. Darauf reimte sich Chaos, Akausalität und Kontrollverlust nicht. Der die Welt dual, in Quaternität oder räumlich-netzartiger Synchronizität vereinende, große Wurf konnte unter solchen Prämissen kaum gelingen.

Die Absätze zwischen den einzelnen Gedanken in dem bisher unveröffentlichten Manuskript Hartmut Bocks drängten jedoch Ergänzung förmlich auf. Diese sind einerseits das Ergebnis vieler wissenschaftlicher Erkenntnisse, als Knospen des geistigen Frühlings Anfang des 20. Jahrhunderts. Beinahe wären sie im Hagelschlag menschlichen Irrsinns gänzlich vernichtet worden. Es sind komplementär aber auch erste Gedanken, die zu den Blüten des gerade begonnenen Informationszeitalters gehören.

Großer Wert wurde darauf gelegt, bei den ergänzenden Einträgen die ursprünglichen Argumentationslinien nur wenig zu verfälschen. Das gelang mit der Zeit immer besser und ließ den fließenden Text zu einem wirklichen Zwiegespräch werden, ein achtungsvolles und anerkennendes Gespräch zwischen dem schon 1975 verstorbenen Geistlichen und dem in Glaubensfragen anders denkenden 60 Jahre später, ganz im Sinne jenes einenden Aktes der Liebe, die „erkennen“ und verstehen will. Es bleibt dennoch Spekulation, wie Bock reagiert hätte, wenn es den Dialog tatsächlich und von Angesicht zu Angesicht gegeben hätte. Unverkennbar ist ja, dass sein redliches Bemühen darin besteht, die christliche Kirche unter Zuhilfenahme und kritischer Verwendung der Blüherschen Thesen auf einen neuen, philosophisch untermauerten Stand zu bringen.

Dies gelingt in der notwendigen Konsequenz nicht, wohl auch deshalb, weil der Autor in einer Haltung stecken bleibt, in der er noch nicht bereit ist, alle Grundfragen des Glaubens auf den Prüfstand zu stellen. Die so wichtige Angelegenheit der Liebe blieb deshalb bestenfalls angerissen, in ihrer höheren Wertigkeit aber unentdeckt. Der Zwang philosophisch zu bleiben, verwehrte zudem,

mit dieser Liebe mehr anzufangen, als ihr erneut nur eine platonische Würdigung zukommen zu lassen. In lieblosen Zeiten nützen die Plattitüden und Abstraktionen aber niemanden.

Es wurde nun über den Umweg der modernen Physik versucht, dem Phänomen der Liebe als Sache, Vorgang und Gedanke etwas näher zu rücken. Und die Dynamik der Entwicklung will es so, dass wir heute synchronistisch in einer ähnlichen Situation stecken wie vor etwa 100 Jahren, als die Relativitätstheorie und Quantenmechanik das Licht der Welt erblickten. Dahinter muss man kein kabbalistisches Zahlenspiel sehen. Es reicht, wenn man erkennt, dass machtpolitische Konstellationen sich in ähnlicher Qualität wiederholen und aus einem verlockenden Frühling ein weltpolitischer Alptraum werden kann.

Gegen eine solche Bedrohung etwas zu tun, scheint aussichtslos. Einen winzig kleinen Hoffnungsschimmer gibt es aber: nämlich gerade durch die Kunst der Liebe, die so schmäählich vergessen wurde in ihrer Vielgestalt. Ihr Wirkungsfeld sind Materie, Geist und Seele gleichermaßen.

Die technische Entwicklung, die sich heute nur noch durch Wachstum auf Kosten einer malträtierten Natur vollziehen lässt, benötigt ihren natürlichen Gegenpol, denn Natur und Technik haben beide für sich keine Chance. Nur ein Band nichtmaterieller, selbstloser Liebe, unter den, den Richtungsstreit vertretenden Seiten, vermag hier zu versöhnen, so dass kein allesvernichtender Hass ausbricht.

Das Thema vermeintlich ungerecht aufgeteilter Märkte war schon Anfang des letzten Jahrhunderts die Triebkraft der geopolitischen Konflikte. Auch damals ging es um Überfremdung durch Zuwanderer als Argument für die spürbare Entfremdung in der eignen Haut. Eine auf derart große technische und gesellschaftliche Veränderung nicht eingerichtete Psyche vermochte die sich vollziehenden Prozesse in ihrer neuen Dimension allein nicht zu fassen. Die Entwicklung der Psychoanalytik, gerade zu dieser Zeit, ist ein deutliches Symptom dafür.

Heute stehen wir vor einer vergleichbaren Herausforderung, sind aber geistig kaum weiter, nur dass unser Handeln noch weltumspannender angelegt ist. Die Märsche von Migranten aus Afrika und Südamerika in Richtung der großen westlichen Zivilisationen mögen manchen eine Vorahnung der bevorstehenden Götterdämmerung sein. Es wird deshalb höchste Not, die Instrumente der Liebe, die wir alle besitzen, neu einzustimmen. Wir werden sie gut gebrauchen können.

An all jene gerichtet, die im Reflex sehr richtig die als „Gutmenschen“ titulieren, denen angesichts der sich auf den Weg machenden Menschenflut nichts anderes einfällt, als die Arme zu einem Willkommensgruß auszubreiten: münzt Eure Häme gegenüber diesen Arglosen um in Neugier auf die Kraft der Gutwilligkeit. Und andersherum an jene, die Ihr Euch moralisch überlegen fühlt, angesichts einer oftmals unbegründeten Angst vor Fremdheit; versetzt Euch hinein in die Lage der Menschen, die sich selbst nicht mehr finden in ihrer Haut, weil ihnen letzte Reste einer ohnehin nur schwach verwurzelten Kultur und des Vertrauens verloren gehen. Kommt zueinander und sprecht über Eure Konzepte. Vergesst bei Allem aber nicht das Unrecht zu beseitigen, das Afrikaner, Lateinamerikaner und Osteuropäer als Bettler zum Aufbruch treibt. Entwickelt vielmehr gemeinsam fruchtbringende Lösungen, die Konflikte zu befrieden und jedem dort, wo er lebt und arbeitet in der Welt eine menschliche Existenz ohne Kriege zu sichern.

Von Geburt her sind wir alle angelegt, Leidenschaften zwischen Vertrautheit und Fremdheit (Angst) kulturvoll zu leben. Grundvoraussetzung dafür sind aber die Entdeckung des eigenen Vertrauens, die wohlwollende Aufmerksamkeit für das Fremde und ein auf Kenntnisse bauendes Wertebewusstsein. Und ein Letztes: Liebe als Daseinsform der Leidenschaft kommt aus der Mitte und deshalb tut auch jedes Gemeinwesen gut, seine Mitte zu finden und so groß wie nur möglich zu halten.